Princeton University Library
32101 073390690

AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

SCHWEIZER NOVELLEN

VON

AUGUST STRINDBERG

BERLIN SCHUSTER & LOEFFLER

3367
.5
.383
.9

Library of

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

SCHWEIZER NOVELLEN

AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

UNTER MITWIRKUNG
VON
EMIL SCHERING

VOM VERFASSER SELBST VERANSTALTET

II. ABTEILUNG. ROMANE UND NOVELLEN

SONDERAUSGABE: SCHWEIZER NOVELLEN

(MITTE DER 1880ER JAHRE)

LEIPZIG 1903
HERMANN SEEMANN NACHFOLGER

AUGUST STRINDBERG

SCHWEIZER NOVELLEN

AUS DEM SCHWEDISCHEN

VON

EMIL SCHERING

LEIPZIG 1903
HERMANN SEEMANN NACHFOLGER

J. Müller, München

GESCHÜTZT DURCH DIE GESETZE UND VERTRÄGE
ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG.

Digitized by Google

SCHWEIZER NOVELLEN

5-26-42- Lawrence Phelps . . 65

3367
.5
.383
.9

926910

Digitized by Google

NEUBAU

RÜCKFALL

ÜBER DEN WOLKEN

GEWISSENSQUAL

AUF ZUR SONNE

NEUBAU.

Es war ein Maiabend am Genfer See, als die Weinstöcke ihre ersten Triebe machten, als die Nachtigall Tag und Nacht in der Libanonceder des Beau-Rivage sang, als die Rosen Mauern und Wände bekleideten; als das Bambusgras in dem warmen Südwind wehte und die Feigenbäume sich belaubten. Die frischgestrichenen Lustboote schaukelten in dem kleinen Hafen hinter der Mole und hatten die Flaggen aller Nationen gehißt, die in friedlichem Spiele flatterten, einander schmitzend wie badende Jungen, sich umeinander schlingend, der bleiche Halbmond an der Seite des glänzenden Sternenbanners, der schwarze Adler die Tricolore liebkosend, Albions blutrote Leinwand mit ihrer blauen Ecke als dem Zeichen der Erinnerung an die blutgetränkten blauen Berge und Seen des Schwesterlandes, Spaniens rotgelbe und Griechenlands blauweiße, alle für den Augenblick von dem Gottesfrieden des weißen Kreuzes auf rotem Grunde der Eidgenossenschaft verklärt, alle von derselben Abendsonne beschienen und sich gegen die heiligen Savoyer Alpen abzeichnend, wo nur die Büchse des Gemsjägers das Schweigen stören darf nach dem Geknall der letzten für immer ausgewiesenen Kanonen und Chassepotgewehre.

Frohe freundliche Menschen strömten hinab in den Park des Beau-Rivage, um die Magnolie blühen zu sehen. Da stand der Wunderbaum mit seinen dunklen geschmeidigen Zweigen ohne ein Blatt, aber

von der Spitze bis zur Wurzel in wohl tausend weiße Glocken mit violettem Grunde gekleidet. Der Gärtner hatte zwischen Lorbeern und japanischen Mispeln einen Platz für sie ausgehauen, auf daß sie, die Königin aus fremden sonnigen Ländern, den bewundernden Menschen ihre Schönheit zeigen konnte. Man näherte sich ihr mit Ehrfurcht, das Lachen hörte auf, und die Fremdlinge, die sie das erste Mal sahen, blieben mit Ernst und in Bestürzung wie vor einer Offenbarung stehen. Man möchte ihr näher kommen, um sie zu berühren, sie mit seinen Sinnen zu empfinden, aber die wohlgeschorene Grasmatte hält die Profanen entfernt. Die schreienden Tulpen auf der Rabatte wurden von der einfachen weißen Blütenpracht zum Schweigen gebracht, weiß wie der Schmuck einer Braut oder der Leiche, und die schwarze Ceder streckte ihre langen Zweige mit den nach oben gebogenen Jahrestrieben wie Finger aus, die Schönste auf der großen Hochzeit des Frühlings segnend.

Auf einer Bank unten am Seerande saßen zwei alte Damen, beide elegant gekleidet, vielleicht in etwas zu lebhafte Farben und zu modernen Schnitt für ihre fünfzig Jahre. Die eine hatte eine Saturday-Review in der Hand, deren Lettern sie durch ein goldenes Binocle betrachtete; ihr Gesicht war verwelkt, weißgelb, streng, und ihre Nase hatte jene vornehme Form bekommen, die reiche Eltern und ein edles Gemüt ausdrücken soll. Als sie von dem Buche aufguckte und auf die schönste Aussicht der Welt sah, geschah es auch mit einem Rümpfen der Nase, als sei in der Anordnung der Alpen und der Sonne ein Fehler gemacht.

Die andere Dame, ihre Schwester, sah wie das Wohlwollen, die Nachsicht, die Genügsamkeit selbst aus, und ihr rundes, freundliches Gesicht nickte allem, was sie sah, Beifall zu, und sie wich allen Schatten, allen Flecken aus, und wenn sie ihnen nicht entkommen konnte, schloß sie die Augen und dachte an etwas Schönes. Wenn jemand von einem unglücklichen Er-

eignis, einem Verbrechen, sprechen wollte, so bat sie, es nicht hören zu brauchen; das tue ihr nur weh, und sie könne geschehene Dinge nicht ungeschehen machen. Sie fächelte sich mit einer zusammengefalteten Zeitung.

Zwischen den beiden Damen saß ein junges Mädchen von dem in der Schweiz für schön angesehenen Typus: das Oval, die niedrige Stirn, die gerade schmale Nase, welche die Mütter dadurch hervorzubringen suchen, daß sie die Stumpfnase des Kindes fleißig zusammendrücken; hochbusig und mit geraden Schultern, schmaler Taille, wie die Frauenmode im Mittelalter war. Aber ihr Haar war weißlich. Sie hatte ein Buch auf den Knieen und sah unruhig aus und um sich, nach allem und allen. Sie sah nach dem Schwan, der am Seeufer mit seinen eben ausgebrüteten Jungen schwamm; sie sah nach den amerikanischen Knaben, die mit ihren Schwimmanzügen in das Badehaus hinuntergingen; sie sah nach den Segelbooten, die draußen auf dem See kreuzten; sie sah nach den Möven, die dahin flogen, wohin sie wollten. Schließlich, als sie alles gesehen, klappte sie das Buch zu und sagte mit einer müden Stimme:

„Wer doch ein Schwan wäre."

„Ein Schwan?" antwortete die strenge, unverheiratete Tante. „Welcher Einfall! Und jeden April fünf Junge bekommen!"

„Was ist denn meiner Blanche heute Abend!" sagte die wohlwollende Tante, die Witwe war und ein totes Kind hatte.

„Oh, es ist nichts", antwortete Blanche und errötete.

Es wurde wieder still.

Jetzt kam ein Trupp Bergsteiger, englische Burschen und Mädchen, mit Alpenstöcken und Ränzeln, an ihnen vorbei. Sie gingen Arm in Arm und sahen froh und glücklich aus. Wie männlich die Mädchen aussehen, dachte Blanche, als sie deren Gamaschen, kurze Röcke und schottischen Wollmützen sah. Und

sie würden die Nacht in einer Sennhütte schlafen und bei Sonnenaufgang auf die Alpe steigen; und Käse und Brot essen und weißen Wein trinken. Ohne Eltern, Tanten und Lehrerinnen. Sie fühlte sich wie eine Gefangene, bewacht von zwei Wächterinnen, die niemals einschlafen konnten. Wenn sie gebeten hätte, baden zu dürfen, wären sie ihr mit zwei Thermometern gefolgt; hätte sie gebeten, auf den See hinaus rudern zu dürfen, hätten sie drei Männer und zwei Gesangbücher mitgenommen; hätte sie darum gebeten, mit Kameradinnen ausgehen zu dürfen, wären sie mitgekommen. Dachte sie einmal einen unbändigen Gedanken, so lasen die beiden Tanten ihn sofort und ertappten sie; empfand sie Gefühle aufrührerischer Art, wurde sie sofort durchschaut. Sie haßte sie. Sie wollte ihnen davon laufen, sich in den See stürzen, aber dann fühlte ihr wohl dressiertes Herz einen Stich. Sie war undankbar; diese beiden Menschen lebten nur für sie, und sie war ihre einzige Freude. Sie war ihre Freude, aber was machten sie ihr für eine Freude. Ja, sie gaben ihr Lebensunterhalt und Erziehung, aber ein Kind kann sich nicht für Lebensunterhalt dankbar fühlen, denn es hat noch nicht entdeckt, daß man für das bloße Leben dankbar sein muß.

Aber die Erziehung! Das war wahr; sie war dazu ausersehen, ihr ganzes Geschlecht zu rächen; sie sollte Studentin werden und der Welt zeigen, daß das Weib dem Manne nicht untergeordnet sei, was die Welt nie bezweifelt hatte, was aber der strengen Tante ganz klar war. Sie sollte rächen, das Unrecht rächen, das die strenge Tante von dem ganzen männlichen Geschlecht erlitten hatte, weil kein einziger von ihren Freiern Leutnant bei der Kavallerie gewesen war. Sie sollte außerdem der wohlwollenden Tante ihren verlorenen Mann und ihr totes Kind ersetzen. Sie mußte all die Zärtlichkeit erleiden, die diesem im Leben zugedacht war. Das war ihre doppelte Aufgabe, aber die stellte sie nicht zufrieden. Sie hatte kürzlich von den anthropomorphen Affen gelesen, die von einem

Männchen tyrannisiert wurden, welches die ganze junge Truppe für sich leben ließ, bis die Jungen heranwuchsen, wo sie regelmäßig revoltierten und sich befreiten. Die Ordnung der Natur schien in der Natur ungleich zu sein.

Jetzt kam eine Schar Studenten unter Gesang und mit Trommeln und Fahnen an den Strand hinunter, wo flaggende Boote ihrer warteten, um sie zu einer Regatta zu führen. Ihre Couleurmützen, ihre bunten Verbindungsbänder über den Westen, ihre freien Bewegungen in den Booten, das aufmunternde Trommelschlagen, alles machte Blanche noch unruhiger.

Die Tante mit der Review besah die Studenten durch ihr Binocle mit einem grauen, boshaften Auge, als ob sie dächte: wartet nur! — Blanche aber dachte: in drei Wochen bin ich auch Student! Doch ein Mann werde ich nie.

Was ist dieser Seufzer des weiblichen Geschlechts, den man durch die Stürme der Zeit hört: wenn ich ein Mann wäre! Ist es die Empörung gegen die männlichen Unterdrücker? Nein, Blanche wurde ja von zwei Frauen unterdrückt, und alle Männer donnern auch gegen die Unterdrückung! Ist es das Urteil der Kultur über sich selbst? Ist es die verstümmelte, unterjochte Natur, die lieber nichts will, Vernichtung des Geschlechts, der Naturgesetze, als halbes nichts, halbes etwas! Ist nicht die Sehnsucht des Weibes nach Freiheit dasselbe wie die des Mannes?

Blanche fühlte sich krank. Sie wollte nach Hause gehen. Es fing an, kalt zu werden. Die alten Frauen standen auf, und die strenge Tante Berthe, der das Gehen schwer fiel, nahm aus alter Gewohnheit Blanches Arm. Und so gingen sie, Schritt für Schritt. Blanche hörte den Gesang der Studenten draußen auf dem See. Und jetzt mußte sie dem sonnigen Bilde den Rücken kehren und in die graue Stadt zurückgehen. Und ihre Füße wollten laufen, aber der Arm der Tante hielt sie wie eine Krücke; sie fühlte, wie ihr magerer Arm den ihren umfaßte; sie war an das

Alter festgeschlossen, an die selbstsüchtige Zärtlichkeit gefesselt, die zu geben glaubte, wo sie doch empfing.

Schritt für Schritt, wie eine Wanderung zum Grabe, ging die Rückkehr zur Eisenbahnstation vor sich, und ab und zu mußte man stehen bleiben, damit Tante Berthe Atem holen konnte.

Und dann krochen sie in das Coupé hinein, saßen da und starrten die Annoncen an der Wand des Bahnhofsgebäudes an, und dann wurden sie durch die Tunnel nach Lausanne hinaufgeschleppt.

Nach beendetem Souper sollte Blanche über die Straße zu einigen Freundinnen gehen, die Geburtstag feierten, aber das Kindermädchen sollte sie um zehn Uhr abholen. Blanche war nicht wohl und zog vor, zu Hause zu bleiben, denn sie hatte Kopfschmerzen und fror. Sie ging auf ihr Zimmer, das hinter dem der Tanten lag, und sie bat allein sein zu dürfen, weil sie lernen wolle. Es war ein großes schönes Zimmer mit kleinen Luxusartikeln überfüllt. Die Möbel waren gepolstert und mit Kissen belegt, der Boden war mit Teppichen bedeckt, die Wände mit Bildern bekleidet. Aber statt der Toilette stand eine Schreibchiffonière da, statt einer Kommode ein kolossaler Mahagonitisch mit Kasten und Fächern, und zwei gewaltige Büchergestelle paradierten an jeder Seite des Fensters. Aus der Büchersammlung leuchteten die gute Revue Suisse mit ihren blauen Umschlägen, die Revue des deux Mondes mit ihren fleischroten hervor; da stand Thomas a Kempis und Bunyan, Currer Bell, Mrs. Gore und Miß Kavanagh. Der Schreibtisch war mit Schulbüchern und Aufsatzheften bedeckt. Blanche setzte sich an den Tisch und blätterte. Hier lagen also die Befreier, die sie dem Manne gleich machen sollten. Wunderlich war es, fand sie, aber sie hatte von der Befreiung noch nichts gemerkt. Ihr Kopf war schwerer,

aber ihre Gedanken unfreier. Sie hatte in all diesen Büchern, die vom Staate gebilligt und garantiert waren, nicht ein Wort der Befreiung gelesen. Sie handelten ja nur von Unwirklichkeiten, von dem was gewesen, von dem was nie mehr werden konnte; aber von dem jetzt lebenden Leben, von der Zukunft stand da nicht ein Wort. Es war ja nur eine Verherrlichung der menschlichen Torheit. Da stand der große Reformator Calvin, der, kaum den Flammen entgangen, weil er nicht an das Mysterium des Abendmahls glaubte, Michael Servet verbrennen ließ, weil dieser die Dreieinigkeit für einen Widerspruch in sich selbst hielt. Da wurde der Meineidige und Anarchist Wilhelm Tell gepriesen, der, „streng genommen", kein ehrlicher Mann war, da er seinen Eid brach und das Volk aufwiegelte. Sie fragte sich, wie sie einem Buchfink so nahe kommen könne, daß sie die Deckfedern zu zählen vermöchte, um ihn nicht für einen Graufink zu nehmen. Sie war ganz sicher, daß sie einen Mistkäfer nicht für einen Sandjäger halten würde, obgleich sie nicht die Glieder des Tarsus summierte; und auf dem Markt würde sie schon ein Rotauge von einem Barsch unterscheiden, ohne zu wissen, wieviele Schuppen der eine und der andere an der Seitenlinie hatte. Sie hatte keine Hoffnung, jemals in ihrem Leben ein rechtwinkliges Dreieck zu treffen und einen Kleingläubigen überzeugen zu können, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich dem Quadrat der beiden Katheten sei. Sie wußte nicht, wozu sie die Logarithmen anwenden sollte, da sie nicht Seekapitän werden wollte, und Christoph Columbus außerdem Amerika ohne Logarithmen entdeckt hatte, an deren Aufstellung sich erst Leibniz ein paar hundert Jahre später ergötzte. Sie verstand nicht, was sie mit den neueren Vermutungen der Astronomie sollte, da bereits die Egypter ohne Herschels Teleskop den Kalender aufgesetzt hatten; begriff nicht, was sie mit Archimedes' Sätzen und Mariottes Gesetzen sollte, wo Edison das Telephon ohne sie erfunden hatte. Worin lag denn das Freimachende der Bücher? Im Diplom

oder der Rache, von der die Tante stets sprach? Aber an wem sollte sie sich rächen? Männer hatten sie nie unterdrückt, aber alle Frauen. Ihre verstorbene Mutter hatte sie bewacht; der Vater war nie zu Hause gewesen; ihre Lehrerinnen hatten sie wie eine Gefangene eingeschlossen, Lehrer hatte sie nie gehabt, nur einmal einen Klavierlehrer, welcher für sie in den Tod gehen wollte und deshalb verabschiedet wurde; ihre Tanten hatten sie wie ein Lamm gehütet! Warum? Um sie vor fallenden Dachziegeln, vor Feuersgefahr und Erdbeben zu schützen? Nein bewahre! Vor etwas anderem? Was für anderes? Vor bösen Buben? Die waren stets freundlich und dienstbeflissen, und sie liebte sie mehr als die Freundinnen, die nur neidisch und boshaft waren. Warum sollte sie nun vor ihnen geschützt werden, und warum sich rächen? Sollte sie einmal zu solcher Macht gelangen, daß sie ihre Hand gegen Feinde erheben könnte, so würde es nicht gegen die Männer sein! O, wenn doch ein Mann käme und sie befreite! Er dürfte lehmige Stiefel haben, nach Tabak riechen und unrasiert sein, alles Eigenschaften, die Tante Berthe verabscheute.

Sie sah sich im Zimmer um wie nach einem Ausgang; es gab keinen; es war ein Sack, eine Mausefalle, und draußen lagen die Katzen und warteten. Sie stand auf und begann auf dem Teppich auf und ab zu gehen wie eine Gefangene. Ihr Kopf schmerzte. Sie holte eine Flasche Essig hervor, aus einem Schrank, denn eine Studentin dürfte keine Toilette haben, sagte Tante Berthe. Sie weichte ein Handtuch in Essig ein und legte es um die Stirn. Darauf guckte sie in den Spiegel; sie war ganz rot, nur nicht um die Augen. War es die Gesundheit, die die Bücher nicht ganz hatten zerstören können, oder Krankheit? Wie es auch sein mochte, die rote Farbe schien ihr nicht zu gefallen, und sie setzte die Flasche an den Mund, trank einen Schluck, ohne eine Grimasse zu schneiden, als wäre sie an den Trank gewöhnt, und stellte darauf die Flasche fort. Sie machte das Fenster auf und suchte tief Atem

zu holen, aber die Luft war heiß und trocken, und la bise hatte viel Staub aufgewirbelt, so daß sie sofort das Fenster schloß und das Rouleau herabließ. Sie steckte die Lampe auf dem Divantisch an. Auf der Etagère daneben stand ein Kästchen mit Parfümerien. Blanche warf die Augen darauf, guckte nach der Tür, schlich mit leisen Schritten hin, lauschte und schob den Riegel vor. Trat an den Schrank und nahm einen mit blauer Seide gefütterten Pelz heraus; zog den über die Schultern, kroch in die Sofaecke hinauf und stellte das Kästchen auf ihre Kniee.

Es lag etwas Unbestimmbares, Bastardartiges über diesem Bilde, das der gedämpfte Schein der Lampe beleuchtete. Die Kammer, die Kreuzung von dem Boudoir eines Mädchens, einer Studentenbude und einem Großhändlerkontor. Die Besitzerin auf dem Sofa, mit dem Gesicht eines Mädchens, dem Nacken eines Knaben, den tintigen Fingern eines Schreibers und den hochgewölbten Füßen einer Tänzerin. Der Stehkragen mit dem Seemannsknoten über dem weiblichen Busen. Der widrige Geruch des Essigs, der sich jetzt mit dem des Parfüms vermengte, das sie über sich sprühte. Zuerst kam ein Regen des Narzissenduftes von Ylang-ylang, der das Zimmer betäubend füllte. Blanche öffnete die Nasenlöcher und mit weitgeöffnetem Munde atmete sie die berauschende Luft ein, während das Blut ihr in die vom Essig gebleichten Hautgefäße der Backen stieg. Darauf folgte ein Staubregen von Muguet, keusch wie der reine Frühlingsduft der Maiblumen. Jetzt schloß sie die Augen, als ob sie Gesichte sähe, Vorsommerlandschaften mit ungemähten Wiesen und blühenden Obstbäumen, spielenden Kindern und ziehenden Wolken; sie hörte Alpenhörner und Bachrauschen, Dampferglocken und Jünglingschöre. Ihre ganze triste, gleichmäßig graue Jugend war vergessen; Gebete und Schulbücher, Kataplasmen und Kampfer, Bankschlüssel und Konferenzen, Examenrede mit Dankbarkeitsforderung, Zärtlichkeit mit Gequäle und Liebe mit Strafarbeiten. Die Träume fingen an zu verdunsten, die

Bilder zu verblassen, und die Erinnerungen an die Wirklichkeit stiegen empor. Sie öffnete wieder das Kästchen, und über den Teppich rauschte ein neuer Regen, und jetzt war es der Nachsommer mit frischgehauenem Heu; die Wiesen gemäht, die Blumen waren wohl getrocknetes Futter geworden, bereit, in Exportbutter verwandelt zu werden; die Sonne geht zeitig zu Bett wie ein alter Mensch; die Vögel hören auf zu singen, und die Walnußbäume stehen struppig da, aber voller Nüsse. Der Sommer ist vorbei und der Herbst ist da. Nein, noch nicht Herbst! Und Blanche nahm eine neue Flasche Violette. Und nun sprossen wieder Veilchen und Tazetten aus den Rauten und Zik-zaks des staubigen Teppichs empor, Tauben gurrten und der Schnee schmolz; die Schwäne schnäbelten sich und die Fische laichten, die Grillen zirpten und die harzigen Knospen der Kastanie sprangen auf, damit die Blüte hervorkomme und im Sonnenlicht ihre Bestimmung erfülle.

Nun schloß sie die Augen, und der Busen hob sich, während das Blut flammend ihr in die Backen stieg. Sie war in der Kathedrale zu Freiburg, an einem Sommerabend; die Orgel spielte in der ersten Dämmerung; die Tür zur Kapelle des heiligen Grabes steht offen; da liegt der Erlöser tot; daneben stehen die trauernden Frauen; die Orgel tönt und braust: dies irae, dies illa, dies irae, dies illa; es sind Menschenstimmen, es sind Engelstimmen, es sind Titanenstimmen, die die Gewölbe heben wollen, aber draußen dunkelt es immer mehr und mehr, und die gemalten Fenster mit ihren Königen und Heiligen verlieren die Farbe; die Stämme der Pfeiler rücken näher aneinander wie eine Pappelallee, die Bänke und Betstühle rotten sich zusammen wie eine Menschenmasse; da hört man ein Donnern, als ob man mit Kanonenwagen über das kupferne Dach führe, ein violetter Blitz schlägt mitten durch die Gewölbe und erleuchtet das Altarbild in der Kapelle des heiligen Franziscus; und es wird so hell, daß man die gemalten Worte lesen

kann: Kreuzige das Fleisch! Aber die Orgel, die vom Donner überstimmt wird, nimmt den Zweikampf auf, der unsichtbare Organist koppelt die Register; es entsteht eine Pause, während der die Flötenstimme allein einen Ton aushält, einen Ton, der von anderen in höheren und niedrigen Oktaven ergänzt, der von Terzen verstärkt wird, der sich an Septimen bricht, sich an Quinten schneidet; neue Stimmen heben an, Oboe und Fagott, vox humana und Posaunen; die Pedale fallen mit den Bassen ein, und nun stürmen Tonmassen dahin wie Titanenchöre, wie Herausforderungen an neidische Mächte, herzzerreißend wie das Jammern unseliger Menschen; aber der Donner wird stärker, und das Krachen verdoppelt sich durch das Echo in den Freiburger Alpen und den tiefen Flußtälern der Sarine; die Orgel ahmt seine Stimme nach und schnaubt und braust, schreit und lärmt, aber da kommt ein Blitz, dem ein Knall folgt, als ob alles Stangeneisen der Welt vom Himmel auf die hängende Brücke geschleudert würde, die Fenster zittern und die Türen schlagen zu. Da verstummt die Orgel; sie kann nicht trotzen, aber sie kann spotten; und die Flöte begleitet die spielende Obligatarie der Menschenstimme, die allmählich von der Romanze zu der weltlichen Weise übergeht, von der Weise zum zügellosen Tanz; die blanken Pfeifen der Orgel werden riesengroße Syrinxe, und die runden Backen der vergoldeten Engel fallen ein, das Kinn geht in einen Bocksbart über, und durch die Locken treten die Enden kleiner Hörner hervor; sie blasen grinsend die Zinnpfeifen, sie blasen die Hymnen Pans, des Waldgottes, der Natur, des Allbefruchters; die Pfeilerschäfte entfalten Laub, und in der Luft singen glückliche Vögel. Sankt Franziscus bekommt rosenrotes Fleisch unter der blaugesprenkelten Haut und wandert als glücklicher Jüngling mit Maria Magdalena zur Apsis des Hochchores empor, wo sie einander liebliche Sünden beichten; aus der Kapelle des heiligen Grabes steigt Apollo mit schwellenden Schenkeln und gewölbtem Brustkorb; er sieht sich trotzig und fröhlich nach den weinenden

Frauen um, und mit ausgestreckter Hand hindeutend, daß er den Tod abgelegt, spricht er mit einem Siegeslächeln auf den Lippen: Christus ist auferstanden. Und aus den Gräbern unter dem Boden hört man ein Klopfen, als wollten Eingesperrte hinaus, und sie rufen und antworten: Das Wort ward Fleisch!

Blanche erwachte aus ihrem Rausch. Die Lampe brannte noch auf dem Tische; die Luft im Zimmer war erstickend. Es klopfte an die Tür. Sie sprang auf, schob den Riegel zurück und fiel auf einen Stuhl nieder, so weinend, daß ihr Körper sich schüttelte. Die Tanten brachten sie ins Bett, machten Feuer im Kamin und setzten Kamillentee auf.

Der Examentag war vorüber, und Blanche war am Abend zuhause bei den Tanten, welche einige Freundinnen zum Tee geladen hatten. Tante Berthe strahlte wie ein Nadelkissen. Blanche war ruhig wie nach einer gut überstandenen Gefahr. Die Fenster standen offen, denn es war Hitze eingetreten, und von der Straße hörte man fröhliches Summen. Blanche wußte, daß die neuen Studenten ein Fest feiern würden, und ein Kamerad hatte sie gebeten, es mitzumachen, aber sie hatte nicht den Mut gehabt, die Tanten zu bitten, und auch nicht das Herz, sie an einem Abend wie diesem zu verlassen. Sie war froh, daß es mit diesem Gefängnis zu Ende war, denn die Hoffnung auf Freiheit war erwacht, obwohl sie wußte, daß die Ketten nur verlängert, nicht zerbrochen werden würden.

„Nun", sagte Tante Berthe, „die Gazette bringt ein hübsches Communiqué über Blanche." „Die Befreiung des Weibes scheint eine Wirklichkeit geworden zu sein", las sie; „Jahrhunderte alte Vorurteile, daß die Bestimmung des Weibes darin bestehe, zu gebären und zu säugen, haben das glänzendste Dementi erhalten, da wir heute das Vergnügen haben, mitteilen zu können, daß Mademoiselle Blanche Chappuis das

Examen bestanden hat, um sich an der Universität Zürich zur Ärztin auszubilden."

„Ich bin erstaunt", sagte Blanche, die von der Sorte Befreiung wenig wissen wollte, „daß man es für etwas Merkwürdiges ansieht, wenn ein Mädchen das Studentenexamen macht, das der dümmste Junge machen kann."

„Da hat Blanche sehr recht", fiel eine Pensionslehrerin ein. „Und die Revue macht auch eine sehr richtige Bemerkung." „Es ist merkwürdig", sagt die Revue, „daß das Studentenexamen eines jeden Mädchens von unseren konservativen Kollegen als ein Sieg begrüßt wird, während man gleichzeitig darüber jammert, daß sich das literarische Proletariat vermehrt, und wo das Studentenexamen ein Prärogativ der oberen Klassen geworden ist, das nur den Vermögenden zugänglich ist. Unsere Studentinnen sollten sich für die Ehre bedanken, wie ein Wunder gefeiert zu werden, denn es ist eine Beschimpfung ihres Geschlechts; und daß sie von den konservativen Elementen unter die Arme genommen werden, beweist, daß diese eine gute Verstärkung ihrer Reihen erwarten. Wenn der Tag kommt, an dem das Examen der Reife ein anderes und das gleiche für alle Klassen und beide Geschlechter sein wird, dann werden wir in den Lobgesang einstimmen."

„Ja, hört nur", brach Tante Berthe aus, „da hört man die Männer des Fortschritts. Ein Examen für alle! Dann wäre es ja keine Kunst mehr."

„Wir wollen auch keine Kunststücke machen", antwortete Blanche, „und ich finde, die Revue hat recht."

„So so, solche Lehren lehrt man euch jetzt", sagte Tante Berthe.

„Ja, weißt du, Tante, im Euklid oder Julius Caesar finden wir sie nicht, aber wohl trotz dieser", antwortete Blanche, die sich ungewöhnlich mutig fühlte. „Trotz dieser, Tante, denn in den Examenbüchern stehen nur gleichgültige Sachen oder dumme. Bedenke doch, wie gedemütigt sich alle armen Schneiderinnen, Wäsche-

rinnen, Arbeiterfrauen, Bauernfrauen fühlen müßten, die nicht dasselbe Wunder haben verrichten können wie ich, dank Eurer Freigebigkeit. Oder meinst du, Tante, daß alle Frauen Studentenexamen machen sollen? Warum nicht alle Jungen, alle Handwerker, Arbeiter, Bauern, Kontoristen? Es ist ja nur eine ökonomische Frage, und wenn es einem gelungen ist, sich etwas Wissen anzueignen, weil man vermögende Freunde oder Angehörige hat, so soll man damit nicht in den Zeitungen prahlen, denn das ist genau dasselbe, als wenn man annonciren würde, man habe die Mittel gehabt, sich ein neues Samtkleid zu kaufen."

„Die kleine Blanche ist so philosophisch geworden", antwortete Tante Berthe, „so daß ihre alte Tante, die nicht durch Examina so gelehrt geworden ist, ihr kaum antworten kann. Aber die kleine Blanche sollte ihr tiefes Wissen dadurch zeigen, daß sie eine Sprache anwendet, die nicht so voller Mut, um nicht zu sagen Übermut ist. Denn man kann viel Wissen besitzen, ohne darum gebildet zu sein. Die Bildung sitzt nicht in den Büchern, sondern im Herzen. Im Herzen, kleine Blanche!"

Blanche tat es leid, sie verletzt zu haben, aber sie fühlte eine große Versuchung, die verworrenen Argumente der Tante aufzunehmen und zu entwirren. Aber sie stand davon ab, denn sie hatte keine Vorwürfe verdient, im Gegenteil, doch die Tante war so voller Groll und Leidenschaftlichkeit, daß sie nicht hören konnte, wenn sie sich selbst aufs Ohr schlug.

Beim Souper erhob Tante Berthe ihr Glas und trank auf den Sieg des Tages (des Kapitals!): sie hoffe (ganz wie Blanche), daß der Tag kommen würde, wo alle Frauen (aber nicht alle Männer!) Studentenexamen machen würden; sie sei so sicher, daß die Frau eines Tages aus dem Kampfe (gegen die Naturgesetze!) als Siegerin hervorgehen werde, und dann sollten die Männer einmal sehen . . .

Durch das offene Saalfenster drang der Laut von Hornmusik. Blanche kannte ihn sehr wohl. Das waren

die Studenten, die nach Beau-Rivage hinunter zogen, um ihr Fest zu feiern. Sie hörte den Klang ihrer Stiefel gegen die Straßensteine. Und sie konnte sich nicht zwingen still zu sitzen, sondern sie sprang auf und trat ans Fenster. Da gingen sie, der ganze Trupp, mit ihren fliegenden Fahnen und leuchtenden Bändern. Wenn sie hätte dabei sein können! Freie Gedanken aussprechen, aus voller Brust singen, ihren Arm nehmen, vielleicht mit ihnen tanzen. Jetzt sah man sie! Die Fahnen senkten sich, die Mützen wurden geschwenkt, und die Musik schwieg einen Augenblick vor den kräftigen Hurrahrufen. Sie wurde von diesem Gruß, als eine Huldigung wollte sie ihn nicht auffassen, so ergriffen, daß ihr die Tränen in die Augen traten, aber zu gleicher Zeit fühlte sie einen Stachel im Herzen, Schraubstöcke an den Händen und einen Block an den Füßen. Der Laut von den Schritten erstarb, aber unten in der Gasse sah sie einen bekannten Studenten seine Mütze schwingen, als winke er ihr, hinaus, fort, fort mit ihnen zur Freude, Freiheit und zum Kampf. Als Blanche das Fenster verlassen wollte, sah sie im Torweg gegenüber einen Schusterjungen mit einem Paar Stiefeln in der Hand hinter der Tür stehen und der verschwindenden Jünglingsschar nachsehen. Er sah mit langen, langen Blicken ihnen nach, er wie sie. Es gibt mehr Menschen die nach Freiheit seufzen, dachte sie, als uns Frauen. Und der ärmlich gekleidete Jüngling schlich sich aus dem Torweg, um ungesehen seinen Weg fortzusetzen, ungesehen von den Kindern des Glückes, die ihm Leid zufügten, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen.

Das Souper war zu Ende, und die Gäste gingen. Blanche schützte Müdigkeit vor, nach den Aufregungen des Tages, und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Das erste was sie tat war, alle Schulbücher fortzuräumen und in einen Winkel zu werfen. Darauf setzte sie sich an den Schreibtisch und dachte nach. Welches Wunder, dachte sie, daß es überstanden ist. Wenn nun der Lehrer nach dem spanischen Erbfolgekrieg,

nach dem dritten Buch Livius, nach der Proportionslehre, nach den Riedgräsern, nach der Osteologie, nach den deutschen Präpositionen, nach den hypothetischen Urteilen gefragt hätte — dann wäre dieser Tag ein Tag der Schande gewesen! Welches Glück, durchgekommen zu sein, und wie klein das Verdienst! Und nun war sie für das Wunder in der Zeitung gelobt worden. Für das Wunder durften nur die artigen Examinatoren gelobt werden! Für das Glück — niemand! — Aber die Befreiung! Die würde nun wohl kommen! In welcher Form? Chemie, Anatomie, noch mehr Latein, Physik. Wie war sie bisher befreit worden? Von dem Unbehagen weniger zu wissen als andere! Das war allerdings eine Erleichterung, aber eine geringe, und ganz etwas anderes als sie geträumt. Ihre frischesten Gedanken hatte sie in freien Stunden ohne die Bücher gedacht. Und ebenso gefangen saß sie hier bei den Wächterinnen, und ebenso gefangen jetzt! Wenn der lange sechsjährige Kursus zu Ende war, und sie als Ärztin in die Praxis hinaus mußte, dann — war sie wohl frei? Aber sechs Jahre! Das war lange, aber doch eine Hoffnung! Jetzt nahte der Sommer. Eine Pension in Interlaken mit den Tanten. Dort würde sie wenigstens Menschen treffen, etwas, was sie in den Büchern nie getroffen hatte, denn die waren so vorsichtig geschrieben, daß die Wirklichkeiten des Lebens gewissenhaft verborgen wurden. Mit dieser Hoffnung ging sie und legte sich; und sie schlief bald ein.

Sie hatte nicht lange geschlafen, vielleicht einige Stunden, als sie erwachte. Der Mond schien ins Zimmer hinein und malte gelbe Striche und Rauten auf den Boden. Sie hörte Gesang; eine klingende, fröhliche Männerstimme, die bei Guitarrebegleitung eine italienische Romanze sang, und am Schluß jeder Strophe fiel der Chor ein. Sie lag da und lauschte eine Weile. Warum sang man so spät auf der Straße? Und wer konnte das sein? — Sie zog ihre Pantoffel an und ging an die Gardine. Unten stand eine Gruppe Studenten, die sie an der Mütze wieder erkannte. Und sie kehr-

ten alle das Gesicht ihrem Fenster zu. Das war eine Serenade! Für sie? Ohne Zweifel.

Im selben Augenblick kam Tante Mathilde im Morgenrock herein.

„Laß das Rouleau herunter, Kind, und steck Licht an! Es ist eine Serenade für dich!“

„Aber Tante Berthe?“ fragte Blanche unruhig.

„Sie stellt sich schlafend“, flüsterte die Tante. „So beeile dich doch, sie haben bereits eine ganze Weile gesungen!“

Das Rouleau wurde herabgelassen und Licht angezündet.

Als es wieder still wurde, lag Blanche in ihrem Bett und dachte nach. Diese fröhlichen Burschen hatten sich heute Abend amüsiert, und nun luden sie sie zum Dessert ein, das jetzt vorüber war. Wohin gingen sie nun mit ihrer Guitarre und ihren halbheiseren Stimmen? Und warum hatten sie sie gefeiert? Den anderen Studenten brachten sie keine Serenade? Nein, sie wurde als Weib gefeiert! Als Weib! Darin lag es! Es war also etwas Besonderes, etwas Vornehmeres, Weib zu sein? Wahrscheinlich! Aber das war nur langweilig! Vielleicht war es ein Vorteil oder ein Gewinn!? Das konnte es sein. Sie erinnerte sich, vor einigen Tagen in der Zeitung gelesen zu haben, daß ein Ehemann von seiner Frau geschlagen wurde; aber es war in Form einer scherzhaften Anekdote unter „Vermischtes“ dargestellt. Warum, da sie unter Gerichtliches mit der Rubrik „Unnatürliche Gewalt“ Geschichten von Männern gesehen, die ihre Frauen geschlagen hatten. Schützte denn das Gesetz einen Mann nicht, wenn er der schwächere war; wo das Gesetz das Weib schützte, ohne Rücksicht darauf, ob sie die Stärkere war; was ja die lustige Anekdote als möglich bewiesen hatte. Das Gesetz war also ungerecht! Es war also in gewissen Fällen ein Vorteil, Weib zu sein, in gewissen Fällen nicht. War es ein Vorteil in den wichtigeren Fällen? Vielleicht! Warum war Tante Berthe so wütend

auf die Männer und nannte sie Tyrannen, die gestürzt werden müssten? Ja, warum?

Und damit schlief sie wieder ein!

Es war wieder Herbst, als Blanche in das chemische Laboratorium des Polytechnikums von Zürich eintrat. Sie wurde vom Assistenten in den großen Saal geführt, wo ihr ein Tisch mit Kasten, Fächern, Flaschen und Töpfen, die Reagentien in allen Farben enthielten, angewiesen wurde. Ein Gasschlauch mit einer Lampe und ein Wasserschlauch mit einer Spülschüssel. Eine Reihe Probierröhren, Kolben, Vorlagen, Retorten, Trichter, Stäbe, Filter, Blaserohre, Pincetten. Mitten im Saal stand ein kolossaler Schornstein, mit Kapelle, Schiebefenstern und angesteckten Gasflammen, die den Luftzug fördern sollten zur Entfernung der schädlichen Dämpfe. Alles war neu und geheimnisvoll. Alles hatte hier ein Äußeres, das sich draußen im Alltagsleben nicht wiederfand. Die ältliche Form der Retorte erinnerte an die Goldmacherei des Mittelalters, die Probierröhren an die dunkle Kammer des Arztes, und die Reagentien in den Töpfen an die Mysterien des Apothekers. Das chromsaure Kali leuchtete wie ein Sonnenuntergang; das schwefelsaure Kupferoxyd war blau wie der Genfer See, und die Arseniksäure glänzte wie der Reif auf Birkenzweigen.

Mit einer langen blauen Schürze bekleidet, ging sie ans Werk, die Geheimnisse der Natur zu erforschen und zu sehen, wie die Schöpfung inwendig aussah. Der Assistent, der sie am ersten Tage anleiten sollte, kam zu ihr und begann ohne weiteres seine Instruktionen. Er sprach mit ruhiger, trockener Stimme, ohne höflich oder unhöflich zu sein. Er ergriff ihre Hand wie eine Zange und lehrte sie das Probierrohr richtig halten. Ermahnte sie, den Gashahn wohl geschlossen zu halten, wenn sie die Flamme nicht benutzte, und erinnerte sie, die Spülschüssel gut zu reinigen, wenn

die Lektion zu Ende sei. Darauf ging er in die anderen Säle.

Es war der erste Mann, der nicht höflich gegen sie gewesen, und Blanche fühlte sich beinahe gedemütigt. Aber es geschah ja möglicherweise infolge seiner Überlegenheit im Wissen und nicht aus einem anderen Grunde.

Um sie herum an den anderen Tischen standen Studenten und arbeiteten. Bei ihrem Eintritt hatten sie gelacht, geschwatzt und gesungen, nun aber waren sie still und flüsterten unter einander. Aber Blanche hörte, was sie sagten, denn ihre Nerven waren durch die neue Situation stark gespannt.

„Wie sieht sie aus?“ flüsterte wer hinter einem Tisch.

„Häßlich!“ wurde von einem anderen Tische geantwortet.

Blanche fühlte sich unangenehm berührt. Wer fragte danach ob sie, die Herren, häßlich oder hübsch waren, wenn sie Chemie studieren wollten. War sie indessen wirklich häßlich? Sie guckte in den großen Glaskolben, der über der Spiritusflamme kochte. Sie sah ihr längliches Gesicht mit der kräftigen Nase, aber infolge der konvexen Form des Glases in einer solchen Verzerrung, daß sie kein richtiges Urteil fassen konnte. Aber diese Herren fanden sie häßlich. Nun, das würde sie sich nicht allzu sehr zu Herzen nehmen.

Als ihr die erste Reaktion gelungen war, wollte sie die dem Assistenten zeigen, um seine Billigung zu hören. Er war nicht im Zimmer. Sollte sie ihn aufsuchen? Nein, sie wollte nicht an all diesen Herren vorbeigehen. Sie wollte warten, bis er wieder kam. Während der Zeit beschäftigte sie sich damit, alle Flaschen und Töpfe zu öffnen, um daran zu riechen. Dann spülte sie ein paar Probierröhren aus und bekam dabei Schwefelsäure an die Finger, die sofort schwarz wurden.

Dann kam der Assistent. Blanche nahm ihre Probierröhre und zeigte sie, als wolle sie ein Lob haben. Er sah sie an, wie man ein Kind ansieht, und sagte:

„Es ist nett. Fahren sie nun mit der nächsten fort!“ — und dann ging er. Blanche war damit nicht zufrieden. Er behandelte sie überlegen. „Es ist nett.“ Er hätte sagen sollen: sehr gut, mein Fräulein! Sie war ja Studentin und kein Schulmädchen.

Bei der Heimkehr mußte Blanche detailliert erzählen, wie der Vormittag verlaufen war. Tante Berthe biß sich in die Lippe, aber sagte nur: Neid!

Am Abend hatte der „Äskulap“, der Verein der Mediziner, Kommers, und Blanche hatte nach langen Diskussionen Erlaubnis bekommen, hinzugehen, aber um zehn Uhr sollte sie zuhause sein.

Um sieben Uhr betrat sie die Brasserie Nuß. Sie mußte durch den großen Saal gehen, um in das Privatzimmer zu gelangen, in dem der Kommers abgehalten wurde. Der Saal war mit Rauchenden und Trinkenden angefüllt, der Boden war feucht, und es sah nicht einladend aus. Anders hatte sie sich den fröhlichen Aufenthaltsort vorgestellt, wo, wie sie wußte, die Herren so gern ihre Abende zubrachten. Sie kam in das Versammlungszimmer. Niemand empfing sie, niemand half ihr aus den Überkleidern, wie früher, wenn sie zu einem Ball gekommen. Das Zimmer sah ungemütlich aus. Herren saßen hier und da und rauchten verstohlen Zigarrenstummel, die sie widerwillig in die Ecke warfen, als sie eintrat. Das Lachen verstummte, und das Gespräch stockte. Hinter der Tür wurde sie von zwei Studenten durch das Pincenez betrachtet. Dasselbe Flüstern wie früher im Laboratorium. „Ist sie hübsch?“ Antwort: „Häßlich wie der Teufel!“

Der Wortführende war noch nicht gekommen. Niemand stand darum auf und empfing sie, und sie kannte niemand. Sie ging schließlich hinein. Man verbeugte sich leicht im Sitzen. Es wurde ganz still. Blanche sah sich um und bemerkte, daß sie die einzige Dame war. Sie nahm Platz auf einem Stuhl, der frei war, aber niemand verließ seinen Platz.

Schließlich kam der Wortführende. Er grüßte wirklich, aber ohne etwas Artiges zu sagen. Darauf kamen

fünf Mädchen. Sie wurden sofort gemustert und eine für hübsch befunden. Blanche suchte sich ihnen zu nähern, aber sie waren nicht zugänglich.

Die Verhandlungen begannen. Wahlen wurden vollzogen; Paragraphen vorgelesen. Unerträglich, dachte Blanche. Darauf wurde ein Vortrag gehalten: über die Descendenztheorie. Das war neu für Blanche, aber es war ungeschliffen. Er verglich die Menschen mit den Tieren, und Gott hatte doch den Menschen sich zum Ebenbilde geschaffen und die Tiere zum Nutzen des Menschen. Der Vortragende behauptete, das Pferd sei nicht zum Reit- oder Zugtier geschaffen, denn Noah sei weder geritten noch gefahren. Das Kamel scheine mit einem Sattel geboren zu sein, aber es sei nicht so; es sei kein Sattel, und das einhöckerige Kamel scheine im Gegenteil dazu geschaffen zu sein, einen Reiter nicht aufzunehmen. Das Ganze war „abscheulich", meinte Blanche.

Darauf wurde das Wort für frei erklärt. Man stand auf und promenierte im Zimmer umher. Die Herren sogen an unangebrannten Zigarren und requirierten Bier. Der Kellner lief mit Seideln aus und ein. Die eine und die andere Lachsalve hörte man in einer isolierten Gruppe, aber immer von listigen Blicken nach rechts und links begleitet. Die fünf Mädchen saßen da wie sitzengebliebene Damen auf einem Ball, und Blanche war unbehaglich zu Mute. Es war langweilig. Sie fand, daß die Herren geniert waren; fühlte sich von feindlichen Elementen umgeben. Die Herren witterten Konkurrenten, und die Frauen lagen auf der Lauer nach Rivalen. Die Herren glaubten ihrerseits keine galante Annäherung wagen zu dürfen, weil das als Kurmachen aufgefaßt werden konnte, und sie wußten, daß die emanzipierten Damen nichts davon wissen wollen, daß sie Frauen sind. Sie waren nur unter der Bedingung hierher gekommen, daß sie als Ihresgleichen behandelt würden. Ja, aber es lag etwas Demütigendes in dieser Gleichheit; Blanche empfand, daß die Unterordnung mit der Gleichheit eintrat; und es war

sicher angenehmer, wie es früher gewesen. So war sie erstaunt, daß keiner von den Herren den Damen etwas servierte. Doch jeder requirierte ja sein Bier selbst, das war wahr, und es wäre ja höchst unpassend von fremden Herren gewesen, fremden Damen etwas anzubieten.

Blanche, die sich immer mehr geniert fühlte, faßte sich schließlich ein Herz und fragte die anderen Mädchen, ob sie etwas trinken wollten. Sie erhielt bestürzte Blicke und eine scharfe Antwort: Trinken? Bier? Pfui! Es wurde immer steifer und steifer. Der Wortführende, der mit den Damen über Chemie gesprochen hatte, schickte nun den einen Herrn nach dem andern zum Sprechen vor; über Physik, Latein, alles mögliche, das nicht an Kurmachen streifte. Die Mädchen merkten, daß die Herren „Dienst taten", und sie wurden immer einsilbiger. Das schöne Mädchen jedoch hatte eine geschwinde Volte im Gespräch gemacht und es mit ihrem Kavalier auf menschlichere Gebiete geführt. Sie war darum bald von drei Herren umgeben, die lachend ein munteres Gespräch führten. Aber da zogen sich die anderen Mädchen zurück und verfolgten den unwürdigen Auftritt aus der Entfernung mit bitteren Mienen. Die Schöne vergaß sich schließlich so weit, daß sie ein großes Seidel Bier requirierte. Da wurde die Gruppe um sie immer dichter, und die Opposition am Ofen, wohin sich die anderen Mädchen zurückgezogen hatten, immer schärfer. Sie wurden auf einmal gute Freunde und waren in einer sehr lebhaften Diskussion begriffen, die jedoch jedesmal, wenn ein Herr sich näherte, stockte.

Man hatte das Gefühl, als sei ein Gewitter in der Luft, und die Batterie, die am Ofen geladen wurde, ward beunruhigend, denn jeder Herr, der die Elektrizität durch ein Gespräch abzuleiten versuchte, wurde von einem Schlag getroffen, der ihn zurückwarf. Die Schöne hatte den Kampf auf einen anderen, eben den gefürchteten und verbotenen Boden gelenkt, und darum hatte sie gesiegt.

Um die Entladung zustande zu bringen, nahm der Wortführende sein Seidel, klopfte auf den Tisch und räusperte sich, um eine humoristische Rede zu halten.

„Kameraden", fing er an. Es wurde still, und die Damen spitzten die Ohren bei diesem für sie neuen Appell, der dem „meine Damen und Herren" so unähnlich war.

„In unserer Jugend lernten wir, das Weib sei aus der Rippe des Mannes geschaffen, und der Mann also vor dem Weibe dagewesen; darum konnte auch der unbekannte Verfasser der Bücher Mose (der, wenn er jetzt gelebt, sich wahrscheinlich eine Anklage auf den Hals geladen hätte, weil er den Mormonismus befürwortet) mit Recht dem Weibe auferlegen, dem Manne untertan zu sein, denn Adam war ja Evas Vater, und Eva also nach Moses' Code civil § 4 verpflichtet, ihren Vater zu ehren. Jetzt hat indessen die Wissenschaft uns gelehrt, daß das Weib vor dem Manne da war. Die erste Zelle war Weib, denn sie allein erhielt die Gattung aufrecht. Ich übergehe die unregelmäßige Lebensart der schönen Blumen und werfe mich auf die Tiere, indem ich mit den niedrigsten beginne, um mit dem höchsten — dem Menschen — zu schließen. Bei den Mollusken finden wir Hermes und Aphrodite, um mich so auszudrücken, noch unindividualisiert; und den Mann gibt es noch nicht. Das erstemal tritt Adam nicht im Lustgarten des Paradieses auf, sondern in der Tiefe des Meeres bei den uns altbekannten Cirripeden, wo er ein Parasitenleben führt, als ein kleines armseliges Tierchen, mit unlöslichen, aber ehelichen Fesseln an der viel größeren und stärkeren Eva festgekettet, so daß er eher als eine klassische Rippe erscheint, die aus dem — verzeihen Sie den Ausdruck — Weibchen entsprungen ist, um die ganze Theorie der britischen Bibelgesellschaft von der Erschaffung des Weibes über den Haufen zu werfen. Aber wir verlassen die niedrigen Tiere, um uns hoch und höher zu erheben. Noch bei den Insekten ist die Mutter in ihrer natürlichen hohen Stellung; sie ist die Königin bei der Ameise und der

Biene. Sie ist die Herrscherin, die Urmutter, und nur durch sie ist der Bienenkorb ein Korb und der Ameisenhaufen ein Haufen, die Gesellschaft eine Gesellschaft. Aber die arbeitenden Mitglieder sind nicht Männchen; die Ehre, arbeiten und ein selbständiges individuelles Leben führen zu dürfen, kommt ihnen erst viel später zu gute. Die Arbeitsameise ist ein verkrüppeltes, unfruchtbares Weibchen, das Essen anschafft, das Nest baut, Krieg führt und die Jungen erzieht. Es ist also das Weib, das zuerst Krieger war! Die Männchen — verzeihen Sie den Ausdruck — haben sich noch nicht emanzipiert. Sie sind unselbständige Tröpfe, die nur die traurige Aufgabe haben, Väter von Kindern zu werden, die sie niemals zu sehen bekommen — und zu sterben! Einen großen Schritt höher hinauf, und wir sind bei den Fischen. Das Männchen hat seine Freiheit erlangt und führt ein individuelles Leben. Es ist bereits zum Kindererzieher geadelt, und damit ist es Sklave. Einen Schritt höher — dem Ideal entgegen — und wir sind oben in der Luft bei den Vögeln. Das Männchen ist Arbeiter, Krieger und Gatte. Das Weibchen hat ihn emanzipiert und in die Fesseln der Liebe geschlagen. Die Arbeit ist geteilt, und bei den Säugetieren geht die Arbeitsteilung weiter, etwas variierend, denn die Entwickelung geht nicht gerade wie eine Schnur, nicht schnell wie ein Blitz, sondern im Zickzack wie dieser. Und dann sind wir oben bei den Engeln, ich wollte sagen bei den Menschen. Bei den wilden Völkern ist die untergeordnete Stellung des Mannes, wie sie genannt wird, noch in Blüte. Das Weib sitzt zu Hause beim Feuer und beschäftigt sich mit den Kindern, macht sich mit dem Geschirr zu tun, wenn welches vorhanden ist, und bereitet das Essen, wenn welches bereitet wird. Der Mann wird in die Wälder hinausgetrieben, um Tiere zu töten, Essen herbeizuschaffen. Und darein finden sie sich. Aber bei einigen Stämmen merkt man noch Spuren, Rückfälle oder Atavismen, wie wir Gelehrte sie nennen, von älteren ancestralen

Verhältnissen. Die Sagen und Geschichtsschreiber erzählen von Amazonenreichen in verflossenen Zeiten. Das sind Reminiszenzen an den Ameisenhaufen. Die Frauen sind sich selbst genug, führen Krieg, ernähren sich und die Kinder, und die Männer werden nur einmal im Jahr einberufen. Solche Verhältnisse herrschen noch bei den Afghanen, wo der Mann das Eigentum der Frau ist, und bei den Dahomeys, wo die Frauen regieren und kriegen. Bei den zivilisierten Völkern, um zu uns zu kommen, ist die Verteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern so ziemlich ungleich gewesen, meist von den sozialen Verhältnissen abhängig. Bei den Armen arbeiten beide, wenn auch der Mann am schwersten, denn die Frauen haben noch nicht darauf gedrungen, in Kohlengruben und zum Holzhauen gehen zu dürfen. Die Familie war ursprünglich eine Kommunität mit Eigentumsgemeinschaft. Das Eigentum gehörte der Familie, und da der Mann allein verpflichtet war, Weib und Kind zu versorgen, brauchte das Weib nicht zu erben und durfte es auch nicht, weil das Eigentum, als der Familie gehörig, durch die Heirat der Tochter nicht an einen anderen übergehen durfte. Hier ist in der Beweisführung eine Lücke, aber diese Luke werfe ich zu, sonst müßten wir in die Mysterien des Eigentums, des heiligen Besitzrechts hineingucken, und die spare ich mir für ein andermal auf.

Für die Kommunität, die Familie genannt wird, brauchte die Gesellschaft einen Vormund. Das Weib hatte seine Beschäftigung innerhalb des Hauses mit den Kindern, und die Kinder waren zu unverständig, darum übernahm der Mann den lästigen Auftrag, und so kam der Mann scheinbar ans Ruder. Aber in den höheren, will sagen nicht arbeitenden Klassen, wo die Degeneration allmählich um sich zu greifen angefangen hat, sind gewisse Symptome eingetreten. Das Weib hat sich dadurch erniedrigt gefühlt, daß es Königin war, und will wieder Arbeitsameise werden: will sagen zum Ameisenhaufen zurückzukehren. Hierauf folgt natürlich der Niedergang des Mannes zum Herrn wie-

der. Jetzt frage ich: gehen wir vorwärts, wenn wir zur Emanzipation gehen, oder gehen wir rückwärts? Hat das Weib recht, wenn sie die Macht an sich reißen will, die ihr ursprünglich gehörte, und hat der Mann recht, wenn er Widerstand leistet? Ich glaube, die Emanzipation ist eine Antizipation, etwas, das zu früh kam, denn wir stehen vor einer neuen Epoche in der Entwickelung der Gesellschaft: etwas, das weder dem Bienenkorb noch den Dahomeys, weder der Auerhahnbalz noch der Schafherde gleichen wird, aber von allen Lehren annimmt. Wie weit die Arbeitsteilung in der neuen Gesellschaft gehen wird, wissen wir nicht, aber daß sie sich nicht über die natürlichen Grenzen jedes Geschlechts erstrecken wird, das nehmen wir für selbstverständlich an, denn jetzt hat die Menschheit, scheint es, ihre gesunde Vernunft wiederbekommen, und Vernunft ist Natur.

Meine Damen, wenn ich mich an Sie wende, so geschieht es in Ihrer Eigenschaft als Frauen, und mit der Ehrerbietung, mit der ich immer zum Weibe aufgesehen habe, einer Ehrerbietung, die nicht vermindert wird, wenn ich Ihre Versuche sehe, das schwere Joch von den Schultern des Mannes zu nehmen und die Arbeit mit ihm zu teilen; Sie, meine Damen, haben den ersten Schritt zur Befreiung des Mannes getan, und darum bringe ich Ihnen im Namen meines Geschlechts einen herzlichen Dank dar!“

Die Schöne lachte und die Herren auch, aber am Ofen blieb es still, so unangenehm still. Und bald fingen die Damen an, sich zu erheben, um die Überkleider anzulegen. Wie auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Herren herbei, um den Damen zu helfen, aber diese dankten mit deutlichen Gebärden, daß sie keiner Hilfe bedürften. Als sie angekleidet waren, zogen sie die Handschuhe an und warfen lange Blicke in den Saal hinein, wo die Schöne saß. Aber die verstand nichts, sondern trank ihr Bier und lachte. Blanche, die sie kannte, glaubte aus Artigkeit ihr sagen zu müssen, daß die anderen Mädchen gingen. „Ja,

geht nur", antwortete sie, — und sie gingen. Sie gingen durch das rauchige Restaurant und wurden mit frechen Blicken betrachtet, und sie kamen auf die Straße hinaus. Da blieben sie stehen, um auf die Tramway zu warten. Zufällig sah sich Blanche um. Da hörte sie von innen Gesang und Klavierspiel. Sie trat ans Fenster und sah nun neben dem Rouleau direkt ins Zimmer hinein: Zigarren und Streichhölzchen in allen Händen, frohe Mienen, Gesang und Spiel, und mitten in einer Gruppe stand Luise (so hieß die Schöne) und rauchte. Sie fühlte einen Stich in der Brust. Jetzt amüsierten sie sich! Jetzt! Und Luise war allein mit allen Herren. Welche Unmoralität. Welch schlechtes Mädchen! Aber sie amüsierten sich jedenfalls!

Als Blanche nach Hause kam, saß Tante Berthe da und wartete auf Rapport. — Ist es nett gewesen! — Nett! Schrecklich langweilig! Und unhöflich seien die Herren gewesen. — Hatten sie geraucht? — Nein, aber sie hatten Bier getrunken und unmoralische Reden gehalten. Der Wortführende hatte die Frauen mit Zellen und Krebsen und allem Möglichen verglichen! — Hatten sie sie mit Tieren verglichen? — Ja, und dann hatte er von Dingen gesprochen, die man in Büchern lesen kann, aber von denen man nicht spricht, ausgenommen in Vorlesungen. — Was hatte er gesagt? Etwas Unpassendes? — Ja, beinahe. Und dann sind sie ihrer Wege gegangen, aber Luise, die blieb. — Allein? — Allein, und dann rauchte sie! — Rauchte allein! Das wollen wir uns doch merken, — sagte Tante Berthe. Und dann fragte sie nach allen Details.

Blanche ging spät zu Bett. Sie hatte über so vieles nachzudenken. Warum war es heute Abend langweilig gewesen? Warum waren die Herren so steif, unhöflich und feindselig gewesen? Was meinte er mit seiner Rede? Das war die erträumte Freiheit, die artigen Kavaliere in der Nähe zu sehen, ohne Bewachung! Vielleicht waren sie nicht so nett, wie sie sich den Anschein geben wollten. Aber gegen Luise waren sie ganz so gewesen, wie sie auf Bällen

zu sein pflegten. Wie anders alles draußen in der Wirklichkeit war im Vergleich zu den Vorstellungen. Wie anders! Aber jedenfalls, Luise, die hatte sich amüsiert!

Am folgenden Morgen kleidete sich Tante Berthe an, um zum Vorstand der Fakultät zu gehen und sich zu beklagen. Der Professor war unglücklicherweise ein Grobian, der die häßliche Angewohnheit hatte, zu sagen, was er dachte, und die Tante hatte unglücklicherweise die Vorstellung, ein Professor müsse ein gebildeter Mensch sein, der wissen mußte, was er sagen könne.

Die Tante kam natürlich zu einer Zeit, wo der Professor nicht empfing. Was kümmerte sie das. Er mußte, da es sich um die Ehre der Akademie und das Wohl der Jugend handelte. Schließlich wurde sie vorgelassen, trug ihr Anliegen vor und referierte über die Rede. Der Professor sah sie wie eine neue Spezies an und antwortete schließlich:

„Was geht das mich an?“

„Was das Sie angeht?“

„Was geht es denn Sie an?“

„Was? Was? Die Moralität der Jugend war doch in Gefahr?“

„Wieso? Erzählen Sie! Was ist geschehen? Er hat die Frauen mit Zellen verglichen (das war selbstverständlich eine Lüge). Es wäre schlimmer gewesen, wenn er sie mit Engeln verglichen hätte! Glauben Sie an Gottes heiliges Wort? Natürlich. Nun. Er hat gesagt, das Weib sei die Herrscherin und der Mann der Sklave. Das war doch artig gesprochen! Wollen Sie hören, was die Bibel sagt: Dein Wille soll deinem Manne untertan sein, und er soll dein Herr sein! Ist das nicht richtig?“

„Das ist nicht richtig!“

„Was? Dann sind Sie ja eine Freidenkerin und leugnen Gottes heiliges Wort? Tun Sie das nicht?“

Der Tante war zu Mute wie in einem Fuchseisen. Sie schüttelte den Kopf und war nahe daran, in Ohn-

macht zu fallen. Aber der Professor fuhr fort: Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären! Habe die Dame dieses Gebot Gottes erfüllt? — Nein, das wolle sie nicht! — Soso, sie lehne sich gegen Gottes heiliges Gesetz auf! Doch zur Sache! Die Herren hätten nicht geraucht, sich nicht unpassend betragen, sie hätten die Ansicht der Dame geteilt, daß die Lehren der Bibel unsinnig sind, und übrigens — was sie innerhalb ihrer Vereinigungen tun, gehe niemand etwas an. Was schere es die Dame, ob Mademoiselle Luise Bier liebt oder raucht. Tabak sei weder im Code civil noch im Code moral verboten. Es gebe alte Weiber, die schnupfen. Und alle alten Weiber seien auf junge Mädchen eifersüchtig, die sich amüsieren — besonders in Herrengesellschaft. Wer dort nicht gedeihe, der sei nicht gezwungen, hinzugehen, und wer ausplappere, was man da tut — ja, der könnte ganz einfach hinausgeworfen werden! So sei es bestellt! Man habe kein Recht in eine geschlossene Gesellschaft einzubrechen! Was habe man da zu tun? „Die Achtung, die man dem Weibe schuldig ist?“ Welche Achtung sei man den Männern schuldig? Gar keine? Das sähe man! Sonst würde man sich nicht zu unrechter Zeit eindrängen und einen mit Klatschereien überlaufen! Übrigens! Warum bildeten die Mädchen nicht selbst einen Verein? Was! Das sei nicht so amüsant, nein! Bäte um Entschuldigung, aber müsse zur Vorlesung! Sei Lehrer an der Universität, aber nicht Polizist.

Das Resultat der Begegnung war, daß die Tante einen Verein für die Frauenfrage stiftete, und daß Blanche nie mehr zu einem Kommers gehen durfte. In den Damenverein durfte sie dagegen gehen, und da verbrachte sie entsetzliche Abende. Das Leben in Zürich, von dem sie sich so viel versprochen hatte, wurde immer unerträglicher. Unaufhörliche Bewachung, endlose Lektionen: noch mehr römische Kaiser, noch mehr Könige und Königinnen, noch mehr Philosophie. Wann würde das ein Ende nehmen? Und würde es je ein Ende nehmen? Was für ein Neues

begann für sie nach abgelegtem Examen? Die Freiheit? Nein, dann begann eine neue Sklaverei. Wie ein Mietskutscher mußte man bereit sein für den ersten besten, der einen anrief; von Haus zu Haus, wie ein Wundertäter begrüßt, wo man selbst wußte, wie wenig man tun konnte. Und die Freiheit? Würde sie es wagen mit einem Manne zu verkehren, wenn sie dessen Gesellschaft der eines Weibes vorzöge (was sie entschieden tun würde)? Keineswegs, denn dann wäre ihr Ansehen erschüttert; die Klienten würden sie fliehen, und sie würde aus der Gesellschaft ausgestoßen werden. Kein Ausweg! Doch einen! Sich verheiraten! Die Frauen hatten ein Recht, mit einem Mann zusammen zu wohnen, an demselben Tisch zu essen, im selben Bett zu schlafen, mit so viel Männern, wie sie wollten, zu verkehren, allein auf der Straße zu gehen! Aber, es gab ein aber. Die Frauen aßen fremdes Brot, überwachten einen fremden Haushalt, überwachten fremde Wäsche, und behaupteten im allgemeinen, daß sie Sklavinnen seien. Das wollte Blanche nicht werden. Also auch dort keine Freiheit?

Sie stand eines Tages im Laboratorium und sollte eine Synthese machen. Die war sehr schwierig und erforderte große Aufmerksamkeit. Zu diesem Zwecke war ihr der Platz in einer abgelegenen Küche angewiesen, damit sie sich besser behelfen könne. Sie hatte eine Maske vors Gesicht genommen, und in der Kapelle, wo ihr Apparat stand, starken Zug gemacht, denn es war gefährlich, Chlorgas einzuatmen. Sie bog Glasröhren auf dem Gebläse, bereitete Sandbäder für Kolben und machte Leitungen und Vorlagen in Unendlichkeit.

Der Assistent, mit welchem sie seit dem berüchtigten Kommerse nicht gesprochen hatte, ging durchs Zimmer. Das Gesicht hinter der Maske verborgen, fühlte sie ein trotziges Verlangen, ihn anzureden. Blanche war nämlich seit dem Auftritt zwischen der Tante und dem Professor als Klatschbase behandelt worden, und niemand hatte sich ihr genähert. Deshalb fühlte sie

das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Aber auch der Assistent war auf dieselbe Idee wie sie gekommen, daß ein Gespräch am Platze sei.

„Ist es amüsant, in der Küche zu stehen?“ fragte er spitzig.

„In dieser Küche ist es erträglich, aber in der der Ehemänner soll es nicht so amüsant sein“, antwortete Blanche.

„Ich glaube auch nicht, daß es die Köchinnen so lustig finden, die in der Küche der Ehefrauen stehen“, antwortete der Assistent. „Die Frauen sollen sehr difficil sein!“

Blanche errötete unter der Maske. Die klichierte Phrase der Tante, daß die Frauen Köchinnen seien, war in einer Lösung der scharfen Säure des Antagonisten verwandelt.

„Sie kommen nie mehr zum Kommers?“ fing er wieder an.

Blanche schwieg.

„Sie fanden es langweilig?“ fuhr er fort. „Wollen Sie in einen anderen Verein gehen, wo man sich nicht langweilt! Wollen Sie mit zu den Russen gehen?“

Blanche hatte soviel von den Russen gehört, daß ihre Neugierde geweckt wurde.

„Ich glaube nicht, daß ich darf, wegen Tante“, sagte sie ganz kindlich.

Der Assistent lächelte.

„Warum sollte es die Tante nicht wollen? Sollte eine Gefahr dabei sein? Sollte es gefährlich sein, frische neue Gedanken zu hören?“

„Nein“, antwortete Blanche. „Aber die Russinnen sollen so frei sein!“

Er lächelte wieder und sah ihr in die Augen.

„Möchten Sie nicht auch frei sein?“

Blanche fühlte ihr ganzes Verlangen, ihre ganze Sehnsucht ausgesprochen. Und der zu ihr sprach, sah aus wie einer, der ihr helfen konnte, eine Kette zu brechen.

„Doch", sagte sie, „ich möchte frei sein. O, frei!"

„Sehen Sie, sehen Sie! Kommen Sie morgen mit!"

„Ja! Aber Tante!"

„Lügen Sie ihr etwas vor!"

Blanche fuhr zusammen. Er, der wie die Ehrlichkeit und Wahrheit selbst aussah, er riet ihr, zu lügen!

„Ist es nicht unehrlich, zu lügen?"

Nicht immer! Wenn mich ein Mörder, dessen Absichten ich kenne, nach dem Weg zu seinem Opfer fragt, so zeige ich ihm den falschen, und lüge mit frohem Gemüt!

„Aber Tante ist kein Mörder!"

„Nein, aber eine Mörderin! Fühlen Sie nicht, wie ihr Gift im Begriffe ist, Ihr Blut zum Gerinnen zu bringen? Ihr Haß, ihre Rache, die Sie befriedigen sollen, fließen in Ihre Adern, werden von Ihren Lungen absorbiert, paralysieren Ihr Nervensystem! Sind Sie frei? Sie essen das Brot dieses Vampyrs, das Sie nicht durch ihre Arbeit verdienen, Sie sind von ihr bezahlt, um ihre Rache auszuführen, Sie haben Ihre Seele verkauft, wie andere Frauen ihren Körper verkaufen. Was treibt Sie zu dieser Laufbahn? Ist es das Pflichtgefühl gegen Mitmenschen, ist es die Lust, mit Unsauberkeiten zu hantieren, Krankenzimmerluft zu atmen, Jammergeschrei zu hören, aus dem Schlaf gerissen zu werden, bei den Mahlzeiten gestört zu werden? Nein, es ist die Rache! An wem? An den verabschiedeten Liebhabern Ihrer Tante? Sind Sie als Arzt nötig? Sind fünfzig Prozent nötig von denen, die es bereits gibt? Glauben Sie, es fehlt an Rezeptschreibern? Oh, sie treten einander auf die Füße und können nichts helfen. Warum werden die Russinnen Ärzte? fragen Sie! Ja, nicht um Rezepte zu schreiben, nicht um nicht heiraten zu brauchen, sondern aus demselben Grunde, weshalb sich die Propagandisten in Werkstätten stellen, reiche Mädchen Dienst annehmen; es geschieht, damit die Menschheit von den größeren Schäden geheilt wird, so daß einmal keine Ärzte mehr nötig sind, weil die gleichmäßige Verteilung des Wissens alle zu Pflegern der Gesundheit macht.

Blanche stand da wie der Recipient einer Elektrisiermaschine; sie fing alles auf, was der sprühende Mann um sich warf, zu gleicher Zeit aber fühlte sie eine Tension, ihn von sich zurück zu stoßen. Sie war leer gewesen, und nun wollte er sie mit dem Überschuß seiner Seele anfüllen. Seine Augen flammten, und sein kräftiges männliches Antlitz sah wie die Wahrheit selbst aus, als er sagte: lüg! Sie suchte nach einem Punkte, wo sie ihn verwunden und entwaffnen konnte, und das konnte sie gerade in diesem Punkte. Er stand so hoch und klar vor ihr, höher als sie anerkennen wollte, und sie mußte ihn herunter haben. Und doch wollte sie ihn groß sehen, stark, als die Stütze die sie suchte, als den Befreier. Sie fühlte unbewußt, daß der Befreier Herrscher werden konnte; sie suchte ihn und stieß ihn von sich. Schließlich sagte sie: Sie predigen Jesuitenmoral.

Er aber, der alle Clichés kannte, war sogleich mit der Antwort fertig:

„Nein, das tue ich nicht. Das Geheimnis der Jesuiten liegt in der falschen Schlußfolgerung; er macht ein Kartenkunststück mit Worten, und Sie werden dupiert. Er sagt: der Zweck (gut oder böse) heiligt die Mittel. Ich sage, der heilige, große, schöne Zweck heiligt das Mittel. Ein niedriger Zweck entheiligt alle Mittel. Sie sind ein Korallenwesen, das sich auf einem alten Stamm niedergelassen hat: hüten Sie sich, daß Sie nicht festwachsen und versteinern! So lautet die neue Moral, die bereits neu war, als Montesquieu sie aussprach: „Wenn ich etwas weiß, das nützlich für mich, aber schädlich für meine Familie ist, verbanne ich es aus meinem Herzen; wenn ich etwas weiß, das für meine Familie nützlich, aber für mein Vaterland schädlich ist, suche ich es zu vergessen; wenn ich etwas weiß, das für mein Vaterland nützlich, aber schädlich für Europa oder die Menschheit ist, sehe ich es für ein Verbrechen an!“ Der Egoismus, dieses herrliche Geschenk, das unter dem Namen Selbsterhaltungstrieb alles Lebendige leben läßt, wird sich auch ent-

wickeln, und der ist nun im Begriffe, einen großen Schritt vorwärts zu tun zum Altruismus oder der Liebe zu anderen. Diese Liebe hat sich zuerst in der Liebe zum Kinde gezeigt, daher die Familie. Aber die Familie ist ein Stadium geworden, das wir hinter uns legen müssen, und entwickelt sich zur Gesellschaft, der werdenden Gesellschaft. Sie sitzen noch in den Ketten der Familie gefangen, die nur eine ökonomische Institution war, reißen Sie sich aus den engen Bienenzellen der Familie los, schwärmen Sie, und bauen Sie sich selbst einen Korb; verlassen Sie Ihr Geschlecht mit seinem Agglomerat kleiner Interessen und isolierten Egoistenleben, und leben Sie für das Geschlecht."

Blanche sah die Wände zurückweichen, Türen sich in unendlicher Flucht öffnen; seine Rede wirkte wie Feuchtigkeit und Wärme auf alten Samen, der in einem kalten Raum gelegen hatte. Sie fühlte ihr Wesen keimen, und daß es nicht mehr weit sei bis zum Aufspringen der Schale! Aber dann wurde sie von einer wunderlichen Lust ergriffen, mit dieser Seele zu ringen, die die ihre befruchten wollte. Sie flatterte wie der Schmetterling davon, davon, vor dem Gatten, der sie verfolgte, in dem Gefühl, daß der Tod in seinen Küssen lag, der Tod für sie als Individuum, im selben Augenblick, wo sie dem Geschlecht Leben gab.

„Warum sagen Sie mir das alles? Warum verschwenden Sie alle diese Worte an mich? Ein unbedeutendes fremdes Mädchen!" fragte sie.

„Das haben Sie bereits erraten!" antwortete er; „aber wollen Sie, daß ich es ausspreche, so kommen Sie morgen Abend mit mir zu den Russen!"

Er ergriff ihre Hand. „Sie kommen? Nicht wahr?"

„Ich komme sicher", antwortete Blanche, als könnte sie nicht anders.

Als Blanche wieder zu Hause am Mittagstisch saß, hatte sie das Gefühl, daß das Geheimnis, mit dem sie sich trug, gleichsam wie eine Mauer sich zwischen ihr und den Tanten erhob. Das Band war abgenagt.

Sie glaubte etwas zu besitzen, was sie nicht von ihnen empfangen hatte. Das war ihr Eigentum, und es waren ihre neuen Gedanken, ihr Geheimnis. Sie dachte daran, wie schwach dieses Band gewesen. Es war kein Band der Liebe, denn sie liebte sie nicht, diese Gefangenwärterinnen, es war das Band des rohen Interesses. Sie brauchte sie, wie die Mistel ihre Pappel, wie der Parasit seinen Wirt. Sie erwartete, das Blut sprechen zu hören, aber es schwieg. Kein Gewissensbiß, keine warnende Stimme. Alles Alte stürzte nieder wie schlecht angeklebte Tapeten, und sie fühlte, wie sie wuchs. Jetzt erst empfand sie die ersten erfrischenden Flügelschläge der Freiheit um ihre hektischen Wangen; nicht bloß der Körper war gefangen gewesen, auch der Geist!

Blanche kam zeitig zum Treffpunkt in den Bauschänzlipark. Der Schnee fiel so leicht, so still, und schwarz lag draußen der See. Sie war sehr erregt, und als ihr Fuß trockenes Laub berührte, fuhr sie zusammen, aber der Schnee fiel dicht, so dicht, daß der Laut ihrer Schritte bald nicht mehr zu hören war. Der Sand knirschte noch hier und da, aber der Schnee brachte auch ihn bald zum Schweigen. Sie fühlte, jeder Schritt, den sie tat, führte sie auf eine neue Bahn, hinaus zu unbekannten Geschicken, aber er führte sie hinaus. Wohin? Sie fühlte, daß sie ein Übereinkommen brach! Sie hatte ihre Freiheit diesen alten Frauen verkauft, und die gaben ihr die Mittel zum Leben, dafür, daß sie ihre Freiheit gab. Jetzt stellte sie ihre Zahlung ein, konnte sie da fortfahren, von ihnen zu nehmen! Es war also im Grunde ein ökonomisches Problem. Nur wer die Mittel zum Unterhalt hatte, war frei, alle anderen Sklaven. Ein verborgener Haß gegen die Alten begann zu wachsen. Wenn Blanche selbst Zinsen hätte, ja, dann wäre sie frei. Was schrien da die Völker nach Freiheit, wenn sie keine Zinsen hatten! Freiheit ohne Zinsen war ja unmöglich. Sie lief von

Hause fort, aus dem Gefängnis der Schule, in das Gefängnis der Universität, in das Gefängnis der Praxis, der Gunst des Publikums. Überall Gefängnisse. Und käme der Befreier, der starke Mann, und zerrisse ihre Ketten, wäre das nur, um sie in ein neues, wohlgemauertes Gefängnis zu führen, das letzte, das nur der Tod öffnen konnte. Sie konnte das Problem nicht lösen. Würde er, der auf alle Fragen antworten konnte, es tun können?

Der Schnee wirbelte um ein paar kräftige Füße, und die Luft bewegte sich von seinen keuchenden Atemzügen; er stand an ihrer Seite und legte ihren Arm in seinen!

„Böses Gewissen?“ sagte er. „Das gibt sich. Der Korse, der es unterlassen hat, den Feind seiner Familie zu ermorden, geht auch mit einem bösen Gewissen herum. Es ist ein konventionelles Gewissen, das einen wegen eines unterlassenen Mordes anklagt. Fort damit!“

Und er führte sie mit sich. Sie gingen in gleichem Schritt und Tritt, und ihr Arm lag so gut in seinem.

„Ist es weit?“ fragte Blanche.

„Vor der Stadt“, sagte Emile; „die Russen lieben Städte nicht!“

Und sie gingen zwischen weißen Feldern dahin, Höhen hinauf, zwischen Weinbergen hindurch, und kamen zum Café des Alpes, einem kleinen, von Lärchen und Fichten umgebenen Holzchalet. Es sah idyllisch und gemütlich aus, nicht wie ein Restaurant oder ein Café, wo beschäftigungslose Menschen die Zeit töten, sondern wie eine Herberge am Wege, wo der müde Reisende Ruhe und Erquickung sucht.

Sie gingen eine Holztreppe an der Außenwand des Hauses hinauf und kamen auf einen Balkon, der von den Lichtern im großen Saale erleuchtet wurde. Während sie noch den Schnee von Füßen und Kleidern schüttelten, kam ein Herr aus dem Saale heraus und bewillkommnete sie wie alte Freunde. Es war ein großer dunkler Mann mit einem Kosackenkopf über

breiten Schultern. Er ergriff Blanches Hand, drückte sie warm wie die einer Schwester, nahm ihr den Überwurf ab und führte sie in den Saal. Es war ein altväterischer Raum mit niedrigem Holzdach, bei dem die Balken sichtbar waren. Über den hohen Holzpaneelen waren Alpenlandschaften mit Bärenjagden zu sehen, und hier und dort hingen angezündete Wandlampen, deren blanke Messingschilder den Lichtschein zurückwarfen. Mitten im Saal stand ein langer Tisch, um welchen zwanzig Herren und Damen saßen, die Tee tranken und Zigaretten rauchten, während ein gewaltiger Samowar aus frischgeputztem Kupfer in der Mitte brodelte. In dem großen, schrankähnlichen, grünen Kachelofen, um den Bänke liefen, brannte ein gewaltiges Buchenfeuer.

Als Blanche und ihr Begleiter eintraten, erhoben sich alle und drückten ihnen die Hände. Die Mädchen küßten Blanche auf die Backe und machten ihr Platz. Wie die warme Luft aus einem Heim schlug es ihr entgegen, und der Eindruck hier war nicht der kalte, düstere der Kneipe wie in der Brasserie Nuß. Keine Feindseligkeit, keine Rivalität, kein Konkurrenzneid herrschte hier, und Blanche fühlte sich sofort zu Hause. Die Herren waren gegen die Damen artig ohne Galanterie, und die Damen nahmen ihre Achtungsbezeigungen mit Dankbarkeit und Freundlichkeit entgegen. Sie rauchten Zigaretten, hatten aber weder kurzes Haar noch blaue Brillen; sie waren anmutig in ihren Bewegungen und suchten nicht durch derbe Gesten und Worte den Mann zu imitieren. Sie sprachen ernsthaft und ohne Furcht, mißverstanden zu werden, denn sie befanden sich alle auf gleicher Bildungsstufe und teilten sich einander mit, ohne sich belehren zu wollen.

Blanche wurde Tee serviert, trotzdem die Zeche gemeinsam war. Das fand sie angenehmer, als daß jeder selbst bestellte und ein Kellner jeden Augenblick durchs Zimmer rannte. Man bot ihr Zigaretten an, aber sie dankte. Sie fand nichts Anstößiges darin,

daß die Damen rauchten, denn es war ja „Sitte“ bei ihnen, also „sittlich“, wenn auch in Westeuropa nicht Sitte, also unsittlich.

„Paul Bestuchew“, begann ein olivenfarbiges Mädchen, welches für den Abend das Wort führte. „Bestuchew hat gebeten, heute Abend sprechen zu dürfen. Aber nicht mehr als dreißig Minuten, Väterchen!“

Der mit Bestuchew Angeredete schob seinen Stuhl vom Tisch zurück, blieb sitzen und holte ein Stück Papier hervor, auf welchem er Aufzeichnungen gemacht hatte.

„Ich will über Das Allerheiligste sprechen“, begann Paul und trank seine Teetasse aus.

„Das ist doch wohl nicht die Religion?“ fragte ein Rotbart.

„Pfui“, sagte Paul. „Über dergleichen spricht man nicht! Nein, ich will über das sprechen, was heiliger ist als das Heilige, über

Das Allerheiligste.

In der Kindheit der Gesellschaft, ehe die Arbeitsteilung eine Ober- und eine Unterklasse geschaffen hatte, war die Erde die Mutter aller. Der Stamm besaß sein Territorium ungeteilt, oder teilte es in Lose, wie bei den Landwirten, zur Benutzung auf gewisse Zeit, ohne das Eigentumsrecht aufzugeben. Solchen Kommunismus haben wir in dem russischen Mir oder der Dorfschaft, und unser Vaterland besitzt ungefähr vierzig Millionen legalisierte Kommunisten. Daß das Glück trotzdem bei unserem armen Muschik nicht gedeiht, das beruht auf etwas anderem, dem gerade jetzt abgeholfen werden soll. Wie nun die siegende Oberklasse ursprünglichen Kommunalgrund und -boden in Beschlag nahm, will sagen Diebstahl beging, wurde im selben Augenblick der Diebstahl für heilig erklärt. Das gestohlene Eigentum wurde für die Oberklasse heilig; aber die Unterklasse, die dem Beispiel folgen und das Gestohlene zurücknehmen wollte, mußte neue

Steuern an Gefängnisse zahlen. Es war also nichts Rechtes mit der Entstehung der Heiligkeit.

Inzwischen wurde das entwendete Eigentum immer mehr und mehr Ansprüchen auf Heimzahlung ausgesetzt. Die Heiligkeit wuchs. Jetzt kann man den Kaiser vor die Stirn schießen, Gott leugnen, das moralische Gesetz angreifen und doch unter Staatsschutz stehen wie in der Schweiz, aber wegen eines Angriffs auf das Eigentum werden wir ausgeliefert. Das Eigentum ist also heiliger geworden als der Zar, als die Moral, als Gott.

Aber die Zeit ist vorwärts gegangen, und die Schlinge um den Hals der Oberklasse ist zugezogen worden. Unsere Zeit hat die Legalisierung dreier großer Angriffe gesehen: konstitutionelle, kaiserlich-königliche und kongreßliche Angriffe auf das Eigentum. Der erste war bekanntlich die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland (die Leibeigenen waren Eigentum); der zweite die Befreiung der Neger in Amerika (die Neger waren Eigentum und also heilig); der dritte, den wir jeden Tag vor Augen sehen, wird die Expropriation genannt. Mein Vater hatte eine Besitzung und einen sehr schönen Garten, den er liebte. Er hatte jeden Baum selbst aufgezogen, jeder Strauch war ihm wie ein Freund. Er wollte ihn nie verkaufen, denn er liebte ihn, wie man ein lebendes Wesen liebt. Eines Tages kommt der Ingenieur einer Eisenbahngesellschaft und haut alle Bäume nieder, reißt alle Sträucher aus. Vater weinte und fluchte. Der Ingenieur sagte, der Grund und Boden sei expropriiert, und Vater werde ihn vom Semstvo bezahlt bekommen. Vater wollte seinen Garten nicht verkaufen, wollte ihn nicht bezahlt haben. Da nahm man.

Diese großen Beispiele haben die Heiligkeit des Eigentums erschüttert. Nicht als ob die Menschen der Zukunft es wie der Staat machen und nehmen werden; sie werden im Gegenteil geben. Aber das werden wir erst dann sehen, wenn alle die Vorteile davon eingesehen haben, daß niemand besitzt, was er morgen

verlieren kann, und daß alle besitzen, was sie nicht verlieren können.

Aber ich will jetzt nur die „moralische Seite“ des Eigentums betrachten, die vielleicht am meisten von allem zu dem unmoralischen Zustand der Gesellschaft beigetragen hat.

Der Begriff und das Gefühl des Besitzes hat unser ganzes Seelenleben durchdrungen, hat unseren Egoismus vergrößert. Selbst unsere Gedanken sind Gegenstand unseres Geizes geworden. Der Gelehrte brütet auf seiner Entdeckung, weil sie ihm Ehre, nicht weil sie der Menschheit Nutzen bringt; der Erfinder beeilt sich, ein Patent zu nehmen, um die Menschheit daran zu hindern, Nutzen aus seinem Werk zu ziehen; der Priester, der Diener des Herrn, reißt sich um Brot und hohe Ämter, ja einige gehen wie Café-chantant-Sängerinnen mit einem Teller in der Kirche umher, was sie nicht hindert, zu sagen, Ingersoll tue sein Wunder des Geldes wegen. Der Volksvertreter, der im Reichstage die Wahrheit sagen soll, zögert zweimal, ehe er das Wort ausspricht, denn hinter ihm grinsen seine Gläubiger; der Zeitungsmann, der das Beil an die Wurzel des morschen Baumes setzen soll, windet sich wie ein Wurm, ehe er zuhaut, denn er sieht Weib und Kind die Köpfe darunter legen. Wegen Weib und Kind! Wie mancher Wille ist ihretwegen nicht gebrochen, wie manche Seele nicht verblutet! Der Mann ist das Eigentum, der Leibeigene, der Wirt der Familienkommunität, und darum — wie listig — hat die Oberklasse ihm das Stimmrecht und die scheinbare Leitung in die Hand gegeben, denn sie wissen, daß er die Kette ums Bein hat. Um wieviel freier würde sich nicht das Weib in der Öffentlichkeit bewegen, sie, die die ökonomische Stütze hinter sich hat. Was ihre Stärke ist, ist des Mannes Schwäche. Darum ist die Stellung des Weibes freier als die des Mannes, und darum ist sie kühner. Wenn der Mann sich vom Ladenbesitzer mit der Ware prellen läßt und es vermeidet, Lärm zu schlagen, um sich keinen Feind zu schaffen,

so wirft das Weib ohne Umstände dem Schelm die Ware ins Gesicht.

Aber der Eigentumsbegriff hat sich auch in unsere heiligsten Gebiete eingeschlichen, heiligste, weil die Natur sie abgesteckt hat. Der Jüngling wirft seine Augen auf ein Mädchen; er gefällt ihr, ihre Seelen lieben sich, aber es ist eine kleine Hauptsache übrig, die die Hauptsache ist: hat er Geld? Nein! Dann muß er gehen! Die Kinder, die das Eigentum der Gesellschaft sein sollten, werden als Privateigentum der Eltern behandelt, mit der Aufgabe, wenn sie klein sind, die Eltern mit ihrem Geplauder, ihren Liebkosungen zu unterhalten, und wenn sie älter werden, ihnen „Ehre" zu machen, und warum nicht, auch Geld einzubringen. Die Gatten, die geschworen haben, einander „anzugehören", fangen bald durch die Macht der Gewohnheit an, sich gegenseitig als Angehörigkeiten zu betrachten.

Schließlich einige Worte über das schlechte, aber darum gefährliche Symbol des Eigentums, das Geld.

Das Geld ist ein Gedicht, schön für den Eigentümer, aber trügerisch wie alles Schöne! Es ist ein schlechter Wertmesser, denn es mißt nicht den Wert. Heute bekommt man eine Tonne Weizen für einen Louisdor, morgen bekommt man nur eine halbe. Es mißt weder den Nutzen noch den Wert, denn eine Flasche Kapwein, die einen Louisdor kostet, kommt an Wert einer Tonne Weizen nicht gleich. Denn während ich eine Tonne Weizen verzehre, ist meine Seele frei, frei von Nahrungssorgen, vielleicht für einen Monat, währenddessen meine Seele arbeiten kann, wohingegen eine Flasche Kapwein mich einige Stunden einschläfert und dann in Sklaverei schlägt.

Das Geld ist als Wertmesser gefährlich, weil es in einer solch konzentrierten Form auftritt, daß das Auge den ihm innewohnenden Nutzen nicht sehen kann. Tausend Francs in Gold auf einem Tische geben keinen wahren Begriff vom Wert, aber für tausend Francs Getreide in Säcken sehe ich. Darum war die

erste Münze Vieh, pecus, pecunia. Ein Kind, das zum ersten Male ein Geldstück erhält, erhält es, um Bonbons zu kaufen! Das ist ein jämmerlicher Mißgriff, denn das Kind sieht dann im Gelde ein Genußmittel.

Das Schlimmste am Gelde ist, daß es falsch ist. Es behauptet, ein Repräsentant vorhandener Nützlichkeiten zu sein. Das ist unwahr. Es gibt nicht so viel Nützlichkeiten wie Gold. Und Gold ist unnützlich. Man hat Banken stürzen sehen, die mehr Papiere ausgegeben hatten, als Gold vorhanden war, aber sich hielten, so lange der Glaube ans Papier dauerte. Wenn nun der Tag kommt, an dem der Glaube an das Gold erschüttert wird, an dem man für das unnütze Gold nichts Nützliches mehr erhalten kann! Man sah das bei der Belagerung von Paris. Die Stadt war voll von Gold, aber niemand wollte Gold haben, alle wollten Essen haben, das es nicht gab; darum war der Wert des Goldes für den Augenblick annulliert. Der Araber, der einen Sack Perlen in der Wüste fand, war ebenso arm wie der belagerte Pariser.

Aber es sind viel Nützlichkeiten in Bewegung, ungeachtet so wenige sie hervorbringen. Der Markt ist mit Getreide überschwemmt, während eine halbe Million Menschen hungern. Das ist ein Fehler in der Verteilung der Produkte. Und diese ist der Fehler des Geldes und der falschen Münze, des Wertpapiers, sowie der ausgedehnten Arbeitsteilung. Wenn Selbsthilfe Prinzip wird, wenn Privateigentum Kollektiveigentum wird, wenn die Arme benutzt werden, um Essen zu schaffen statt Industrie (= Luxus), dann ist die Not fort! Darum laßt uns alle daran arbeiten, die Menschen den Vorteil der Aufhebung des Privateigentums zu lehren!

Jetzt sind gewiß dreißig Minuten vergangen, Schwesterchen!“

Hierauf wurde in die Diskussion eingetreten. Da mehrere Neulinge da waren, wurden die aufgefordert, Einwendungen zu machen.

„Ich möchte einwenden", begann Anna, „wenn man alle Schätze der Welt verteilte, so würde jeder Mensch 50 Centimes bekommen, und damit wäre niemandem geholfen."

„Dieser Einwand", antwortete Bestuchew, „ist Nr. 1 unserer sogenannten registrierten ‚Clichés'. Schwester mag sich die Antwort notieren: Wenn die 3 Milliarden Dollars der Vanderbilts, Stewarts und Astors unter die 1½ Milliarde Einwohner der Erde verteilt würden, bekäme jeder zwei Dollars oder zehn Francs. Wenn wir nun annehmen, Europa und Amerika wären allein beteiligt, so würde die ½ Milliarde 12 Dollars per Mann oder 60 Francs erhalten. Mit 60 Francs kann ein Tischler sich Werkzeug anschaffen, ein Fischer ein Netz, ein Ruderer ein Boot, ein Krämer Waren, ein Dienstsuchender neue Kleider usw. Diese Teilung wäre also nicht so uneben, und dabei kommen nur drei Vermögen in Betracht: bedenke, wenn es alle wären! — Aber jetzt will ich selbst, da ich die Einwände kenne, fortfahren, dann kommen sie der Reihe nach. Also: Cliché Nr. 2. Wenn man die Erde um 8 Uhr morgens verteilen würde, so hätten die Listigsten und Stärksten um 12 Uhr die ganze Erde in Besitz. Antwort: sehr wahrscheinlich. Es ist auch kein Sozialist, nur ein kleines konservatives Gehirn auf diese Stupidität gekommen. Es ist nämlich überhaupt nicht die Rede von irgendwelcher Teilung, denn gerade die gegenwärtige ‚Teilung' (bei der zwanzig Personen den Grund und Boden Englands teilen) soll aufgehoben werden. Der Staat soll so allmählich alles Eigentum, das ja dem Staate gehört, enteignen, da der Staat Staatsschulden machen kann. Und dann wird der Staat sich wohl hüten, noch eine Teilung durchzuführen! Ist das klar? — Cliché Nr. 3. Die Sozialisten, die Darwinisten sind, sollten das Erbrecht nicht angreifen, denn Erblichkeit von Lebensmitteln wäre ja ein gutes Erbe für die Veredlung der Rasse. Halt! Das Gefühl, zu besitzen, was man nicht erworben, bringt die Rasse zur Entartung. Siehe die alten Königs- und Adelsgeschlechter. Alle,

die nicht arbeiten, werden sterben, eines natürlichen Todes, wenn die Krisis über die Welt dahingeht. Das schlechteste Erbe, das du deinem Kinde geben kannst, ist Eigentum, wenn Eigentum aufgehört hat, Mittel zur Arbeit zu sein, und Genußmittel geworden ist. — Cliché Nr. 4 (wir haben sie alle, wie Schwester hört!). Der Mensch wird, wenn das Erbrecht aufhört, es unterlassen, mehr zu produzieren als er braucht. Antwort: das ist gerade die Absicht. Dadurch hört das Sammeln des Kapitals in einer Hand auf und Überproduktion, die Krisen veranlaßt. Und, um das übrige für das nächstemal zu lassen, wenn niemand seinen Kindern eine Erbschaft geben kann, Erbschaften, die so oft von Vormündern, von den Erben verschwendet werden, Erbschaften, die ihren Wert verlieren, verbrennen, durch ein Erdbeben zerstört werden können, dann wird jeder seinem Kinde dafür das Beste geben: Erziehung! Ja, mit starken Armen und einer gesunden Seele. Dann werden die heiligen Gefühle des Sohnes am Totenbette des Vaters nicht durch schändliche Gedanken an das Erbe, an den Nutzen, den er vom Hingange des Geliebten hat, entweiht, und der Sterbende wird das süße Gefühl haben, der Nachwelt einen starken, nützlichen und guten Bürger zu hinterlassen, während gleichzeitig sein Eigentum allen zu gute kommt, also auch dem Sohne, der sich dadurch solidarisch mit der Generation fühlen wird, die in Eintracht genießen wird, was jeder einzelne für sie erarbeitet hat."

Die Verhandlungen waren zu Ende. Die Teemaschine brodelte, und man leerte neue Tassen des duftenden Getränkes. Der ernste Teil war vorüber, und man wollte sich jetzt durch Spiel erfrischen. Emile holte eine Guitarre und sang. Dann wurden die Tische beiseite geschoben, und man tanzte, worauf ein leichtes Souper serviert wurde. Die Stunden schwanden unter herzlicher Freude und Munterkeit dahin. Man vergnügte sich wie ausgelassene Kinder, in dem Bewußtsein, daß man ernst genug sei, auch ohne daß man für nichts der Freude zu entsagen brauchte.

Es wurde spät, und Blanche mußte gehen. Emile folgte ihr.

Draußen hatte es sich aufgeklärt, und der Mond leuchtete über dem See und den Alpen. Blanche nahm Emiles Arm, und sie gingen still nebeneinander her.

„Haben Sie sich heute abend amüsiert?“ fragte Emile.

„Wie noch nie“, antwortete Blanche. „Aber sagen Sie mir eins. Sind sie verheiratet, heimlich verheiratet, diese jungen Leute?“

„Wie so?“

„Hm! Ich fand, sie waren so, wie soll ich sagen, intim!“

„Ja, sie sind verheiratet, heimlich.“

„Getraut?“

Es entstand eine Pause.

„Nein, nicht getraut“, sagte Emile.

Blanche fuhr zusammen.

„In welche Gesellschaft haben Sie mich geführt!“

„In die Gesellschaft verheirateter Leute.“

„Aber nicht getrauter?“

„Ihre Tante war verheiratet, aber nicht getraut.“

„Meine Tante?“

„Ja, denn sie war eine Zivilehe eingegangen. Die Trauung ist eine späte Erfindung, die erst im vierten Jahrhundert in Brauch kam, obligatorisch im vierzehnten wurde und freiwillig nach der Revolution.“

Blanche überlegte.

„Wohnen sie denn zusammen?“

„Nein“, sagte Emile. „Die einander lieben, brauchen nicht in derselben Wohnung zu wohnen, nicht dieselben Möbel abzunutzen und an denselben Tischen zu essen. Auch das Zivilgesetz gebietet das nicht.“

„Das Laster verteidigen Sie?“

„Das Laster, meine Freundin, das Sie, mich und uns alle zur Welt gebracht hat; das Laster, auf das der Priester bei der Trauung den Segen Gottes herabruft; das Laster, dessen Folgen die Eltern des jungen Paares mit Sehnsucht entgegen sehen, und dessen Folgen die höchste Freude des Menschen sind, ja!“

„Sie sprechen so sonderbar!“ sagte Blanche, „aber Sie haben ja recht!“

Sie wanderten still dahin und waren bald in der Stadt.

„Was wird Tante sagen?“ sagte Blanche. „Ich kann nicht davon los kommen, daß es unehrenhaft ist, ihr Brot zu essen und die Verpflichtung nicht zu erfüllen.

„Ihr Brot? Wo hat sie das her? Hat sie sich das erarbeitet? Nein, sie hat nie gearbeitet. Sie hat es von ihrem Vater, der Kaufmann war, geerbt, und der verdiente es an Vorrat und Nachfrage, das heißt an fremder Not.“

„An fremder Not?“

„Ja, gewiß. Wenn das Getreide gut geraten ist, das heißt keine Not herrscht, dann fällt der Preis; wenn Not eintritt, das heißt, wenn die Nachfrage groß ist, dann steigt der Preis. Von selbst? Nein, der Kaufmann stellt den Preis auf und nutzt die Not der Menschen aus. Das ist ein schönes Gesetz, ein ökonomisches Gesetz! Ein Großhändler veranschlagt 1200 Francs für einen Kommis. Er annonciert die Stelle. Bewirbt sich nur einer darum, so gibt er seine 1200 Francs, denn er fürchtet sonst keinen zu bekommen und selbst in Not zu geraten. Bewerben sich zwanzig um die Stellung, so bietet er 1000 Francs, bewerben sich 50, gibt er 500 Francs. Das heißt, er nutzt die Notlage anderer aus. Wer hat dieses Gesetz gemacht? Nun, mit Hilfe dieses Gesetzes ist Ihre Tante zu Renten gekommen! Wie vieler Menschen Tod haben diese Renten nicht gekostet, wieviel Hunger und Leiden! Jetzt sollen Sie diese Missetaten der Väter gutmachen und der leidenden Menschheit dienen — gegen Honorar natürlich. Sie werden Enzian gegen Gastritis verordnen, die durch unregelmäßige Mahlzeiten entstanden ist, und Sie werden 4 Francs für den Krankenbesuch nehmen, und der Apotheker, Ihr Kompagnon, wird 1 Franc für den Enzian nehmen, der auf den Bergen gratis wächst, und ½ Franc

für die Flasche, denn die Glashütte will auch leben. Welche schöne Aufgabe da vor Ihnen liegt! Statt dem Armen 6 Francs zu Fleisch zu geben, nehmen Sie 6 Francs, damit er den privilegierten Enzian des Apothekers kauft, der nicht sättigt, und den der Arme mit einiger Kenntnis in Gesundheitspflege selbst pflücken könnte. Welch edle Aufgabe — gesetzlichen Humbug zu treiben!"

„Aber Sie reißen ja alles vor mir nieder! Sagen Sie mir doch, warum werden die Russinnen Ärzte!"

„Um das Elend zu entlarven; um die falschen Karten zu lesen, um nachzusehen, ob nicht die Ursachen der Krankheiten in der Armut liegen oder dem Wohlleben, der Tugend oder dem Laster; um die Möglichkeiten zu studieren, den Krankheiten zuvorzukommen, statt sie zu heilen! Verschreiben Sie den Blutarmen Filet und starkes Ale statt Enzian, und hören Sie dann, was man Ihnen antworten wird! — Aber nun sind wir zuhause! Leben Sie wohl! Treffen wir uns morgen im Schänzli? Um weiter zu sprechen?"

„Ja", sagte Blanche. „Warum können Sie nicht mit mir hinaufkommen, neben mir stehen und für mich sprechen, wenn ich jetzt Tante was vorlügen werde?"

„Ja, warum nicht?" sagte Emile und ging.

Am nächsten Abend, als der Mond über dem See schien, waren Blanche und Emile wieder im Bauschänzli.

„Was ist die Liebe?" fragte Blanche und stützte sich auf Emiles Arm.

„Es ist ein Mysterium, dessen prosaische Lösung Sie noch nicht anzuhören vermögen! Wir sind nämlich so mit Lüge gesättigt, daß die Wahrheit uns widrig ist."

„Aber sagen Sie es dennoch, sagen Sie es, ohne von Zellen zu sprechen!"

„Das kann ich nicht!"

„Sagen Sie es dennoch! Sagen Sie, was sie nicht ist."

„Sie ist nicht Schönheit, denn Sie sind nicht hübsch; sie ist nicht Genie, denn Sie sind kaum scharfsinnig; sie ist nicht Tugend, denn die Begriffe davon sind so schwankend; sie ist nicht Festigkeit des Willens, denn Sie sind schwach; sie ist nicht eine Reihe guter Eigenschaften; sie ist eine Erscheinung, nichts weiter. Ich liebe Sie, obwohl Sie nicht schön, nicht geistreich, nicht stark sind. Ich liebe Sie, ungeachtet mein Verstand mich vor Ihnen warnt; ich liebe Sie, ungeachtet ich Sie nicht bewundere. Ich kann Ihnen zuweilen eine Menge Eigenschaften beilegen, die Sie nicht besitzen, aber — aber dann kommt mein scharfer Verstand und streicht alles durch, aber das Faktum bleibt gleichwohl bestehen — ich liebe dich, weil ich — dich liebe! Dein Bild ist auf dem Grunde meines Auges photographiert, so daß ich keinen Gegenstand sehen kann, ohne ihn durch dein Bild zu sehen; wenn ich die Fällung auf meinem Filter betrachte, sehe ich dich; wenn ich nach der Uhr sehe, sehe ich dich zwischen den Zeigern; wenn ich eine Dame auf der Straße sehe, wird sie du! Wenn ich dich selbst sehe, sehe ich das Vollkommenste, deine Linien bekommen Töne und setzen meine Nerven (verzeih, die Saiten meiner Seele!) in Harmonie; deinen Gang betrachten macht mich glücklich, und dein Blick macht mich trunken! Ich bin beinahe sicher, wenn man mich jetzt totschlüge und mich gleich obduzierte, könnte ein Mikroskop dein Bild auf der Netzhaut sehen, in jeder Lungenzelle, in jedem Gewebe des Herzens, im Rückenmark; jeder Blutkörper würde dich spiegeln und jede Gehirnzelle (verzeih den Ausdruck) würde wie ein Mikrophon deine liebe Stimme wiedergeben, du, Geliebte!“

Er umfaßte sie und drückte sie fest an sich. Ihr Pelzkragen mit seinem weichen Fell berührte seinen Mund und er küßte ihre Stirn.

„Wir müssen uns verloben“, sagte Blanche hastig und stieß ihn zurück.

„Wir sind verlobt“, sagte er.

„Ja, aber Tante . . .“

„Was geht die das an? Sie ist nicht dein Brautwerber.“

„Aber, sie gibt mir das Brot.“

„Das ist wahr! Und darum!! Es liegt sonst in der Natur der Liebe, sich zu verbergen. Das nennt man Keuschheit. Es kommt mir unkeusch vor, zu zeigen, was nicht gesehen werden soll, was nur uns beide angeht! Liebst du mich, Blanche?

„Ich liebe dich! Aber weil du stärker bist als ich, weil du mir neue Gedanken gibst, weil du mich tragen kannst, wenn ich müde werde, weil du alle Eigenschaften besitzest, die mir fehlen.“

„Dann bist du ja eine Egoistin, Blanche! Du verleumdest dich! Du liebst mich aus Berechnung, weil du etwas von mir empfängst, Nutzen von mir, eine Stütze an mir hast? Glücklicherweise bin ich arm, sonst müßte ich glauben, du liebtest mich des Geldes wegen.“

Blanche war schlecht zu Mut.

„Pfui, wie du scherzest“, sagte sie.

Und dann trennten sie sich.

Am nächsten Abend waren sie wieder im Schänzli. Und der Mond war im Abnehmen.

„Hast du gehört, daß die Deputiertenkammer im Begriffe ist, ein Gesetz über das Erbrecht unehelicher Kinder zu votieren?“ begann Emile.

„Nein, aber es ist nicht zu früh.“

„Zu früh und zu spät, wie alle Halbreformen. Wie viele Thronfolger hervorkriechen werden, wie viele Prinzen und Prinzessinnen! Übrigens ist es mehr gut gemeint als scharfsinnig. Die Vaterschaft kann nie bewiesen werden; die Mutterschaft ist das einzige, dessen man sicher sein kann. Aber das Weib hat nicht die Erwerbsmittel zu seiner Disposition bekommen, darum muß sie einen Mann zum Sklaven machen, daß er für sie arbeite. So hat sie es seit undenklichen Zeiten gemacht; aber Sklaverei hat immer den Sklavenhalter

demoralisiert, darum ist das Weib entartet, egoistisch, und nahezu unmöglich für die Gesellschaft. Sie ist auf dem Entwickelungsstadium der Familie stehen geblieben. Durch den Versuch, den Mann dadurch frei zu machen, daß sie selbst arbeitet, ist sie als Konkurrentin aufgetreten, und der überfüllte Arbeitsmarkt wird ein blutiger Wahlplatz für den Kampf ums Brot werden, auf dem die beiden Geschlechter sich als Feinde gegenüber stehen. Das wird die Gesellschaft sprengen und den Eintritt einer neuen Gesellschaftsordnung vielleicht beschleunigen, aber auch vielleicht verspäten. Mit neuen Erbschaftsgesetzen kommen, wo die Erbschaft aufgehoben werden soll, das ist kein Fortschritt. Den Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern kann nur die neue Gesellschaft auslöschen, wenn der Staat alle in seine Hand nimmt."

Blanche wurde unaufmerksam und wollte von etwas anderem sprechen. Der Schnee war geschmolzen, und die Promenade war naß und unangenehm; vom See wehte ein rauher, feuchter Wind.

„Es ist nicht angenehm, hier zu gehen", sagte sie.

„Nein, es wäre behaglicher, in einem warmen mit Teppichen belegten Zimmer zu sitzen", sagte er. „Wie sollen wir dazu kommen?"

„Wir müssen uns verloben", sagte Blanche.

„Und zuhause bei Tante sitzen und schlecht von den Männern sprechen. Nie mehr sprechen, was wir denken, nie mehr für uns sprechen, sondern aus Höflichkeit mit ihr sprechen."

„Dann müssen wir uns verheiraten!"

Emile wurde still.

„Ja, natürlich", sagte er. „Wir müssen uns verheiraten. Wir können nicht unser ganzes Leben im Dunkeln auf der Straße herumlaufen! Aber deine Laufbahn?"

„Die wird doch wohl dadurch nicht gehindert werden."

„Vielleicht doch? Oder wir werden auch durch deine Laufbahn gehindert. Der Mann geht des Morgens

aus. Kommt zu Mittag nach Hause. Ist die Frau zu Hause? Nein, sie ist ausgegangen. Die Frau kommt am Nachmittage nach Hause. Ist der Mann zu Hause? Der Mann ist ausgegangen. Sie treffen sich möglicherweise am Abend. Das Feuer brennt, die Lampe ist angesteckt. Jetzt wollen sie plaudern. Da klingelt die Tür, die Frau muß zu einem Besuche fort. Und so sehen sie sich nicht mehr, denn der Herr schläft, wenn die Frau nach Hause kommt. Man spielt Verstecken, ohne sich jemals zu erhaschen."

„Aber wenn ich meine Laufbahn aufgebe? Ich habe, aufrichtig gesagt, gar keine Lust dazu!"

„Ja, dann mußt du allein zu Hause sitzen, und mich triffst du nur bei den Mahlzeiten! Wie sollen wir es denn einrichten?"

„Du fragst mich? Du solltest antworten, wenn ich frage."

„Nur die Zukunft kann antworten! Nur die Zukunft kann Freiheit geben; wir sind jetzt alle Sklaven, und jeder Versuch, die Kette durchzufeilen, straft sich selbst durch verschärftes Gefängnis. Lebwohl! Die Uhr schlägt! Die Gefangenwärter warten!"

Es war große Aufregung in Zürich. Vorm Polytechnikum standen Gruppen von Studenten und sprachen miteinander. Auf den Straßen standen Scharen von Studenten, und in den Restaurants saßen Knäuel von Studenten und diskutierten. Ein Schreiben von der russischen Regierung war an den Rektor der Universität gelangt, in dem um die Bekanntmachung ersucht wurde, daß diejenigen Studierenden beiderlei Geschlechts, welche durch ihr regelloses Leben der Nation Schande gemacht, welche aber russisches Bürgerrecht behalten wollten, sofort in ihr Land zurückzukehren hätten. Hierauf war eine Untersuchung vorgenommen, und viele nichtrussische Studierende waren kompromittiert und relegiert worden.

Der Assistent am chemischen Laboratorium, Emile Suchard, wurde unter den Ausgewiesenen genannt. Das machte einen um so peinlicheren Eindruck, als der Mann allgemein beliebt war, und man wußte, daß er seine Studien allein von dem kleinen Gehalt bestritt, den er als Assistent hatte.

Emile saß des Morgens daheim auf seinem Zimmer und schrieb Briefe. Nicht an Angehörige, denn die besaß er nicht.

Sein Bot war gescheitert. Es galt ein neues zu bauen. Mit einem unvollendeten Examen blieb ihm nur übrig, bei einer technischen Fabrik anzukommen zu suchen. Aber wo?

Es klopfte an die Tür. Blanche trat ein. Rot, verweint.

„Jetzt hast du mich! Tante weiß alles!“ sagte sie und warf sich weinend aufs Sofa nieder.

„Was weiß Tante?“ antwortete Emile.

„Alles!“

„Daß du bei den Russen warst?“

„Ja!“

„Daß wir uns im Parke getroffen haben?“

„Ja!“

„Mehr kann sie nicht wissen, denn mehr ist nicht geschehen. Was sollen wir tun?“

„Reisen!“

„Wohin?“

„Irgendwohin.“

„Und dann?“

„Uns verheiraten!“

Emile schwieg einen Augenblick.

„Wie die andern“, sagte er schließlich.

„Nicht wie die andern“, antwortete Blanche, „sondern wie wir.“

„Wie wir! Wie ist das, wie wir? Unter allen Verhältnissen können zwei Fälle eintreffen: wir bekommen Kinder, dann wirst du die Magd der Kinder; wir bekommen keine Kinder, und du wirst meine Magd.“

„Wir werden keine Kinder und keinen Haushalt haben; ich werde Ärztin werden.“

„Wovon?“

Blanche schlug die Augen nieder und suchte auf dem Boden.

„Es ist wahr“, fing sie wieder an, „meine Ressourcen sind zu Ende.“

„Und meine auch“, sagte Emile.

Blanche, die über Emiles Vermögensverhältnisse nie etwas gehört hatte, schien unangenehm überrascht. Sie hatte als ganz selbstverständlich angenommen, daß er Mittel besaß. Es war ja peinlich, jetzt die Vermögensverhältnisse zu berühren, aber das ganze Dasein hing ja in diesem Augenblick davon ab. Sie sah zu Emile auf, ihn mit den Blicken bittend, die Frage zu lösen. Er sah unablässig auf die Erde nieder. Gerade jetzt, wo die Hindernisse gefallen, wo die Bande zerrissen waren, und sie einander in die Arme fallen sollten, da trat ein Ungebetener dazwischen.

Blanche war gekommen, großherzig, stolz über sich selbst, um ihm zu zeigen, daß sie für ihn das Opfer gebracht, und nun, wo ihre Seelen sich in himmelstürmenden gemeinsamen Gedanken begegnen sollten, nun saßen sie verlegen, beschämt einander gegenüber; sie war zerknirscht, als ob man ihr ein Darlehen abgeschlagen hätte.

Und er, ihre Gedanken lesend, litt ihretwegen, war gedemütigt ihretwegen, aber sah keinen Ausweg. Aber er mußte sie aus dem fürchterlichen Schweigen retten, das deutlicher sprach, als Worte es gekonnt hätten.

„Jedenfalls“, sagte er, „wenn wir auch beide unsere Laufbahn verfolgen, glaube ich nicht an eine Ehe zwischen zwei Ärzten, ebenso wenig wie zwischen zwei Tischlern oder Schuhmachern. Was geschehen ist, geschah ohne unser Verschulden. Blanche, unsere Wege trennen sich; geh zu den Deinen zurück. Verfolge deine Laufbahn.“

„Zurückgehen! Unmöglich! Das ist das Gefängnis.“

„Mit der Freiheit im Hintergrunde! Mit mir aber gehst du auf Lebenszeit hinein!“

„Was hast du denn mit mir gewollt? Du hast mich bis an den Abgrund gelockt, und nun sagst du: kehre um.“

„Weil ich sehe, daß du den Sprung nicht wagst.“

„Welchen?“

„Über die alten Gedanken! Geh hin und arbeite; du kannst Lehrerin werden, du kannst nähen, du kannst verkaufen . . .“

„Nähen soll ich?“

„Was weiß ich? Ich werde Seife sieden oder Knochenmehl mahlen. Wir müssen doch leben! Was du auch tust, mach dich frei, frei von mir, denn nur, wenn du frei bist, kann ich zu dir aufsehen; als meine Frau würde ich dich treten!“

„Ich sollte also deine Geliebte werden?“

„Und ich dein Geliebter! Das ist etwas anderes, als Mann und Frau sein!“

„Und du schämst dich nicht, mir mit solchen Zumutungen zu kommen. Ich Näherin und deine Geliebte werden! Ist das dein Ernst? Emile, Emile!“

„Das ist mir ebenso ernst, wie daß ich Seifensieder und dein Geliebter werden soll! Ist das nicht gleiches Spiel?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Ich fange an, es einzusehen! Darum bat ich dich, nach Hause zu deiner Tante zu gehen!“

„Und du verhöhnst mich noch?“

„Nein, mich selbst. O die alten Lügenideale, die alten Gehirnentzündungen, die unser Gesicht verkehren und unseren guten Verstand abstumpfen! Du hast meine Vorschläge verworfen; du hast also selbst andere. Was dachtest du, als du hierher kamst?“

Blanche war aufgestanden und hatte die Handschuhe zugeknöpft.

„Ich muß Ihnen sagen, mein Herr“, sprach sie mit bebender Stimme, „ein Mann, der ein Weib an sich lockt, hat eine gewisse Verantwortung . . .“

„Ja! Ich weiß. Schadenersatz, Entschädigung ...

Nein, nein, Blanche, nicht diesen Buchabschluß zwischen uns. Willst du auch die Rechnung für deine Liebe präsentieren, den Waschzettel für zerknüllte Kragen und Manschetten, oh, pfui! Nein, laß uns aufhören! Was willst du! Daß wir uns verheiraten! Zwei Betten, ein Eßtisch, sechs Rohrstühle. Sich im selben Zimmer entkleiden, am selben Tische zanken, sich mit demselben Kamm kämmen! Oh! Ich wollte, ich wäre tot!"

Blanche stand an der Tür und hatte das Schloß in der Hand.

„Du glaubst keine Pflichten zu haben für die Opfer, die ich gebracht."

„Opfer? Du hast mir deine Liebe geopfert, und ich dir meine! Wenn wir ein Kind zusammen hätten, dann wäre es meine Pflicht, für dies Kind und für dich zu sorgen, denn das Weib hat keine Pflichten gegen ihre Kinder, und sie kann sie nicht haben, da sie auf dem Markt des Erwerbes nicht volle Freiheit hat oder nicht hat haben wollen! Aber jetzt! Deine Laufbahn ist noch nicht unterbrochen; kehr um! Ich biete dir die Freiheit, und du verlangst Gefängnis."

„Ich werde umkehren!" sagte Blanche mit fester Stimme. „Und nie wieder wird mich ein Mann verlocken. Lebwohl!"

Sie ging.

Er hörte ihre kleinen Stiefel auf die Stufen auftreten; hinab, hinab, die langen Treppen hinunter, bis sie aufhörten. Darauf schlug die Haustür zu, dumpf, schwer wie ein Seufzer.

Er lief ans Fenster, riß es auf und lehnte sich hinaus. Da sah er sie wieder, aber aus der Höhe sah er sie in Verkürzung. Ihre Figur wurde durch die Perspektive entstellt, und sie sah wie die groteske Figur aus, die eine Gartenkugel wiedergibt. Alle ihre feinen Linien waren verzerrt und das ganze Bild war entstellt.

Und dort ging sein schöner Traum seiner Wege, sich in ein Monstrum auflösend und nur die Erinnerung an etwas Häßliches hinterlassend.

„Ist die Doktorin zuhause?“ fragte der Patient, an eine Tür klopfend, die mit einem Messingschild versehen war, auf dem ‚Docteur Medecin Blanche Chappuis‘ stand.

„Die Doktorin ist krank“, antwortete Tante Berthe, „aber ich will fragen, ob sie empfängt.“

Mademoiselle Berthe, die in den kummervollen Jahren, die dem Verluste ihres Vermögens folgten, bedeutend gealtert war, ging in Blanches Zimmer hinein, um zu fragen, ob sie empfangen könne. Da war alles dunkel, und auf dem Sofa lag Blanche mit Binden um den Kopf. Und sie hatte wie gewöhnlich ihre zwei Tage gelegen, ohne etwas verzehren zu können, in brennendem Kopfschmerz, unfähig, sich zu bewegen und zu sprechen. Einmal im Monat war sie eine Leiche, wie sie es nannte; und ein Heilmittel gab es nicht.

„Es ist ein Klient“, sagte Tante, so mild wie möglich.

„Laß mich in Ruhe“, brauste das arme Weib auf und wand sich auf dem Sofa.

„Aber liebe Blanche, du weißt doch, wie schwer wir es haben.“

„Ich weiß, ich weiß! Ist es der Krämer oder der Schlächter? Ich ertrage das nicht.“

„Aber, liebes Kind, wir müssen doch leben, und du darfst die Klienten nicht fortgehen lassen. Du mußt rechnen!“

„Die Wohltäter der Menschheit sollen vom Elend der Menschheit leben“, stöhnte Blanche. „Welche Widersprüche, welche falsche Stellung.“

„Aber, liebes Kind, alle, die geboren sind, müssen doch auch leben, und wenn du nicht so brüsk wärest und deine Patienten verscheuchtest, so könntest du es gut haben.“

„Ja, wenn ich jener reichen Frau nicht gesagt hätte, ihre Hysterie sei Ziererei, hätte ich die Damenpraxis gehabt. Aber ich heilte sie ja mit einer Karaffe kalten Wassers, und ihr Mann ist mir wohl ewig dankbar für

diese Kur, wenn es auch seine Frau nicht ist! Oh! — Gib mir mein Notizbuch. Sieh nach meinen Geschäften, ich kann heute nicht lesen. Ein Nervenfieber Rue de Mont-Blanc, zehn Besuche à drei Francs: wird wahrscheinlich bezahlt. Masern beim Portier Route de Carouge: bezahlt nicht. Oh! Nein, das mußt du besorgen, Tante, das ist zu demütigend. Was will der Mensch draußen? Sag ihm, daß ich heute nicht empfangen kann! Unmöglich, hörst du! Und geh jetzt fort! Ich muß allein sein!"

Tante Berthe ging hinaus und verabschiedete den Besuch.

Blanche hatte seit der schweren Krisis in Zürich bittere Tage verlebt und viele Illusionen verloren. Sie hatte die beiden letzten Studienjahre unter vollständiger Bewachung und scharfen Kämpfen zugebracht. Sie arbeitete und arbeitete, um die eiserne Kette durchzufeilen, mit der die Vermögensverhältnisse sie an die Alten banden; und als sie schließlich mit ihrem Examen fertig war und die Freiheit kommen sollte, da saß sie wie früher mit den Alten da, die jetzt aber eine Last waren, die zu tragen sie nun an der Reihe war, wo jene sie so lange getragen hatten und nach dem Verlust ihrer Renten sich nicht mehr selbst tragen konnten.

In Genf, wo sie sich niederließ, um zu praktizieren, gab es bereits mehrere weibliche Ärzte, so daß die Ehre, die erste zu sein, nicht mehr existierte. Außerdem konnte sie weder auf Hilfe, Rat oder Freundschaft rechnen, sei es von männlichen oder weiblichen Kameraden. Der Kampf ums Dasein war hart, und überall stieß sie auf ein: hilf dir selbst. Die männlichen Ärzte behandelten sie nicht mehr mit Höflichkeit wie eine Dame, sondern mit der Kälte, die einem Konkurrenten zukommt.

Worauf sie sicher gerechnet hatte, war natürlich Frauenpraxis. Aber da hatte sie sich sehr verrechnet, denn die Damen hatten zu einem männlichen Arzte mehr Vertrauen oder fanden mehr Gefallen an diesen kleinen intimen, allerdings für die Schamhaftigkeit kostspieligen,

aber doch so herzstärkenden Tête-à-têtes. An die Wissenschaft zu denken, blieb ihr keine Zeit, denn die Existenz nahm alle in Anspruch, und nach zweijähriger Praxis, unter unendlichen Kämpfen mit ihrem Zartgefühl, zwischen ihren Rollen als Wohltäter und Geschäftsmann umhergeworfen, war Blanche schließlich zu einem dürftigen Praktikus herabgesunken, der nehmen mußte, was er bekam. Sie hatte viele Arme und wurde zuweilen bei schwereren Fällen als Hilfe der Hebammen gerufen. Den Reiz, ihr eigenes Brot zu essen, fühlte sie kaum, da dessen Erwerbung mit so vielen Demütigungen verbunden war, und die Freiheit, die Freiheit, niemals einen Augenblick für sich zu haben, nie eine Nacht ruhig schlafen zu können, der schöne Traum war vorüber. Aber wenn sie wenigstens die Freiheit gehabt hätte, immer ihrem Gewissen folgen zu können, dem Patienten die ganze Wahrheit sagen zu dürfen, doch die harte Hand der Not zwang sie bald, den Kampf aufzugeben. Sie hatte mit den Damen einen schlechten Anfang gemacht durch die Verordnung, Schnürleib und hohe Absätze abzulegen; solche Verordnungen, meinte man, könne man sich selbst geben, ein Arzt müßte etwas „verschreiben", wenn er Vertrauen und Bezahlung verlange. Dann kam der Kampf gegen ihr eigenes Fleisch. Sie stand nun in der Blüte ihres Alters, wo sie auch als Geschlecht leben sollte, aber, nach dem Bruch mit dem ersten Manne, den sie geliebt, sah sie nie mehr nach dem andern Geschlecht, und das andere Geschlecht floh sie.

Es war ein trauriges Dasein, an dem die Unruhe ums Brot nagte. Alle ihre menschenfreundlichen Gefühle wurden durch diese Gedanken, deren sie sich unmöglich ganz entschlagen konnte, verunreinigt.

Wäre es in der Ehe besser gewesen, fragte sie sich zuweilen, war jetzt aber, nach allem, was sie vom Familienleben gesehen hatte, sicher, daß es mindestens ebenso elend gewesen wäre. Sie hatte also in die Sackgasse der halben Maßregeln hineingesehen, die man zur Befreiung des Weibes ergriffen hatte. Es erforderte

ganz andere Reformen, um alles auf den rechten Fuß zu stellen. Aber welche?

Eines Tages kam sie auf Besuch zu einer Hebamme, die verheiratet war und die ihr in der Praxis zu helfen pflegte. Sie fand weder Mutter noch Vater zu Hause. Der Vater war Schuhmacher. Im Zimmer hinter der Küche schrieen vier Kinder, die allein waren. Das älteste war ein Mädchen von sieben Jahren, das nach den andern Geschwistern „sehen" sollte. Sie sollte Milch wärmen und die Saugflaschen gefüllt halten; sie sollte die kleinen Geschwister tragen und wiegen, und sie hatte von der schweren Last bereits einen krummen Rücken und einen hervortretenden Unterleib. Sie mußte die ganze Schwere des Lebens und der Mutterschaft tragen, ehe sie noch daran denken konnte, Mutter zu werden.

„Aber, liebe Frau, wie konnten Sie sich verheiraten", sagte Blanche vorwurfsvoll, als die Mutter schließlich heimkam.

„Man muß doch einen Mann haben, wissen Sie", antwortete die Hebamme, die eine wohlgesinnte und tüchtige Mutter war, wenn sie zu Hause war.

Blanche sah nicht die Notwendigkeit ein, einen Mann zu haben. Aber die Hebamme erklärte, ihre Kinder hätten es nicht schlimmer als andrer armer Leute Kinder, deren Eltern auf Arbeit gehen müßten.

Und das ist, dachte Blanche, die ideale reformierte Ehe, wo beide Gatten arbeiten und das Weib davon befreit ist, der Sklave des Mannes zu sein! Hier war ja die angebliche Freiheit der Mutter mit der Sklaverei der Siebenjährigen erkauft. Sklaverei durchweg! Und würde die Siebenjährige ihrerseits durch Erhöhung der Einkünfte der Eltern befreit werden, ja so wäre das auf Kosten einer neuen Sklavenarbeit — der einer Magd!

Unter den weiblichen Ärzten war nur eine die Ehe eingegangen. Die Ehe war kinderlos und endete mit Schlägerei und Scheidung. Eine Russin, die sich nicht verheiratet hatte, aber ein Verhältnis mit einem

Mann unterhielt, verlor ihren „Ruf“ und damit ihre Praxis und mußte die Stadt verlassen.

Wäre Blanche allein im Leben gewesen, hätte sie vielleicht gewagt, ihre eigenen Wege zu gehen, aber jetzt hatte sie sich mit den beiden Alten zu schleppen. Sie fühlte sich zuweilen tief undankbar gegen sie. Sie hatten ja, fand sie, ihre Forderungen in Dankbarkeit, Gehorsam und dem Vergnügen, das sie ihnen gemacht, eingezogen; jetzt verlangten sie obendrein noch bare Bezahlung. Und jetzt sollte sie ihr Leben, ihr Verlangen, in ihrem Berufe ehrlich sein zu können, diesen beiden unproduktiven Wesen opfern, ohne welche die Welt ebenso gut bestanden hätte.

Dann kamen noch bitterere Tage. Blanche hatte das Unglück gehabt, daß ihr eine Operation mißlang. Ebenso wie sie zusammenhielten, wenn es die Dogmen und Interessen der Zunft, des neuen Priesterstandes, galt, ebenso pünktlich waren sie bei der Hand, einen Konkurrenten zu töten. Die Praxis war vernichtet, und die Not stand vor der Tür. Der Kredit war geschädigt, und Blanche sah zum ersten Male ein, daß es tatsächlich lebensgefährlich war, ohne sichere Zinsen zu leben. Vor dem Hungrigen wurde der Mensch all seines angehängten Putzes als Geisteswesen entkleidet, und er stand Angesicht gegen Angesicht sich selbst gegenüber als einem immer fressenden Tiere, welches ohne Speise und Trank bald aufhören würde den chemischen Kräften Widerstand zu leisten, und seiner Verwandlung zu Humus entgegengehen würde. Sie schlief nachts nicht aus Unruhe ums Dasein. Es war die Armut ganz einfach! Ohne Essen leidend und tot, ohne Essen keine Seele, keine „hohen“ Gedanken, keine „Ideale“. Und doch predigten die Idealisten immer gegen den „rohen Nutzen“, gegen die materiellen Bestrebungen, sicherlich, weil sie nicht danach zu streben brauchten, was sie bereits in Beschlag genommen hatten.

Tante Berthe, die gute und stolze Tage gesehen, und deren ganze Menschenwürde auf ihren Zinsen beruht hatte, war ganz verzweifelt. Sie fluchte den Kapi-

talisten und fing an, Sozialismus zu predigen, natürlich ohne es zu wissen. Zu einer Existenz geboren zu werden, in der man nicht die Existenzmittel für alle vorrätig habe (nunmehr rechnete sie sich zu den unglücklichen allen), das sei ja ein gefährlicher Zustand der Dinge, der so schnell wie möglich geändert werden müsse. Einen Augenblick kam sie wirklich auf die Idee, daß sie arbeiten könne, und suchte auch etwas zum Nähen zu bekommen, aber der Arbeitsmarkt war so von Näherinnen überlaufen, daß kein Platz für sie da war. Dabei konnte sie beim besten Willen nicht die Männer beschuldigen, sie hätten den Markt in Beschlag genommen.

Die Not schrie immer lauter, und die Seelen waren drauf und dran, aus Mangel an Essen zur ewigen Ruhe einzugehen, und nun mußten alle zugeben, daß es ohne Essen keine Seele gäbe, als es Blanche schließlich nach einem Monat Suchen von Haus zu Haus gelang, im nördlichen Frankreich eine Anstellung als Fabrikarzt zu bekommen.

An einem schönen Frühlingsmorgen langte Doktor Blanche Chappuis in der kleinen Stadt Guise im Departement Aisne an, von wo sie sofort an ihren neuen Bestimmungsort, die große Eisengießerei des Deputierten Godin, gebracht wurde. Nachdem sie auf ihr Zimmer geführt worden und Toilette gemacht hatte, wurde sie aufs Bureau geleitet, um ihren Prinzipal zu begrüßen. In einem kleinen Gebäude unweit der Gießereien hatte Frankreichs edelster, wenn nicht berühmtester Mann sein Arbeitszimmer, und dort stand nun Blanche, nicht ohne eine gewisse Unruhe, einem Hausherrn zu begegnen, von dessen gutem Willen ihr Dasein abhing. Aber das wohlwollende Äußere, wie die einfache Freundlichkeit des Alten beruhigten sie sofort.

„Doktor Chappuis", begann er, „ich kenne Sie, aber Sie kennen wahrscheinlich mich nicht und den Ort,

wo Sie nun Ihre Wirksamkeit suchen. Wie wäre es, wenn wir deshalb damit anfingen, Sie in diese kleine Gemeinde einzuführen, ehe Sie Verpflichtungen für sie eingehen."

„Mit Vergnügen, mein Prinzipal", antwortete Blanche.

„Ich bin weder Ihr Prinzipal noch Ihr Hausherr", antwortete der Alte, „denn hier sind wir alle Prinzipale, und Sie sollen auch einer werden, aber wir sind arbeitende Prinzipale."

Er nahm seinen Hut und seinen Stock und geleitete seinen Gast auf den Hof hinaus.

„Nehmen Sie zuerst einen schnellen Überblick über das Ganze", sagte er, „über das Exterieur. Hier rechts der nervus rerum, die Gießereien; dort im Hintergrunde der Palast der Gesellschaft oder der Familistère: drei rechtwinklige Gebäude mit glasbedeckten Höfen, Wohnungen für zweitausend Personen enthaltend."

„Fouriers und Owens Utopie", sagte Blanche.

„Eine realisierte Utopie! Eine der vielen realisierten Utopien, deren Dasein die alten Menschen leugnen. Ebenso wie sie die Möglichkeit leugnen, daß internationale Schiedsgerichte den Krieg ersetzen können, trotzdem sie die Lösung der Alabamafrage gesehen haben. Das Hindernis der Unbußfertigen, die falsche Logik des bösen Willens. Ferner: das Kinderhaus, wo alle Kinder der Gesellschaft gepflegt und erzogen werden; die Schulsäle, das Theater, die Restauration, das Café, das Billardzimmer, die Bibliothek, das Badehaus, der Pferdestall, der Viehstall und die Gärten. Es ist, wie Sie sehen, ein ganzes Gemeinwesen. Dieses Gemeinwesen ist basiert auf: Arbeit. Ist das nicht richtig?"

„Doch", antwortete Blanche, „aber Arbeit ohne Kapital?"

„Richtig, ja! Arbeit ohne Kapital kann Kapital schaffen, denn so sind alle Kapitalien entstanden, aber das Kapital ohne Arbeit ist nichts. Das mußte ich lernen, aber sehr spät. Mein Vater legte diese Gießerei an und gelangte zu einem Vermögen, das ich erbte.

Ich setzte den Betrieb fort und wurde sehr reich. Ich hatte mich auf große Lieferungsunternehmungen geworfen und sollte zu Anfang der sechziger Jahre Eisenbahnmaterial für die Staatsbahnen liefern. Die Arbeiter streikten, und das ganze Vermögen stand auf dem Spiel, denn ein Konkurrent lockte mir die Arbeiter fort. Da sah ich die Ohnmacht des Kapitals ein und erkannte in der Arbeit die dauernde Triebkraft, die dem Kapital seine Macht gibt. In den kummervollen Tagen, die ich damals durchlebte, wurden mir die Augen für die Wahrheit geöffnet, nun, wo ich selbst auf dem Wege war, ärmer zu werden als einer meiner Arbeiter, und ich fand, daß ich ein Dieb sei. Diese Maschinen und Gebäude, die ich von meinem Vater ererbt, hatten ja die Väter dieser Arbeiter ihm erarbeitet; was war natürlicher, als daß sie alle Erben und Teilhaber des Kapitals wurden, das sie geschaffen. Ich erkannte das, rief die Arbeiter zusammen und erklärte sie als Teilhaber der Gießerei, die sie mit all ihrem beweglichen und festen Eigentum geschaffen hätten. Wir hatten die Association realisiert, und wir haben zwanzig Jahre lang geblüht."

„Jetzt, wo Sie es mir sagen", antwortete Blanche, „finde ich es ganz in der Ordnung, wie ich früher das Gegenteil für richtig hielt."

„Ja", sagte der Fabrikant, „so ist es, und Sie sehen darum, wie sehr die Wahrheit in Irrtümer eingewickelt ist, wenn es ihr so schwer fällt, an den Tag zu kommen. Aber machen Sie nun Ihre Einwendungen, damit ich auf alles antworten kann."

„Ja, ich bin ein wenig erstaunt, daß alle diese Menschen in einer Kaserne wohnen wollen, da sonst ein jeder nach etwas Eigenem strebt."

„Wir alten Menschen strebten nach unserem eigenen Herd, bis wir fanden, wie unsicher unser eigener Herd ist, wie feindlich das „mein" Eigen dem „anderer" gegenüber steht, und wie zuletzt unser „gemeinsames" das sicherste sei."

„Aber der Zwang", wandte Blanche ein.

„Es gibt keinen Zwang! Wir haben sechshundert

Haushalte. Bedenken Sie, sechshundert Küchen, sechshundert arme Hausfrauen, die am Herde stehen; wie viel fortgeworfene Kraft. Jetzt haben sie eine Küche gemeinsam, und wer Gesellschaft wünscht, einen Speisesaal; wer Einsamkeit wünscht, ißt auf seinem Zimmer. Da haben Sie die Befreiung des Weibes von der Küche. Aber jetzt essen alle lieber in Gesellschaft, denn ein Tête-à-tête wird auf die Dauer langweilig, auch zwischen Gatten. Es hat sich gezeigt, daß die Verheirateten den Speisesaal früher aufsuchen als die Unverheirateten!"

„Aber die Kinder!"

„Ja! Die härteste von allen Nüssen ist uns auch gelungen, zu knacken. Wir haben das Kinderhaus."

„Oh, welche Mütter wollen ihre Kinder auf dem Kinderhause haben?"

„Alle! Jaa! Allesamt! Hören Sie! Wenn wir von Kinderhaus sprechen, so dürfen Sie nicht an die Kinderhäuser denken, die die Kommunen unterhalten, wo die Eltern ihre Kinder nie zu sehen bekommen. Hier ist die ganze Sache die: statt sechshundert Kinderstuben zu haben, haben wir nur eine, die immer zugänglich, immer überwacht ist. Wie war es früher? Früher sage ich, als ob es mit der alten Gesellschaft zu Ende wäre! Wie haben es die Armen im kapitalistischen Staat? Die Kinder werden allein in einem kleinen Zimmer eingeschlossen, während die Eltern auf Arbeit gehen."

„Ja, aber die Mutter hatte sie wenigstens in der Nacht."

„Ganz wie hier, denn jedes Kind hat zwei Wiegen, oder Betten; eine im Kinderhause, eine im Zimmer der Mutter. Aber ich will Ihnen eine Beobachtung mitteilen: die Mutterliebe scheint sehr viel auf der Furcht für das Wohlbefinden des Kindes zu beruhen. Hier, wo diese Furcht beseitigt ist, scheint mir diese Liebe im Abnehmen begriffen zu sein, wenn sie je so übertrieben gewesen ist. Nur eine geringe Anzahl Mütter behalten die Kinder nachts bei sich. Sie sehen also, die schwerste aller Fragen ist gelöst."

„Aber das Familienleben?“

„Früher, hm, draußen in der alten Welt, wie ist das Familienleben? Die Häuslichkeit dumpfig, infolge des Zusammenwohnens vieler und der Unsauberkeit der Kinder. Der Mann flieht zuerst, in die Kneipe. Was ist die Kneipe? Das Heim des Lasters? Nein, bewahre! Es ist der Gesellschaftsraum, wo man seinem soziablen Instinkt das rechtmäßige Opfer bringt. Aber der Mann wird dort nie recht froh. Er weiß, daß ihn wer zu Hause erwartet und sich langweilt. Macht er es, wie es viele machen, und nimmt die Frau mit, so sind sie beide unruhig wegen der Kinder und langweilen sich beide. Wie ist es hier? Abends gehen Mann und Frau in die Vorlesung, ins Theater, ins Café. Sind sie unruhig, so fragen sie durch das Sprachrohr, wie sich das Kleine befindet, und sie brauchen nicht unruhig zu sein. Oft läuft die Mutter einen Augenblick davon und sieht nach, wenn das Kind gestillt werden oder einschlafen soll.“

„Aber hier ist eine Lücke“, wandte Blanche ein.

„Öffnen Sie die Luke, daß ich sehe“, sagte der Fabrikant.

„Die Mütter werfen ihre Last auf eine Fremde.“

„Zugegeben, das ist eine Lücke! Denn hier ist nicht die Vollkommenheit, sondern nur das Bessere. Indessen, diese Last übernimmt niemand, der keine Lust dazu hat, und da es Menschen gibt, die eine ausgesprochene Neigung zu Kindern haben, so wird die Last nicht schwer.“

„Wer hat Lust, sich mit fremden Kindern abzugeben?“ fragte Blanche.

„Wer keine eigenen hat und keine eigenen bekommen kann, pflegt seine Liebe auf fremde zu übertragen! Wer eine Neigung befriedigen kann, fühlt nicht, daß die Arbeit schwer ist. Aber um zu Ihnen zu kommen: glauben Sie in diesem Gemeinwesen gedeihen zu können? Es gibt in unseren Tagen starke Individualitäten, die es nicht vertragen, sich an fremden zu reiben; Hypernervöse, die leiden, wenn sie fremde

Elektrizität fühlen; wenn Sie zu diesen gehören, wird Ihnen zuerst nicht wohl zu Mute sein, aber daraus können Sie nicht schließen, daß Sie immer so empfinden werden. Unser Anpassungsvermögen ist ungeheuer."

„Darüber kann ich noch nicht urteilen", antwortete Blanche, „aber nachdem ich mein ganzes Leben lang an zwei Personen angeschlossen war, deren Denkart von der meinen verschieden war, hoffe ich, daß ein freier Umgang mit Gleichdenkenden mir nicht peinlich werden kann. Es ist ja hier keine Kaserne, keine Mauern, kein Trommelschlag, kein Reglement."

„Dann wollen wir den Versuch machen", sagte der Fabrikant. „Was Ihre Bedingungen betrifft, so sind die nur vorläufige, bis Sie sich entschieden haben in das Gemeinwesen als Mitglied einzutreten. Sie haben keinen Gehalt, aber können für alle Ihre Bedürfnisse auf die Gemeinde ziehen, essen, was Sie wollen, wo Sie wollen, trinken, was Sie wollen, sich kleiden nach Geschmack und Gewissen, sich nach Kräften amüsieren und Bücher und Instrumente auf unseren Kredit nehmen. Daneben sind Sie gegen Unfall, Krankheit und Alter versichert. Ihre Existenz ist also garantiert, so weit man hier im Leben etwas garantieren kann, aber Geld bekommen Sie nicht in die Hände: denn wir haben das Geld abgeschafft, sowohl, weil es ein falscher Wertmesser ist, wie, weil schwer damit umzugehen ist."

„Gerade dahin zu kommen, habe ich geträumt", antwortete Blanche, „und das Geld, so notwendig es unter den jetzigen Verhältnissen ist, hat für mich immer etwas Unsicheres und etwas Unreines an sich gehabt. Ich nehme also Ihr Angebot mit Dankbarkeit an."

„Nicht Dankbarkeit, denn wenn Sie sich auch in Not befinden, so ist unsere Not nach einem Arzte ebenso groß. Von Ihren Pflichten will ich nicht sprechen: sie sind, wie Sie verstehen, die Kranken zu pflegen und so weit wie möglich zu verhindern, daß

die Gesunden krank werden. Keine Ronden, keine Musterungen. — Mit einem Wort: Sie haben volle Freiheit, nach Gewissen zu handeln. Und jetzt gebe ich Ihnen die Freiheit. Mich sehen Sie nur, wenn Sie es wünschen. Leben Sie wohl!“

Und Herr Godin verließ Blanche vorm Eingang des Palastes.

Jetzt begann für Blanche ein neues Leben. Von jedem Gedanken an Ausgaben und Einkünfte befreit, ein garantiertes Dasein ohne die Furcht vor dem morgenden Tag lebend, konnte sie sich ungeteilt ihrem Berufe widmen, ohne sich um die Launen oder die Eitelkeit des Patienten zu kümmern. Sie lebte für andere, besaß aber die Freiheit ihres Gedankens, Willens und Gewissens. Nie brauchte sie feige zu sein, um ihre Meinung zu sagen, und ihre Patienten konnte sie ausschließlich als Leidende betrachten, ohne daran denken zu müssen, ob sie auch bezahlten. Keine Konkurrenten und keine gelehrten Berichte an die Fakultät.

Es war ein Leben voller Ruhe. Und ihre ganze Umgebung bestand aus ruhigen, stillen Menschen. Ihre Gesichter hatten einen Zug von Frieden bekommen, den sie draußen in der Welt nicht gesehen hatte, und sie bewegten sich ohne diese fieberhafte Unruhe, die draußen so gewöhnlich ist. Sie schliefen ohne böse Träume von Nahrungsmangel, von Arbeitslosigkeit, von einem Alter in Not und Demütigungen. Im Palast herrschte Ordnung ohne Reglement; man schlief bei offenen Türen, denn man fürchtete keine Diebe; wer stahl, bestahl sich ja selbst. Kein Streit und kein Neid, denn alle hatten das Höchste, zu dem sie kommen konnten: alles, was sie brauchten. In dem großen Rat, der über die Finanzen der Gesellschaft beschloß, saßen alle, Männer und Frauen, Diener und Herren. Und die Diener waren auch Mitglieder der Gesellschaft, welche aus Neigung das Leben im Hause gewählt

hatten, und in der Küche gab es auch Männer, ebenso in der Waschstube und im Kinderhause.

Man sah nie wen berauscht, obwohl es in der Restauration starke Getränke gab. Allerdings hatte man die ersten zehn Jahre starke Getränke verboten, aber das wurde nur als eine Übergangsmaßregel angesehen, die bald fortfiel; und da man sich die Ware leicht verschaffen konnte, verlor sie ihren Reiz, auch dadurch, daß man sie nun nicht als Trost in der Verzweiflung nötig hatte, da man nicht mehr verzweifelt war.

Die schönen Künste hatten auch ihren Platz, aber als freies Spiel in ledigen Stunden. Man gab Theaterstücke, die von Mitgliedern der Gesellschaft geschrieben waren und Stoffe aus der neuen Gesellschaft behandelten. Man bemalte die Wände im Speisesaal und in den Zimmern, um sie zu schmücken und damit den Aufenthalt für alle angenehm zu machen.

Eine Kirche gab es nicht. Die Religion, die früher ein Surrogat für das gewesen war, was das Leben nicht zu bieten hatte, und bisweilen dazu gedient hatte, die begründet Mißvergnügten zu erschrecken, war ins Leben eingedrungen, und jeder hatte seine Religion für sich und verehrte und anbetete auf seinem Zimmer.

Die Ehen waren im allgemeinen dauerhaft. Die meisten Anlässe zu Zwist hatten aufgehört. Jeder Mann und jede Frau hatten ihr eigenes Zimmer. Die Frau war nicht mehr vom Manne abhängig, und der Mann nicht mehr das Lasttier der Frau. Die wenigen Mißhelligkeiten, die zwischen Gatten entstanden, leiteten sich aus abkühlender Neigung oder dem Stehenbleiben des einen Teiles auf einem älteren Entwickelungsstadium her. Die Scheidung war unter solchen Verhältnissen leicht und ging ohne Bitterkeit vor sich; man hörte ganz einfach auf, als Gatten zu leben, und das Geschick der Kinder blieb unverändert, da die Gesellschaft die Kinder übernahm. Das Erbrecht gab auch keine Veranlassung zu Schererei, denn die Gesellschaft war der einzige Erbe.

Die einzige Sorge, die Blanche hatte, war die um die Tanten. Sie hatte Erlaubnis erhalten, ihnen eine Stellung als Vorsteherinnen in der Plättanstalt anzubieten, doch mit der Verpflichtung, an der Arbeit teilzunehmen, denn Drohnen wurden nicht geduldet. Tante Berthe wurde rasend, als ihr so der Eintritt ins „Arbeitshaus“ angeboten wurde, aber die Not zwang sie so allmählich. Sie wurden schließlich in ihre Stellungen eingeführt, aber konnten sich niemals darein finden. Sie waren zu alt, um anzuerkennen, daß der Arbeiter mit dem Körper ein Ebenbürtiger ist, aber es blieb ihnen keine andere Wahl. Tante Berthe sah immer das Alte für besser an, wenn sie nur ihre Renten hätte behalten dürfen, welche ihr Vater „ehrlich“ — durch fremde Not — erworben hatte.

Man unterhielt sich gut innerhalb des Palastes, denn man hatte wieder Veranlassung dazu und wagte jetzt, fröhlich zu sein. Vorlesungen wurden allerdings gehalten, aber nicht zu oft, denn die Schule vermittelte das Notwendige für das Leben der Gegenwart und kümmerte sich nicht um das Vergangene, das man am besten vergaß. Zu leeren Spekulationen über das Kommende war keine Zeit, denn darüber war man einig, daß das ganze zeitliche Dasein genug Sorgen habe, und die Ungewißheit, ob es ein Leben nach diesem gibt, veranlaßte alle, das gegenwärtige so nützlich und angenehm wie möglich zu benutzen. Die Ordnung wurde von dem wohlverstandenen Interesse aufrecht erhalten. Niemand machte auf seinem Zimmer Lärm, wenn die Nacht kam, aus dem einfachen Grunde, weil er damit beim Nachbar die Lust, auf seinem Lärm zu machen, hervorrufen konnte.

Da das ganze Etablissement von Parks und Gärten umgeben war, mit Ballspiel, Turnplatz, Schaukeln und dergleichen, unterhielt man sich meist im Freien, aber in dem bedeckten Hofe des Palastes wurden oft Feste gefeiert. Feste, die dem Vergnügen gewidmet waren und nicht der Feier eines großen Mannes oder einer großen Frau, denn von Menschenverehrung hielt

man sich ebenso fern wie von aller Theorieverehrung; nicht einmal die neuen naturwissenschaftlichen Theorien verehrte man, die nahe daran waren, ebenso gefährliche Dogmen zu werden wie die alten religiösen. Man hütete sich auch, irgend ein Bekenntnis zu fixieren, denn jedes Bekenntnis von heute würde nach den Gesetzen der Entwickelung morgen kassiert werden, und dann hätte man Mühe, das alte auszurotten.

Es war wieder Frühling. Blanche ging am Abend im Park spazieren. Die Bewohner des Palastes hatten entdeckt, daß ein ständiges Zusammensein leicht einen Zwang zum Verkehr mit sich bringen konnte, und darum war es ganz von selbst Sitte geworden, niemanden anzusprechen, bis man sah, daß der Angesprochene zur Mitteilsamkeit geneigt war. Blanche konnte also in der großen Allee mitten unter den Promenierenden spazieren gehen, ohne grüßen oder sich aus Höflichkeit in ein Gespräch einlassen zu müssen, wenn sie mit ihren Gedanken allein sein wollte.

Die großen Kastanien hatten gerade ausgeschlagen und fingen an, die dunklen Baumskelette in das schönste Grün zu kleiden; der Boden war trocken, und die Luft koste die Haut wie laues Wasser; aber auf die Lungen und das Blut wirkte sie stark wie ein edler Wein. Blanche dachte an die Frühlinge am Genfer See, an die Träume, die sie von einem vergangenen, fieberkranken Geschlecht geerbt, das die Wirklichkeit umdichtete, und dessen Gehirne mit ihrer hohen Temperatur alle festen Körper in gasförmigen Zustand versetzten, daß sie den Sinnen unzugänglich wurden. Durch intime Berührung mit der wirklichen Wirklichkeit, durch Studien der Lehre vom Leben oder der Biologie waren ihre Gedanken auf die Erde hinunter gekommen und fühlten sich dort ruhiger als oben in der Luft. Aber jene Träume? Worum hatten sie sich gedreht? Um unerreichte Wirklichkeiten. Den Traum

vom Manne hatte sie der Verwirklichung entgegen gehen sehen, aber sie hatte ihn aus Furcht fahren gelassen.

Sie ging aus der Allee heraus und kam in den Garten. Da blühten Kirschbäume, weiß und grün wie Bräute, aber sie hatte die Blicke aus Gewohnheit auf die Erde gerichtet und gewahrte sie nicht.

Sie setzte sich auf eine Bank und sah, wie der Gärtner mit seinem Spaten die Erde umwandte, damit sie besser der auflösenden Einwirkung der Luft ausgesetzt sei, und durch ihre Auflösung und ihren Tod als Mineral den höheren Pflanzenexistenzen Leben gebe. Neben dem Gärtner stand eine Karre mit Dünger, von dem er dann und wann einen Spaten voll nahm, um ihn mit der Erde zu mischen. Der kleine Sohn des Gärtners spielte neben ihm und blieb zuweilen stehen, um der Arbeit zuzusehen.

„Hör' mal, Vater", sagte er, „was hast du da in der Karre?"

„Ja, Jean", antwortete der Vater, „das sollen Erdbeeren werden."

„Das ist ja Schmutz", sagte Jean. „Macht man Erdbeeren aus Schmutz?"

„Ja, mein Freund, das tut man. Aus Schmutz macht man Weizen, und aus Weizen Brot, und aus Brot macht man Menschen. Du mußt nicht verächtlich vom Schmutz sprechen, denn, wenn du stirbst und in die Erde kommst, wirst du auch zu Schmutz. Unverständige Menschen haben das von Gott geschaffene Werk herabgezogen und Geringschätzung auf die Arbeit mit der Erde geworfen, weil sie durch Nichtarbeiten zu höherem Ansehen zu kommen glauben."

„Ja, aber die Seele, macht man die auch aus Weizen?"

„Ja, mein Freund. Denn der Weizen hat auch eine Seele. Es erfordert viel Nachdenken beim Weizenkorn, ehe es den besten Platz für seine Wurzeln wählen, den Säuren in der Erde ausweichen und die fettesten Partikel aufsuchen kann; es erfordert viel Ver-

stand beim Weizen, der ein Südländer ist, sich allmählich gegen unsere Kälte dadurch schützen zu lernen, daß er die Bedeckung dichter macht; es erforderte viel Gedankenkraft bei der Ähre, bis sie dahinter kam, daß der Frühling die dienlichste Zeit für die Blüte sei. Der Weizen hat schon eine Seele!"

„Hm", sagte der Junge, der keinen Religionsunterricht genossen hatte. „Aber stirbt die Seele denn, wenn der Weizen stirbt?"

„Nein, das tut sie nicht, denn nichts stirbt. Es sieht nur so aus!"

„Soso! Aber wenn wir sterben?"

„Ja, dann hört unser Leben auf, aber einem neuen Leben geben wir Leben, siehst du! Nur unsere Hoffart ist darauf gekommen, wir lebten ein egoistisches Leben weiter; darum hat uns die neue Gesellschaft vor allem gelehrt, in und für andere zu leben, während wir zugleich für uns selbst leben, und das ist auch die einzige Art, das Leben erträglich zu machen! Ja! Nun werde ich hier Melonen machen, und hier werde ich Blumen machen, aus Schmutz, wie du es nennst!"

Blanche stand von der Bank auf und ging davon. Das war die Frucht ihrer Vorlesungen über organische Chemie, die der Gärtner zu besuchen pflegte. Er hatte den Mut gehabt, die Schlußfolgerungen zu ziehen, aber sie hatte ihn nicht! — Er hat recht, — dachte sie, — aber, aber . . . die Träume, die Träume saßen noch bei ihr fest. Unerfüllte Träume! Da drückte der Schuh! Sie fühlte, daß ihr einziges Leben dabei war, zu verrinnen, und der Harm, daß es verrann, ohne daß sie ihre Bestimmung in dem wichtigsten, dem herrlichsten Fall erfüllt hatte, zwang sie, den Notanker auszuwerfen: den Glauben an ein anderes Dasein!

Sie ging nach dem Karpfenteiche und setzte sich hin — um zu träumen. Das Leben lag jetzt ruhig und klar vor ihr. Sie besaß ihre Gedanken und ihr Gewissen. Sie hatte den relativen Wert ihres Berufes als eines Notbehelfs durchschaut, der fortfallen würde, wenn die Ursachen der Krankheiten aufgehoben wären.

Dies hatte den Ehrgeiz aus ihrer Seele gestrichen, und das Leben selbst, zu leben, war ja an sich auch etwas, vielleicht das einzige, aber sie lebte nur ein halbes Leben. Sie lebte die Hälfte, die die anderen ein Recht hatten, von ihr zu bekommen, aber die Hälfte, die ihr selbst gehörte und die auch zu leben eine Pflicht für sie war, die fehlte.

Die Sonne senkte sich und entfachte hinter den Kronen der Bäume ein ungeheueres rotes Feuer; die Schwarzdrosseln sangen, und die Laubsänger schnäbelten sich zum letzten Male vor der Nacht. Der Klang froher Lieder war aus dem Parke zu hören, und abgerissene Akkorde aus der Probe des Musikvereins strömten aus den Fenstern des Festsaales. Es war die Ouverture zu Wilhelm Tell. Die Introduktion der Violoncelli, die von einer Tenorposaune begleitet wurden, war undeutlich zu hören und wogte leise durch die warme dampfende Luft. Blanche lauschte nicht auf die Musik, aber sie spürte schwache Wallungen im Blute, das nach der Brust zu strömen und ihr Herz in eine wunderbare Unruhe zu versetzen begann, die noch gegen den Lauf der Gedanken auf ihrem eingeschlagenen Wege kämpfte. Aber dann drang die klare Stimme der Flöte mit ihren Alphornklängen durch, und auf einmal ließen die Zähne im Rade der Gedanken nach, und sie lauschte. Liebe altbekannte Töne aus dem Oberland, ja gewiß, aus den Alpen, den weißen Bergen, die von Lausanne und Zürich zu sehen waren. Die Berge, dahin die Jugend zog, wenn es Frühling wurde, dahin die Jugend zog an dem Frühlingsabend am Genfersee, dem Abend am Züricher-see, wohin sie aber niemals kam. Sie würde dahin gekommen sein, wenn er ihr gefolgt wäre, aber er verließ sie ja. Hatte er das getan? Nein, sie wurden getrennt, durch eine starke Hand getrennt, die sie damals nicht hatten zur Seite schlagen können, die sie nun aber nicht mehr trennte. Wo war er? Da er nicht bei ihr war? Wie hatte er von ihr gehen können? Es war ja, als habe er ihr halbes Wesen genommen und

sei damit seiner Wege gegangen! Dazu hatte er kein Recht! O, sie war so unglücklich, so unglücklich.

Und sie fing an zu weinen, als habe sie an der Leiche des Geliebten gesessen; die Tränen strömten so, daß ihr Kleid auf der Brust feucht wurde! Plötzlich stand sie auf, als wäre sie fest entschlossen, ihn zu suchen, als brauchte sie ihm nur entgegen zu gehen, ihn zu holen und sich ihm in die Arme zu werfen, gleich als ob sie wüßte, daß sie ihn hier dicht bei sich habe.

Indem läutete die Mittagsglocke. Blanche wischte sich mit dem Taschentuche, das sie in den Teich tauchte, das Gesicht ab und ging nach Hause in den Palast.

Blanche setzte sich in dem großen Restaurant zu Tische, denn sie war nun so gewöhnt, Menschen um sich zu sehen, daß sie nicht allein sein konnte, und den Tanten, die auf ihren Zimmern aßen, wollte sie nicht Gesellschaft leisten, um ihre Seufzer nicht hören zu müssen, wenn sie „ihr Brot (Fleisch, Gemüse und Dessert) mit Tränen der Demütigung netzten."

Sie hatte ihren gewöhnlichen Platz an dem großen Kamin eingenommen, wo sie einen Überblick über den hellen Saal mit seiner schön gemalten Decke, die eine Weinlaube vorstellte, und seinen mit großen sonnigen Landschaften geschmückten Wänden hatte. Um sie herum murmelten Männer und Frauen, die in friedlichem Gespräch begriffen waren, und wo Mann und Weib zusammen saßen, zankte der eine nicht über das Essen und hieb der andere nicht zurück im Gefühl seines Unrechts. Hier war dazu keine Veranlassung, und die Kinder störten niemandes Eßruhe durch ihr Schreien, wozu sie in ihren Sälen volle Freiheit besaßen.

Blanche saß für sich da, und hatte keine große Eßlust. Ihre Gedanken setzten den eingeschlagenen Weg fort, ruhig, gleichmäßig, als ob sie sicher wären,

den zu treffen, dem sie galten. Plötzlich sah sie vom Teller auf, sah in den Saal hinaus, sah Gesicht an Gesicht wie eine bewegliche dunkle Masse sich gegenüber; aber ihr Auge drang hier ein und verweilte dort, bis ganz in der Nähe der Blick haften blieb, gleich als hätte er gefunden, was er suchte. Sie betrachtete mit einer Ruhe, die sie lange nicht gekannt hatte, ein Gesicht, das dem ihrigen zugewandt war und dessen beide Augen tief und fest in ihre hineinsahen. Ihre Kehle wurde zusammengeschnürt, und der Atem stockte. War er es, oder war es eine Person, die ihm äußerlich glich? Dieselbe Art, das Haar zu tragen, derselbe Ausdruck in den tiefliegenden Augen; der Bart, der in weichen Wellenlinien die etwas rauhen Züge verbarg, war seiner. Als sie bei der plötzlichen Gemütsbewegung ihre Miene veränderte, änderte sein Gesicht seine Miene, sie sah alle ihre Gefühle darauf abgespiegelt: es konnte kein anderer sein.

Da stand er auf, ging achtungsvoll auf ihren Tisch zu und blieb einige Schritte davon stehen, um mit dem Blick zu fragen, ob sie erlaube, daß er störe. Wahrscheinlich antwortete der Blick bejahend, denn in der nächsten Minute war er bei ihr und ergriff ihre Hand.

„Sie erkennen mich wieder, und Sie fragen, warum ich hier bin?“ sagte er. „Ich bin auf einer Geschäftsreise gewesen und bin sonst hier als chemischer Ingenieur angestellt. Wie geht es Ihnen?“

„Danke, mir geht es gut“, antwortete Blanche, „aber hätte ich gewußt, daß Sie hier sind, wäre ich nicht so unfeinfühlend gewesen, mich hier niederzulassen.“ Und dann fügte sie hinzu, um ihn, der verletzt zu sein schien, zu versöhnen: „Sie fliehen mich doch nicht, ich verscheuche Sie doch wohl nicht?“

„Nein, das tun Sie nicht. Aber verscheuche ich Sie, wenn ich nach beendigter Mahlzeit zufällig im Parke spazieren gehe, wo Sie spazieren gehen?“

„Sie haben mich nie verscheucht“, antwortete Blanche, „und hier kann eine Dame mit einem Herrn

im Mondschein spazieren gehen. Ich erwarte Sie am Ausgang."

Er entfernte sich und ging wieder an seinen Tisch zurück.

„Was steht jetzt zwischen uns?" sagte Emile, als sie am Abend zum achten Male in der großen Allee umkehrten. „Voriges Mal war es eine Stellung, sechs Rohrstühle . . ."

„Ein Eßtisch und die Küchengeräte", fuhr Blanche fort. „Jetzt haben wir nicht einmal an die Wohnung zu denken."

„Und die Kinder setzen wir ins Kinderhaus wie Rousseau", sagte Emile.

„Ja, mit dem größten Vergnügen, denn da habe ich sie unter den Augen, in meinem Zimmer dagegen nicht", antwortete Blanche.

„Welches Monstrum von Mutter, die ihre Kinder ins Kinderhaus setzen will!"

„Ja, unter den alten Verhältnissen! Oder richtiger, welche unglückliche Mutter, die ihre Kinder fortgeben muß. War es nicht unheimlich, draußen in der alten Welt herumzureisen? Ich bin ein Jahr lang nicht aus dem Palast herausgekommen!"

„Es war, als wäre man in Pompeji und Herkulanum. O, ich will nicht daran denken. Leidende Kinder, Kranke, Ausgehungerte am Rinnstein; die blutlosen, angemalten Leichen reicher Leute in den Wagen mitten auf der Straße. Aller Gesichter entstellt, die der Armen von Haß und Sorge, die der Reichen von der Furcht, zu verlieren! Das konnten wir nicht sehen, als wir mitten unter ihnen waren, aber jetzt konnte ich es sehen."

„Und doch sind wir weit von der Vollkommenheit entfernt", sagte Blanche.

„Ja, weit! Denn unser stolzes Gebäude steht unsicher auf dem alten. Bedenken Sie, daß wir Luxus

produzieren: unsere Schirmständer, Spucknäpfe, Fontänenfiguren, Kandelaber und andere Schmuckgegenstände werden einmal bei der großen Krisis nicht mehr verlangt werden — und dann stehen wir da!“

„Was tun wir dann?“

„Dann haben wir ein neues, hartes Leben zu beginnen, aber wir werden doch leben, denn wir haben große Fonds in der Erde, und von Erde sind wir gekommen und von Erde können wir leben. Aber die Krisis wird doch schwer werden. Daran denkt man, wenn man alle Kinder den Ackerbau lehrt, denn wir werden vielleicht den letzten großen Krach nicht mehr erleben! Laß uns darum leben, Blanche, solange wir leben! Wir leben ganz sicher dieses Leben nur einmal! Willst du mit mir leben oder ohne mich?“

„Mit dir, Emile, denn sonst lebe ich nicht!“

„Als meine Gattin frei, als Mensch frei, dein eigenes Brot essend, da haben wir ja unsere Utopie verwirklicht, und die bösen Menschen, die sagten, daß sie nie verwirklicht werden könne.“

„Weil sie es nicht wollten!“

„Oder es vielleicht nicht wußten!“

RÜCKFALL.

Der Mittsommertag 1884 lag strahlend klar über dem Genfer See, und die Sonne schien heiß auf die Höhen von Ouchy und Lausanne. Paul Petrowitsch, Rosenzüchter in Ouchy, arbeitete sich die Avenue de la Gare hinauf mit einem kleinen Karren, der mit Rosen, Salatköpfen und Artischocken beladen war, um sich auf den Markt von Lausanne zu begeben. Der Schweiß perlte von seiner Stirn herab und würde in die kleinen treuen Augen gelaufen sein, wenn nicht die buschigen Augenbrauen wie Dämme davor gesessen hätten; aber von den Schläfen stürzten die Schweißtropfen über den hellroten Bart hinab, der das halbe Areal des Gesichts bedeckte. Die Rosen fingen infolge der Sonne zu welken an, und der Salat kniff seine nervigen Blätter zusammen, um sich vor Sonnenstich zu schützen. Paul blieb stehen, zog die blaue Bluse aus und legte sie vorsichtig über die Fuhre. Trocknete sich die Stirn und zog weiter.

Auf der Avenue du Théâtre war die Sonne beinahe noch stechender. Hier blieb er wieder stehen und warf einen langen Blick über den Genfer See, ließ sich in Gedanken die heiße Stirn von den letzten Schneewehen auf der Dent D'Oche kühlen, atmete tief, als ob er frische Luft einpumpte, ehe er in die für ihn immer so erstickende Stadt hinein ging. Wie er so mit der Mütze in der Hand dastand, ging eine Dame mit einem jungen Herrn vorbei.

„Sieh, da steht der Russe", sagte sie; und der Herr blieb stehen, um Paul anzugucken.

„Der ist lustig anzusehen", sagte der junge Herr.

Und Pauls Gesicht sah wirklich eigentümlich aus, als er sich von den Fremden beobachtet sah. Es zog sich zusammen wie ein Wegerich, wenn man den Stengel durchbricht und an den entblößten Blattnerven zupft, wie die Kinder im Spiel zu tun pflegen. Es war nicht ein einseitiges Zusammenkneifen einiger Muskel wie beim Tic, sondern alle Gesichtsnerven schienen in Verbindung mit einer galvanischen Säule zu stehen. Paul fühlte es, setzte die Mütze auf und zog weiter. Zog über die Place Saint François, die Rue St. François hinunter, die infolge des Markttages für Fuhrwerk gesperrt und von Grünkramhändlerinnen eingefaßt war, die am Rande des Trottoirs saßen. Als diese Paul mit dem Karren erblickten, wollten sie ihm den Weg versperren, aber Paul erklärte, er sei kein Lasttier, wenn er auch so aussähe, und er hätte ein Recht, hier zu fahren. Die Weiber riefen einen Polizisten. Der legte aus freier Hand das Gesetz zu Pauls Nachteil aus, so daß dieser mit seinem Karren wieder die Anhöhe hinaufziehen, seinen Weg über die Place Saint François nehmen und die Descente de Pepinet an der Post vorbei fahren mußte. Paul sah nicht niedergeschlagen oder erstaunt aus. Er hatte längst aufgehört, sich über eine so natürliche Sache zu wundern, daß Konkurrenten mit allen Mitteln einander das Fortkommen zu erschweren suchen. Als er auf die Rue Centrale hinunter kam, wo ihm sein Platz einige Schritte von Bendas Buchhandlung angewiesen war, deckte er seinen Karren ab, pflöckte die Deichselstangen auf, zog die Bluse an, die mit den braunen Manchesterhosen ihm das Aussehen eines schweizer Arbeiters verlieh, und stellte sich hin, um Käufer zu erwarten.

Wie er so allein im Volkshaufen stand, denn der Mittsommertag ist kein Festtag am Genfer See, allein unter neidischen Konkurrenten, welche in seiner Spezialität Rosen nicht mit ihm wetteifern konnten, allein

auf dem Rande eines Trottoirs, unten auf einer gepflasterten schmalen Straße, deren Rinnstein unter seinem Karren dahinströmte; wie er diese lärmenden, schwitzenden und staubigen Menschen in Arbeitskleidern sich mit ihren Lasten und Werkzeugen dahindrängen sah wie an einem Alltag, da wurde ihm beklommen ums Herz, und seine Gedanken zogen weit, weit fort nach dem großen, flachen, häßlichen Lande um Moskau.

Er glaubte nicht mehr an Kirchenglocken und dergleichen, aber er vermißte sie jetzt! Der süßliche Duft seiner prächtigen Rosen, der sich auf eine eklige Weise mit dem Geruch des Lauchs und Selleries der Nachbarn vermischte, machte ihn milzkrank, und er fühlte eine brennende Sehnsucht nach den weißen Birken und den einfachen wilden Rosen. Er vermißte die kleine rot und grün angestrichene Kirche mit dem vergoldeten Minaret, wo doch so viel Törichtes geredet wurde; er vermißte das Schweigen auf der Steppe, die festtäglich gekleideten Muschiks mit ihren grell geränderten Feiertagsrubaschken, und die Bauernfrauen in den gelbroten Sarafanen, die sie heute Sankt Johannes zu Ehren, vor allem aber trugen, um die Ankunft des kurzen Sommers zu begrüßen. Das sind Schwächen, meinte er, denn die Menschen werden nicht besser oder glücklicher durch Kirchenglocken und Sarafane; aber er sehnte sich dennoch. Fort von hier, wo man den Sommer nicht schätzte, da man den halben Winter Frühling hat; fort von dieser Straße, diesem Rinnstein, diesem Volkshaufen, der sein Feind war; diesen alten Menschen mit alten Herzen und alten Gedanken; diesen Ausländern, die hierher zogen, um vom Balkon eines Hotels erster Klasse die Natur zu genießen wie eine Feerie im Theater. Aber er wurde schließlich in seinen Gedanken von einer Käuferin gestört.

„Was kosten die Kronartischocken?“ sagte sie.

„Fünfundzwanzig Centimes, Madame“, antwortete er.

Sie befühlte die Schuppen, als wolle sie sehen, ob

sie gefälscht wären, machte eine sauere Miene, die bedeutete: zu viel! und ging weiter.

„Wie weiß diese Henne, was für eine Kronartischocke zu viel ist?“ dachte er für sich. „Hätte sie Land gepachtet, das so teuer ist, Dünger gekauft, der so teuer ist, Samen gekauft, ihn gesäet, die kleine Pflanze umgeschult, als sie so zart war, daß man sie kaum anzufassen wagte; sie wieder umgeschult; sie begossen, Unkraut ringsherum gejätet, sie den Winter über bedeckt und in Unruhe gelebt, ob sie sich im Frühling auch erhole, ein Jahr, zwei Jahre gewartet, zweimal dreihundertfünfundsechzig Tage, ehe sie eine Blütenknospe trieb, dann hätte sie nicht gesagt, daß fünfundzwanzig Centimes zu viel seien; aber nun hatte sie das alles nicht, und darum verstand sie es nicht. Sie ist Lehrerin, ich weiß es, und sie nimmt drei Francs dafür, daß sie eine Stunde lang ihre Sprache mit einer Person spricht, die ihre Sprache lernen will. Sie sitzt in einem weichen Fauteuil, in einem warmen Zimmer; riskiert nichts, konversiert über Wetter und Theater, steht auf und geht mit drei Francs davon. Aber das findet sie zu wenig für eine arme unglückliche Lehrerin.“

Es standen zwei Gasarbeiter unten in einer Grube und gruben. Paul richtete gerade die Augen auf sie, als er seine ökonomischen Überlegungen beendet hatte.

„Die da“, fuhr er für sich fort, „haben dreißig Centimes die Stunde, zehnmal weniger als sie, die im warmen Zimmer auf einem Stuhl sitzt und vom Wetter und Theater spricht. Es kommt mir vor, als ständen die Arbeitslöhne in dieser verkehrten Welt in einem umgekehrten Verhältnis zur Arbeitslast! Das ist sehr beleuchtend, aber noch hat ein Nationalökonom die Sache nicht beleuchtet, und von dem Nationalökonomen, der sie zu beleuchten wagte, würde sofort erklärt werden, er sei kein Nationalökonom.“

So häßliche Gedanken hatte Paul Petrowitsch an einem so schönen Tage wie dem Mittsommertage, aber Paul hatte auch längst die Verehrung des Schönen aufgegeben.

Die Stunden vergingen; die Sonne brach hinter den Dächern hervor und heizte die Hauswände und die Straßensteine wie einen Backofen. Die Menschen fingen an zu verschwinden, und Paul stand bald so gut wie allein mit seinen Konkurrenten da. Aber, je später am Tage, desto feiner die Leute. Jetzt kam die eine und die andere vornehme oder reiche Dame, die eben aufgestanden war, und wollte Blumen kaufen. Die Dienstmädchen hatten den Grünkramhandel vorher abgemacht, um zu Mittag fertig zu sein. Paul hatte drei Rosen in Töpfen für vier Francs das Stück verkauft; jetzt hatte er nur noch eine gelbe Teerose. Es war eine sogenannte Céline Forestier, die in der Farbe dem gelben Villeneuvewein gleicht, wenn er echt ist und leicht ins Grüne übergeht. Es war ein fünfjähriges Pfropfreis. Er hatte es fünf Jahre wie ein Kind gepflegt. Mit zitternder Hand hatte er die gefährliche Operation gemacht, als er das teure Pfropfreis, nach dem er zwei Meilen hatte reisen müssen, auf dem wilden Stamm befestigte, den er aus Samen gezogen. Er hatte die Wunde verbunden, sie gewaschen, den kleinen Schößling wie einen Kranken gepflegt; ihn beschattet, ihn begossen; den Mehlstaub von seinen Blättern abgewaschen; ihn im Winter in seinem Zimmer gehabt, wo er seinetwegen der lieben Tabakspfeife entsagt. Er hatte ihn fünf Jahre gepflegt; er war ein Angehöriger, ein Mitglied der Familie. Er hatte seine ersten Blütenknospen gesehen, und seine Kinder hatten vor Freude geschrieen, als er seine sammetweißen topasgelben Blätter entfaltete, die so zart waren wie Kinderwangen, und seine Frau hatte sie geküßt. Und jetzt sollte er ihn verkaufen, auf der Straße, am Rande des Rinnsteins. Ja, er mußte ihn verkaufen, denn seine Kinder mußten neue Stiefel haben, heute am Mittsommertag, wo sie mit den Eltern ausgehen sollten.

Da kam ein Engländer und fragte, was er koste.

„Sechs Francs, Sir!“

Der Engländer holte fünf Francs hervor und sagte: „Hier haben Sie!“ Er war nämlich, wie er glaubte,

gewohnt, gerupft zu werden, und er kannte seine Leute.

„Sechs Francs!“ wiederholte Paul.

„Sie ist nicht echt“, sagte der Engländer und ging. Dann kam ein Amerikaner.

„Was wollen Sie für die Malmaison da haben?“ fragte er.

„Fünfzehn Francs“, antwortete Paul.

„Das ist eine gute Sorte“, sagte der und bezahlte.

Paul war es, als brenne das Geld in der Hand; aber dann stellte er eine neue nationalökonomische These auf: ich glaube, der Wert einer Ware hängt vom Preise ab, und nicht der Preis vom Werte! Und dann ging er einige Schritte das Trottoir hinunter und kam bis ans Fenster der Buchhandlung. Er guckte nach den neuen Büchern, die so alt, so alt waren, obgleich die Titel neu waren. Aber wie er so sah und sah, blieben seine Augen auf einem neuen deutschen Buch haften, das von Deutschlands vornehmstem Verleger, Brockhaus in Leipzig, herausgegeben war. „Was tun? Erzählungen vom neuen Menschen von Tschernyschewskji.“ Ohne einen Augenblick länger zu bleiben, ging er sofort zu seinem Karren: legte den Grünkram zusammen, den er noch hatte, und zog seines Weges. Er pfiff, als er die Höhe zur Place Saint François hinaufzog, und als er beim Schuhmacher, der Kathedrale gegenüber, eintrat, bekam sein Gesicht ebensolche Nervenattacke wie vorhin auf der Avenue du Théâtre. Er kaufte Stiefel für die Kinder und ging darauf in den Bazar Vaudois, um einige Spielsachen zu erstehen. Und dann nahm er den Karren und lief halb die Höhen nach Ouchy hinunter.

Von der Straße nach Vevey geht eine kleine hügelige Gasse zwischen dem Kirchhof und der katholischen Kapelle hinab. Mitten auf der Höhe zweigt sich ein Fußsteig nach links ab, eben breit genug für einen

Handkarren. Dort lag, zwischen dem prächtigen Mont Vert eingeklemmt, von dessen hohen Walnußbäumen und Roßkastanien vorm Nordwind geschützt und vom Strandweg durch das gewaltige Etablissement des Beau-Rivage verdeckt, eine kleine Farm, die von Paul Petrowitsch und seiner Familie in einen Garten und eine Rosenschule verwandelt war. Es war ein schöner Anblick, wenn man da hinein kam. Hochstämmige Remontantrosen und Teerosen standen da in langen Reihen und in voller Blüte, nach den Farben geordnet. Maréchal Niel mit ihren gewaltigen gelben Köpfen, auf deren Grunde noch ein schwacher orangenroter Schimmer wie von einem Sonnenuntergang verborgen lag, bildeten die hinterste Reihe; darnach die kleinen dichten Bälle der Gloire de Dijon, gelb wie rohe Seide, mit einem Ton von Madeirawein und einem Duft wie ein Lied; die schwefelgelben des Safrans, die den Augen weh taten; dann ein Zug weißer Boules de Neige, weiß wie Sammet, aber mit einem zögernden Rot auf den Spitzen der Knospen, einer Erinnerung vielleicht an die kräftigeren Tage der Race, als ihr Blut rot floß; dann die elfenbeinweißen Körbchen der preisgekrönten Madame Pittet, den Köpfen des Rosenkohls gleichend; und darnach die sammetpurpurfarbenen der Damascener-Rosen, die kirschfarbenen von Jules Margottin, die schwarzroten der Noisetten, schwarzrot wie venöses Blut, eine prachtvolle, schmetternde Sammlung, die düstere Gedanken einflößten und aussahen, als hätten sie aus der klebrigen Humuserde eines Schlachtfeldes Leben getrunken; aber vor ihnen, lächelnd wie junge glückliche Mädchen, standen die rosaroten Provinces, die schwellende aber verblichene Schönheit La France, einem Mädchen nach einer Ballnacht gleichend, und vor ihnen allen standen, lagen und nickten die niedrig gewachsenen einfachen Monatsrosen wie Kindergesichter, welche die unpoetischen Engländer so schön Maidens Blush genannt haben. Es war ein Rausch für die Sinne, diesen Rosenwald zu sehen und den Duft zu atmen. Er weckte

alle Empfindungen auf einmal: rohe wie gut zubereitetes Essen, berauschende wie Wein, betörende wie die Nähe des Weibes, unschuldige wie die Liebkosungen des Kindes, wie die Fabel von Engeln; frischgeschlachtetes Fleisch und feuriger Madeira, Schminke und Engelsflügel, Frauenbrüste und Kinderküsse, Schwefel und Morgenröte, Blut und Milch, Purpur und Leinen. Aber Paul Petrowitsch sah die Rosen nicht von dem Gesichtspunkt an, denn er war ein „neuer Mensch" und sah die Dinge von anderen Seiten.

Der Garten war in vier Quartiere geteilt: eins für Brot, eins für Grünkram, eins für Obst und eins für Blumen. Die Blumen waren nach Pauls Ansicht ein notwendiges Übel, bis auf weiteres; sie waren die letzten Zugeständnisse an seinen Schönheitssinn, ein verdrießliches Erbe, von dem schon seine Kinder frei kommen würden.

Nördlich vom Garten lag die Farm. Es war ein altväterisches Gebäude, Viehstall und Schuppen mit dem Wohnhause zusammengebaut. Paul Petrowitsch, der bei seiner Übersiedlung nach der Schweiz die Vereinfachung durchzuführen versucht hatte, von der man so viel geschrieben, und ohne welche der Mensch der Zukunft in dem großen aber friedlichen und gesetzmäßigen Kampfe, der naht, untergehen wird, war bei seiner Einrichtung hauptsächlich auf Selbsthilfe bedacht gewesen. Daß er dabei nicht auf einmal alle die Forderungen ausrotten konnte, an die sich seine Natur infolge schlechter Erziehung gewöhnt hatte, darüber trauerte er nicht, denn er sah das Ungereimte in solchen Forderungen ein, aber er hielt es für seine Pflicht, anzufangen, damit seine Kinder etwas getan fänden, wenn sie beginnen sollten. Zu dem Ende hatte er selbst so viele Lebensmittel wie möglich hervorzubringen, und, was mehr war, seine und der Seinen Bedürfnisse auf das Geringste einzuschränken gesucht. Im Viehstall hatte er eine Kuh, zwei Schafe, zwei Ziegen, Kaninchen, Hühner und ein paar Gänse. Ferner hatte er Tauben und Bienen. Diese letzten brachten den Bedarf

des Hauses an Zucker hervor. Aus Mais, der die ergiebigste und billigste Getreideart ist, wurde Brot gemacht; es war nicht so gut wie Weizen, aber es war besser als der dunkle Roggen. Seinen Tee (Kaffee trank er nie) baute er selbst. Er hatte nämlich auf der Universität in Charkow, wo er zum Arzt studierte, sechs Jahre lang in einer äußerst einfachen Pension gewohnt. Da hatte er sich an einen sehr schlechten Tee gewöhnt; er hatte sich so daran gewöhnt, daß, als er im siebenten Jahr echten Tee bekam, er diesen schlechter als den alten fand. Als er dann erfuhr, daß er sechs Jahre lang Extrakt aus Kirschenblättern getrunken hatte und diesen gut gefunden hatte, beschloß er, mit Kirschenblättern fortzufahren, und jetzt hatte er viele solche „Teebäume" in seinem Garten. Ihre Kleider selbst zu machen, hielten er und seine Frau noch für zu früh, als daß es sich lohnen könnte. Starke Getränke benutzte er niemals mehr. Er hatte in seiner Jugend getrunken, wie er es zuhause und auf der Universität gelernt. Jetzt hielt er es ganz einfach für einfältig, starke Getränke zu gebrauchen, denn um in unseren Zeiten zu leben, mußte man die Gedanken klar und die Kräfte frisch haben. Es war jedoch eine lange und schwere Arbeit gewesen, sich starke Getränke abzugewöhnen, denn sein Körper forderte sie, wie der Körper des Arsenik- und Opiumessers seine Giftrationen fordert. Aber es ging so allmählich. Und wenn er jetzt den Frieden des Körpers, die Ruhe des Gemüts, die Harmonie der Kräfte fühlte, da konnte er nicht genug das Sinnlose im Gebrauch von Mitteln verurteilen, die den Menschen verrückt, unzurechnungsfähig, unzuverlässig machten, und bessere Verhältnisse der Zukunft ohne nüchterne Menschen sah er für unmöglich an. Und diese Dichter, die diese Menge Lügen gedichtet hatten, was waren sie anders als Deliranten, die Hallucinationen hatten und darum nicht die Wirklichkeit sehen konnten, wie sie war. Alle Beschlüsse, die die Geschicke der Völker seit Jahrhunderten entschieden hatten, waren ja im Rausch des Gastmahls

gefaßt. Die großen Gedanken der französischen Revolution waren in Weindünsten bei Reformbanketten aufgegangen; kein Komitee konnte arbeiten, ohne zu essen oder zu trinken; alle diese großen Reden wurden ja in einem Zustande halben Wahnsinns gehalten; und dann klagte man darüber, daß kein Brot da war, wenn man Millionen Tunnland Boden mit Wein bestellte und dann das Brot zu Branntwein verbrannte! War die Welt klug? Oh nein, das zu glauben hatte Paul längst aufgehört. Aber als er daheim in Rußland angefangen, Nüchternheit zu predigen, begegnete man ihm mit der wenig scharfsinnigen Antwort: Du bist ja selbst ein Trunkenbold gewesen! Worauf Paul nur einwenden konnte: Eben darum! Wer nicht Trinker gewesen, kann ja nicht predigen über eine Sache, die er nicht kennt!

Paul war eine „moderne Ehe" mit einem Mädchen aus guter Familie eingegangen. Sie hatten einen mündlichen Kontrakt abgeschlossen, aber einander keine Versprechungen gegeben, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß das Halten von Versprechungen nicht vom Willen des Gebers abhing. Sie hatten jetzt zwei Kinder. Die Arbeit hatten sie so geteilt, daß die Frau die Pflege der Kinder übernommen, weil sie besser dafür paßte als Paul; daneben hatte sie auch die Ökonomie des Hauses in der Hand, denn sie hatte mehr Sinn dafür als Paul. Aber sie räumte nicht Pauls Zimmer auf, denn das tat er selbst: das war die Arbeit einer halben Stunde. Das Essen besorgten sie zusammen, und Paul wusch auf, denn das ergötzte ihn zufälligerweise, und den Boden scheuerte er, denn das war zu schwer für die Frau, besonders wenn sie mit einem Kinde ging. Einen Dienstboten hatten sie nicht, denn sie wollten keine Sklaven in ihrem Hause sehen. Aber Paul hatte einen „Mitarbeiter" im Garten, welcher Gärtnerbursche gewesen war, aber jetzt Pauls Kompagnon war und außer seinem Unterhalt einen angemessenen Anteil am Gewinn hatte. Paul redete ihn immer Bernhard an, das war sein Zuname, und Bernhard nannte ihn Paul Petrowitsch. Das war ein Übereinkommen zwischen

ihnen, weil man nicht an die Unwahrheit erinnert werden wollte, daß man Herr sei. Da man nur einen mäßigen Gewinn von seiner Arbeit verlangte, brauchte man nur sechs Stunden am Tage zu arbeiten; dafür hatte man seinen Gewinn in Ruhe, Spiel, Zerstreuungen, Lesen und Schreiben, und Paul schrieb viel.

Als er jetzt mit seinem Karren auf den Hof kam, liefen seine beiden Mädchen ihm entgegen und küßten ihn. Es waren zwei kleine Blondinen, in Leinenkleider ohne Taillen gekleidet und mit Strohhüten auf den Köpfen, alles jedoch von gewöhnlichem Schnitt, so daß sie nicht wie Aushängeschilder einhergingen. In der Tür sah man die Frau. Eine kleine Aschblonde, die schwarzen Augen von großen Feldern eingefaßt, die Gesichtszüge angenehm gerundet, und der Teint mit einem Stich ins Olivenfarbige. Das Haar lag wie eine weiche Ranke wilden Weines und warf die Gäbelchen rings herum, um die Ohren, den Nacken hinab, über die Stirn. Sie sah ruhig und hoffnungsvoll aus, aber ein Flor von Düsterheit hatte sich über die früher so spielenden Züge gelegt. Es war Trauer darin über etwas Vergangenes, ein Bruch mit lieben, aber hinderlichen Erinnerungen, durchstrittene Kämpfe gegen Erziehung, Pietät, Vorurteile.

„Guten Tag, Väterchen!“ grüßte sie.

„Guten Tag, geliebte Frau und Kinder“, antwortete er und küßte Mutter und Kinder.

„Geh nach einem Stuhl für Vater!“ sagte die Mutter zu dem ältesten Mädchen, das fünf Jahre sein mochte.

„Nein, Annischka“, sagte Paul, „Vera soll keine Sklavin werden.“

„Ich will nicht“, hatte Vera bereits geantwortet.

„Soll man so sprechen“, nahm die Mutter auf.

„Ja“, sagte Paul, „so soll man antworten. Wer nicht wollen und seinen Willen aussprechen lernt, wenn er jung ist, der wird ein Willenloser oder ein Lügner, wenn er groß wird! Annischka! Warum sollen wir unsere Kinder zu unseren Sklaven erziehen? In acht Jahren muß Vera ins Leben hinaus. Dann haben wir

keinen Sklaven in ihr, und unsere Absicht ist es doch nicht, sie dazu zu erziehen, anderen Stühle hinzustellen. Aber will Vera mir einen Stuhl hinstellen, so danke ich ihr, denn sie ist mir nichts schuldig."

„Du hast recht, Paul Petrowitsch", sagte die Mutter, „aber ich kann nicht immer die Dinge von den neuen Gesichtspunkten sehen."

„Nein, meine Freundin, das kann ich auch nicht immer, aber daran müssen wir uns gewöhnen. Mit wir meine ich nicht du, sondern ich meine wirklich uns beide! Aber ich sehe, du hast bereits gedeckt! Ruf Bernhard!"

Bernhard war ein kleiner, breitschultriger Waadtländer mit schwarzem Schnurrbart und schwarzem struppigen Haar, egyptischen Augen und mit starken Schulterblättern, die das Zeichen von „la hotte" trugen, dem ewigen Korb, den die Bergbewohner auf dem Rücken tragen. Er setzte sich still zu Tisch, nachdem er die Hände gefaltet hatte.

„Kommt Bernhard niemals davon ab?" sagte Paul.

„Nein, es sitzt fester als der weiße Wein", sagte er.

„Religionsfreiheit, Paul Petrowitsch, Religionsfreiheit", sagte Anna warnend.

„Danke, Freundin, daß du mich daran erinnerst! Es ist wirklich so! Ach verzeih, Bernhard!"

„Nun, wie ging der Handel heute?" fragte Anna.

„Gut und schlecht", sagte Paul. „Das Nützliche steht niedrig im Preis, aber das Unnützliche steht sehr hoch!"

Die Mahlzeit, die aus einem gewaltigen Pirog von Kaninchen mit gesalzenen Pilzen und Essiggurken bestand, sowie aus Tee in dem immer anwesenden Samowar, nahm nun die Aufmerksamkeit der Speisenden eine Weile in Anspruch.

„Es ist Mittsommertag heute", sagte Paul, als er aufgehört hatte zu essen.

„Ja", sagte die Frau und seufzte.

„Du seufzest, Annischka. Ist es schwer heute?"

Sie neigte sich nieder und legte ihren Kopf auf seine Kniee.

„Weine, Geliebte, dann geht es vorüber!“ sagte Paul und ordnete den wilden Wein, wie er es nannte.

„Ja, wenn du auch weinst, sonst kann ich nicht!“

„Ich habe mit Weinen aufgehört“, sagte Paul. „Aber das ist keine Tugend. Es ist nur so, nur anders!“

„Ist es nicht schwer, fremde Erde zu bebauen?“ sagte Anna.

„Die Muttererde war härter, aber sie war leichter. Doch das sind nur Grillen. Die ganze Erde ist ja Mutter.“

„Sag, daß du dich nach dem Fleckchen Erde sehnst, das du den mörderischen, erstickenden Umarmungen der Steppe entrissen hast; sag, daß du heute dort sein und sehen möchtest, wie deine Apfelbäume blühen, wie deine Rosen knospen, wie deine Walderdbeeren ansetzen! Sag das, Paul, so will ich dir sagen, wie ich mich sehne!“

„Ich leugne nicht: seit ich den Spaten in unsere schwarze Erde steckte, Samen säete, Bäume pflanzte und den häßlichen Boden gesegnet werden sah, fühlte ich mich an diese Erde gebunden. Es war dumm sich zu binden. Die Erinnerungen habe ich mit den Pfahlwurzeln ausgerissen, die zartesten Bande habe ich zerschnitten, meine Persönlichkeit habe ich vor die Schweine geworfen, aber ich fühle mich unfrei. Wenn meine Gedanken heimwärts ziehen, ziehen sie nicht nach dem Heim meiner Kindheit, wo ich Sklavendienst lernte, nicht zu Vaters und Mutters Gräbern, nicht zu unseren grausamen Erinnerungen an eine falsche, frühere Größe; sie ziehen nach der Scholle, wo meine Nahrung wuchs, nach den weißen Birken, wo ich frische, neue Gedanken dachte, nach den schwarzen Fichten, die meinen Schmerz einschläferten, aber am meisten und jetzt beinahe immer nach dem Fleckchen Erde, das ich bebaut. Siehst du so materialistisch, so egoistisch bin ich! Erinnerst du dich an den Herbst, wie der Regen fiel und ich die Syringenhecke pflanzte; wie wir im Lehm wateten, mit

den feuchten Büschen, die ich von der Bahnstation geholt hatte. Erinnerst du dich, wie ich das Erdbeerbeet umgrub und die halbverwelkten Pflanzen bis spät in die Nacht hinein bei Licht und Laterne einlegen mußte. Erinnerst du dich, wie die Apfelbäume kamen, und ich eine halbe Werst weit Wasser tragen mußte, weil die Erde so trocken war. Und die Bauern saßen oder hingen am Zaun und grinsten und wunderten sich, wozu das gut sein solle.

„Und dann", fuhr Anna fort, „dann fuhren wir im Herbst zur Stadt. Und du saßest da und sahst die Zeichnung von deinem Garten an; da wuchs das und da stand das. Und als in der Stadt Barfrost kam, warst du unruhig darüber, daß das erfroren sei oder das. Du hattest keinen ruhigen Tag mehr! Und dann als wir wieder im Frühling hinaus kamen, waren sechs Apfelbäume tot. Nikolai sagte, es sei der Frost, aber Andreas sagte, Nikolai habe Lauge darauf gegossen. Und da weintest du!"

„Tat ich? Oh Schmach!"

„Ja, das tatest du, aber nicht über die Bäume, sondern über die Bosheit der Menschen."

„Unwissenheit, Anna."

„Unwissenheit, ja! Und dann pflanztest du neue. Und dann legtest du Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschenkerne zu hunderten, und dann sagtest du den Bauern, daß sie die Pflanzen haben sollten, wenn sie aufgegangen wären, und dann sollten sie Pfropfreiser von den Bäumen haben. Und dann, Paul Petrowitsch, dann kam „das große Ereignis", und wir mußten reisen. Seitdem hast du nichts von der Sache gehört; aber du denkst an sie, du träumst von ihr!"

„Schwäche, Anna, Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Aber jetzt denke ich nicht mehr daran! Nicht mehr! Aber sprich nicht so traurig! Ich bin in meiner Seele froh heute, denn ich habe eine große, große Freude heute gehabt."

„Erzähle, erzähle!"

Paul goß eine neue Tasse Tee ein, als der Facteur gerade mit der Post herein kam. Es war eine Postkarte und ein Brief. Paul las zuerst die Postkarte.

„Die ist wenigstens nicht geöffnet", sagte er, ehe er las. Die Postkarte, die einen russischen Poststempel trug, hatte folgenden Wortlaut: „Wenn die Sonne, die eine Gottheit ist, Leben in ein Aas küssen kann, warum sollte sie nicht Leben in einen Brief küssen können?"

„Hm!" sagte Paul. „Was kann das bedeuten?"

„Das wirst du wohl im Brief sehen", antwortete Anna.

„Da hast du recht! Aber der Brief ist natürlich geöffnet worden; hier sind noch die Spuren eines getalgten Schnurrbarts, welcher über einem liebenswürdigen Mund saß, der den Brief zugeleckt hat."

Paul las: „Paul Petrowitsch, Großhändler, Ouchy-Lausanne. Nach der werten Ordre vom angegebenen Datum werden morgen sechs Tönnchen Kaviar übersandt, à 2 Rubel Silber ohne Gefäß. Umgehender Liquidation sehen wir entgegen. Hochachtungsvoll Dimitri Baranow."

Paul saß still da und überlegte, aber konnte keinen Sinn herausfinden. Daß alles eine Chiffre war, sah er wohl ein! Anna half ihm bei der Überlegung, aber ohne Resultat. Da warf Paul den offenen Brief von sich auf den Tisch und sagte: „Laß uns von etwas anderem sprechen, dann bekomme ich schon eine Idee. Wir sprachen davon, daß ich heute eine Freude gehabt hätte. Eine große Freude, diese, die größte seit langem! Anna", fuhr Paul fort, „es ist gerade zwanzig Jahre her, daß Tschernyschewskjis Buch herauskam! Man verbot es in Rußland! Verbot die Wahrheit in ihrer schönsten, reinsten Gestalt! Er selbst wurde nach Sibirien gesandt, ‚um zu bereuen', daß er die Wahrheit gesagt. Bist du stark heute, Anna?"

„O ja!" antwortete sie.

„So daß du mich ruhig aus einem alten Buch lesen hören kannst, ohne rot zu werden!"

„Welches Buch?"

„Die ‚berühmte' Russia von dem Wahrheitszeugen Wallace."

„Paul Petrowitsch, du bist selbst nicht ruhig, wenn du dieses Wort sagst: Wahrheitszeuge."

„Nein, aber ich will mich üben! Willst du auch?"

„Ja, aber ich glaube, daß die alten Worte uns so eingebläut sind, daß wir das Echo in uns hören müssen, sonst werden unsere Gehirne revoltieren!"

„Ich fühle mich heute so ruhig und froh, daß ich in Doktor Mackenzie Wallaces Buch lesen will."

„Du sagtest das Wort Doktor in einem verächtlichen Ton, der zeigt, daß du nicht ruhig bist."

„Nun denn, ein Grund mehr zum Lesen."

Paul stand auf und ging nach dem erwähnten Buche. Darauf bat er die Mädchen, in den Garten hinauszugehen und Jasmin zu pflücken. Er blätterte in dem Buch, aber seine Finger zitterten. Darauf las er mit fester, lauter Stimme, ohne ihr einen tendenziösen Tonfall zu geben.

„Viele Agitatoren behaupten Schüler Tschernyschewskjis zu sein, eines Mannes, der während der Emanzipationszeit eine besonders hervorragende Stellung in der periodischen russischen Literatur einnahm und dann nach Sibirien verbannt wurde, wo er noch weilt; doch ich glaube nicht, daß er sie in dieser Eigenschaft anerkennen würde."

Anna machte eine Bewegung mit der Hand, und das Blut stieg ihr ins Gesicht. Aber Paul fuhr fort ... „und ich bin ganz sicher, daß er für die Exemplare dieser Kategorie, die ich gesehen habe, keine Sympathie hegen würde."

Anna machte eine Wendung auf dem Rohrstuhl, so daß dessen Füße gegen den Sand schrapten. Doch Paul fuhr mit der gleichen tonlosen Stimme wie vorher im Lesen fort. „Mit Ausnahme eines Romans, den er im Gefängnis schrieb und der billigerweise (hier stieß er sich an dem Wort, aber nahm den Satz von Anfang noch einmal ohne bei ‚billigerweise' anzustossen), nicht als Ausdruck seiner wirklichen Ansichten

in besonnenen Augenblicken angesehen werden kann, enthalten seine Schriften immer sehr viel gesunden Verstand und die gleiche Moderation. Tschernyschewskji trug jedoch zu seiner Zeit unbestreitbar sehr wirksam zu einer guten Lösung der Emanzipationsfrage bei, lenkte systematisch alle Vorschläge zu törichten politischen Demonstrationen ab und dürfte wohl jetzt nach fünfzehnjähriger Verbannung die Übertretungen seiner Jugend ausreichend gesühnt haben."

„Ist es gut gelesen?" fragte Paul und atmete auf.

„Es ist gut", antwortete Anna.

Paul fuhr fort. „Schließlich wollen wir zusehen, in welchem Maße man diesen geheimen Gesellschaften irgendwelche wirkliche Bedeutung beimessen kann. Bilden sie eine wirkliche Gefahr für den Staat? Ich glaube, jeder, der Rußland gut kennt, wird nicht zögern, diese Frage mit nein zu beantworten. Sogar einige der Agitatoren haben das Verkehrte in ihrem Unternehmen eingesehen."

Paul sah vom Buche auf und fand, daß das Gesicht seiner Frau aschgrau war. Er stand auf und ging mit dem Buche hinein.

„Es mag für heute genug sein", sagte er. „Aber das tut gut, Anna, sich zu üben. Jedesmal, wenn ich ein altes Buch lese, fühle ich mich gewachsen. Heute konnte ich lächeln."

„So weit bin ich noch nicht gekommen", sagte Anna. „Alle diese Worte, die du gelesen hast, habe ich von meinem alten achtenswerten Vater mit dem Tonfall der Überzeugung aussprechen hören."

„Und dein alter achtenswerter Vater hatte sie wahrscheinlich von seinem achtenswerten Vater aussprechen hören. Es ist gefährlich, achtenswerte Väter zu haben. Indessen: Tschernyschewskji, der tot ist, braucht nicht mehr „die Übertretungen seiner Jugend" zu bereuen. Jetzt, nach zwanzig Jahren, ist sein Evangelium deutsch bei dem größten und angesehensten Verleger Deutschlands herausgekommen, in drei schönen Bänden, gerade vor Fürst Bismarcks Sozialistengesetz. Was sollen wir

dazu sagen? Wäre ich Christ, würde ich am Sonntag zum Abendmahl gehen und Gott danken, daß er so gnädig gewesen."

„Das ist ein großes Ereignis, Paul Petrowitsch, so groß, daß wir noch nicht die Folgen berechnen können. Jetzt wird die Welt es also erfahren."

„Nicht so große Worte, Annischka; die Welt hat es schon geahnt, aber jetzt wird die Welt es kennen lernen, denn Tschernyschewskji hatte die Liebe, und darum mußten seine Worte sprechen. ‚Wenn die Sonne, die eine Gottheit ist, Leben in ein Aas küssen kann.' Hm! Warum sollte sie nicht Leben in einen Brief küssen können. Jetzt habe ich es!"

Paul stand auf und trat an den Tisch, wo er den Brief und die Postkarte mitten in die Sonne gelegt hatte.

„Sieh, Annischka, sieh", sagte er, und hielt den Brief in die Höhe. „Von Dmitri."

Der Brief, der offen in der Sonnenglut gelegen hatte, war jetzt mit einer unendlichen Zahl kleiner gelbroter Buchstaben bedeckt, die mit sympathetischer Tinte, wahrscheinlich aus dem Saft der Glockenblumen, geschrieben waren, und welche die Sonnenhitze jetzt hervorgerufen hatte. Paul las den halben Brief laut. Er handelte von „Geschäften", wie die Verschworenen es nannten. Darauf fuhr er fort die zweite Hälfte leise zu lesen. Anna wollte nach deren Inhalt fragen, aber sie hielt an sich, es war gegen ihr Übereinkommen, nach Dingen zu fragen, die der andere Teil nicht mitteilen wollte. Paul steckte den Brief in die Tasche.

„Wollt ihr eine Fahrt auf dem See machen?" sagte er. „Es ist Mittsommertag heute, und wir wollen uns Ruhe gönnen."

Er stand auf, um eine Nervenattacke zu verbergen, die wieder sein Gesicht befiel. Anna erhob sich auch, um die Kinder anzukleiden.

Zur Mittagszeit stiegen sie in Ouchy ins Boot; und Paul ruderte auf den See hinaus. Die Sonne schien strahlend, und alles war hell und blau. Die Buchen- und Kastanienwälder der Savoyer Alpen sahen aus wie zottige Felle, und oben auf den Cornettes de Bise lagen noch einige Schneewehen. Die Waadtländer Alpen auf der Ostseite bei Chillon erhoben sich wie eine Riesenkathedrale, grau von Alter wie eine solche, und die beiden Türme Mayen und D'Aï erhoben sich über die Grate wie eine von Giganten erbaute Notre-dame; lächelnd lagen die Weinhügel von Lavaux da, Terrasse über Terrasse wie gewaltige Treppen zu den Felsentempeln von Cubly und Folly. Der beinahe wagerechte Rücken der Dent de Morcles stand wie ein achttausend Fuß hoher mexikanischer Treppentempel da, dessen Dach von frisch gefallenem Schnee glänzend weiß war. Ganz im Westen verdämmerte der Genfer See im Sonnenrauch mit dem Lande und lag scheinbar offen, unendlich, mit dem Horizonte verschmelzend wie das Meer, da. Aber verweilte das Auge einen Augenblick dabei, den Sonnenrauch zu betrachten, so schimmerte der blaue Jura hervor wie eine lange, leichte Sommerwolke.

Stellt man sich so nicht den Himmel vor?" sagte Anna.

„Es ist ein schönes Land!" antwortete Paul. „Aber es ist doch nicht unseres!"

„Siehst du, wie tief die Eigentumslust in uns sitzt, Paul Petrowitsch", sagte Anna. „Es ist nicht unseres! Aber die Erde gehört doch allen!"

„Sie sollte allen gehören! Sie hat allen gehört, und sie kann es wieder werden!"

Er ruderte über das ruhige Wasser dahin, das gleich Blauwasser von den Rudern troff. Man war nicht froh, und schweigend langte man auf einer Landzunge in der Nähe von Lutry an, wo eine kleine Auberge mit Weinlauben und den Flaggen des Kantons in grün und weiß winkte.

„Wenn wir an Land gehen und uns im Schatten der Bäume abkühlen würden?“ sagte Paul.

Anna hatte nichts dagegen. Sie legten an und gingen an Land.

Auf dem Hofe an einem großen Tisch saß die Wirtin und plissierte ein buntes Seidenkleid. Es war ein vierzigjähriges fettes Weib, dessen aufgedunsenes Gesicht auf Wohlleben und Leichtsinn deutete. An ihrer Seite stand ein Mädchen von zehn Jahren und warf Ring nach einem Haken. Die Wirtin hatte ein Glas Portwein vor sich und machte keine Miene, die Gäste zu bedienen, ob sie nun verwöhnt war oder ob sie vorzog, selbst Gast zu spielen. In der Tür zu dem kleinen Chalet erschien jetzt eine große dunkle Frauengestalt von einigen dreißig Jahren, die in ein übermodernes Morgenkostüm gekleidet war, das alles tat, um die prächtigen Körperformen zu verraten. Ihr Gesicht war leichenblaß, aber voll, und die großen schwarzen Augen waren von blauen Vertiefungen eingefaßt, wie Diamanten, die auf blauen Samtkissen im Etui liegen. Ihre Gesichtszüge hatten etwas von der versteinerten Ekstase der Medusa, ein ewiger, erfrorener Zug von Wollust um die Mundwinkel, der auch ein grenzenloser Kummer sein konnte. Sie maß Annas Figur vom Kopf bis zur Zehe, musterte ihre Kleidung, ihre Stiefel, ihre Hände und ihr Haar, als ob sie sie untersuchen oder ihr eine Idee in der Art, sich zu kleiden, absehen wolle. Mit einem trotzigen Lächeln wandte sie sich an Paul und fragte, was gefällig sei.

„Zwei Siphons“, antwortete er, ohne sie anzusehen.

„Was dazu?“ fuhr die Medusa fort.

„Gläser!“ sagte Paul.

Medusa ward noch blasser, wandte sich stolz wie eine Opernkönigin und ging.

„Warum warst du unfreundlich gegen eine Unglückliche?“ sagte Anna.

„Vielleicht unglücklich, vielleicht glücklich und verbrecherisch!“ sagte Paul.

„Immer unglücklich, bisweilen verbrecherisch", sagte Anna.

„Wer sich verkauft, hat total mit der Natur gebrochen."

„Not erzeugt Verbrechen!" sagte Anna.

„Geht und spielt mit dem Mädchen!" sagte Paul zu Vera und Sophia.

Das Mädchen mit dem Ring sah spöttisch die Kinder an und flüsterte mit der Wirtin. Vera und Sophia rührten sich nicht.

„Geht und spielt mit dem Mädchen!" sagte Anna.

„Nein, das will ich nicht!" sagte Vera und ergriff die Hand der Schwester.

„Warum will Vera das nicht?" fragte Anna.

„Sie ist nicht nett", sagte Vera und sah mit ihren großen, traurigen Augen die kokette Zehnjährige an.

„Dann braucht Vera nicht", sagte Anna, „aber wie weiß Vera, daß das Mädchen nicht nett ist?"

„Das weiß ich nicht", sagte das Kind und schmiegte sich an die Mutter.

Die Medusa kam zurück und servierte nachlässig die Siphons, ohne ein Wort zu sagen. Darauf setzte sie sich zur Wirtin an den Tisch und nahm ein Hemd vor, an das sie Spitzen nähte. Dann und wann warf sie Anna einen Blick zu, als wenn sie sie herausforderte.

„Der Mittsommertag ist heute", sagte Paul und füllte die Gläser.

„Du bist traurig, Paul Petrowitsch!" sagte Anna.

„O ja!" antwortete Paul. „Ich war zu alt, um ein neuer Mensch werden zu können!"

Indem kam durch die Pforte von der Landstraße ein Mann mittleren Alters herein, in welchem Paul einen Händler aus Lausanne wieder erkannte. Er lüftete seinen Strohhut und grüßte Paul, lachte Vera an und ließ sich am Tisch der Wirtin nieder. Darauf requirierte er ein Drittel Liter Villeneuve und drei Gläser Portwein, zu welch letzteren er die drei Damen einlud, die mit ihm tranken und ein Gespräch im

Patois des Landes eröffneten, während die Damen dann und wann einen Seitenblick auf die Gesellschaft nebenan warfen.

„Jetzt", sagte Paul, „sagt er, daß wir russische Flüchtlinge sind, Landesverwiesene, und sie gucken alle nach den interessanten Herrschaften! Wie interessant, landflüchtig zu sein; wie interessant, gleich einem Baume aus der Erde gerissen zu sein und mit entblößten Wurzeln im Sonnenschein zu liegen und zu fühlen, wie der Saft unter der Borke trocknet; wie interessant, sich, wohin man kommt, nicht legitimieren zu können, weil man keinen Paß hat; wie interessant, am Postamt einen verkleideten Polizeibeamten an seiner Seite stehen zu sehen, wenn man einen Geldbrief einlösen will; wie interessant, aus einer Bibliothek, einem Museum ausgewiesen zu werden, weil man kein Zeugnis von seiner Regierung hat, daß man ein Volksverräter ist; wie interessant, in einem fremden freien Lande nicht zu dem Repräsentanten des Landes, dem Agenten der großen Jesuitenliga, dem Konsul, gehen und um seinen Schutz bitten zu können, wenn man übervorteilt, beschimpft und trakassiert wird. Aber am allerinteressantesten war es früher, als die Kinder von der Promenade aus Ouchy nach Hause kamen und Grüße von feinen Russen überbrachten, die sie getroffen hatten, und als sie fragen gelernt hatten, ob Papa und Mama sich nicht bald verheiraten würden! Siehst du, wie dich die Medusa jetzt anguckt, Anna! Wie froh sie aussieht, wo der Händler erzählt, daß du nicht mit mir getraut bist. Siehst du, wie sie dich verachtet! Sie, die so vorurteilsfrei gegen sich selbst ist, sie verachtet dich! Hörst du! Getraut? Sie, die sich bei der ersten Gelegenheit mit einem Gesellen trauen lassen wird, wenn sie ihr Leben müde ist, nur um den Namen zu wechseln und ihr Alter zu versichern! Wie vorurteilsvoll ist das vorurteilsfreie Weib!"

„Wer hat sie so gemacht, Paul?"

„Die Erziehung; das ist wahr! Ich war ungerecht! Aber laß uns gehen! Es quält mich, hier zu bleiben!"

„Nein, bleibe, Paul; es tut uns gut, das alte Leben lebendig vor uns zu sehen! Das wird uns abhärten!“

„Der Mittsommertag heute!“ fuhr Paul fort und blieb sitzen. „Jetzt erzählt er, daß du eine vornehme Dame warst, die sich in den Studenten der Medizin verliebte und nach dem ‚großen Ereignis‘ mit ihm ins Leben hinausfuhr. Und er, der Handelsmann, ist getraut, aber verheiratet kann er nicht genannt werden, denn wäre er es, würde er nicht am Vormittag hier sitzen und sich mit losen Weibern berauschen, um dann zum Mittag nach Hause zu kommen und Essen und Frau zu benörgeln.“

„Du bist heute schwach, mein lieber Paul“, sagte Anna. „Du kannst dich nicht davon freimachen, das Urteil anderer zu empfinden.“

„Ich bin heute schwach“, gab Paul zu. „Aber das hat seine Ursachen, wenn nicht seine Entschuldigungen. Unsere Vorurteile ertränken wir wie Katzen mit Steinen am Halse, aber wenn die Schnur verfault ist, steigen die Leichen wieder herauf.“

„Sag mir doch, was Dmitri schrieb“, sagte Anna, „denn ich weiß, daß es das ist, was dich quält, und du wirst dich erleichtert fühlen.“

Paul nahm den Brief hervor, den er vorhin empfangen hatte, breitete ihn auf dem Tisch aus und las: „Ich kam also zufällig dazu nach Butyrki zu reisen. Du kannst verstehen, daß ich mit Rührung diesen kleinen lieben Ort wiedersah, an dem kleinen Binnensee, wo wir so viele liebliche Stunden verlebt hatten, du, deine Frau und ich. Ich sah die Hütte, deren grüne Läden du und ich eines Samstagnachmittags anstrichen, während Anna in der Stadt war. Der Regen hatte die Farbe abgewaschen, denn wir hatten zu viel Terpentin genommen, Paul. Die Syringenhecke, die wir vor dem Vorbau gepflegt hatten, stand da wie ein Reisigzaun, denn das Vieh hatte die Erde von den Wurzeln getrampelt, so daß die bloß lagen. Von deinen Rosenbüschen war kein Schimmer zu sehen, denn die Leute, die in der Hütte gewohnt, hatten auf sie ‚ausgegossen‘.

Ich trat durch die Pforte in den Garten ein. Von dem war nichts mehr zu sehen. Er war mit Disteln zugewachsen. Ich suchte nach dem Erdbeerbeet, aber sah nur Disteln, große flaumige Milchdisteln. Von den Apfelbäumen waren Löcher im Boden; sie schienen versetzt zu sein. Die Stachelbeersträucher hatten noch etwas Leben, aber waren teils ausgegangen, teils entartet, so daß die großen englischen kleine grüne Beeren wie Erbsen trugen. Aus dem Mistbeet hatte man einen Kehrichthaufen gemacht. Ich verschone dich mit mehr Details. Als ich dann Nikolai aufsuchte, welcher sich auf einem Heuboden versteckt hatte, sagte der, Andreas habe den Garten mit Fleiß zerstört; aber wie ich dann Andreas traf, sagte der, Nikolai habe die Bäume und die Pflanzen an die Nachbarn verkauft, nachdem dein Hof konfisziert worden. Als ich dachte, wie gut du zu diesem Nikolai gewesen warst, den du zu deinem Freunde gemacht hattest, und wie du — (und so weiter, unterbrach sich Paul). ‚Deine Stute Fanny sah ich vorm Pfluge gehen' (das ist recht, murmelte Paul, wir sollen arbeiten!) ‚so . . .' (und so weiter). ‚Dann kam ich nach dem Viehstall. Welcher schreckliche Zufall mich an diesem Tag dorthin führte, weiß ich nicht, denn man war gerade beim Schlachten. Und wer lag da blutend, die Augen nach oben gerichtet und die große Wunde im Hals? Der Stern, die Schellenkuh' (etcetera!) . . . ‚Aber als ich, nachdem ich den Gräuel der Verwüstung gesehen, durchs Dorf nach Hause ging, sah ich, wie vor jeder Hütte ein Obstbaum in Blüte stand, da dachte ich: Paul hat für die Freude der anderen gearbeitet, und wo er gesäet hat, werden sie ernten, und darum nimmt Paul schon diese an und für sich, nach gewöhnlichen Begriffen, traurige Sache als eine, wenn nicht erfreuliche, so doch als nichts Böses, denn Paul ist ein neuer Mensch und will nicht nur für sich und die Seinen arbeiten!" Er hielt inne und faltete den Brief zusammen.

„Ist es jetzt leichter?" sagte Anna.

„Ja, es ist auf eine Weise schwer, aber ich bin freier. Nicht umsonst verbot Jesus von Nazareth seinen Jüngern etwas zu besitzen. Nichts bindet den Geist so wie Eigentum. Die Furcht zu verlieren läßt einem keinen Frieden, die Hoffnung zu erwerben keine Ruhe. Ist es da wunderbar, daß die neuen Menschen zuerst von allem an die Befreiung vom Eigentum gedacht haben, wie auch die ersten Christen daran dachten. Jetzt bin ich frei, Anna, und jetzt will ich meine Freiheit benutzen!“

„Aber, Nikolai, dein Freund! Das war schmerzlich.“

„Als ein Verlust, ja! Aber wir müssen lernen, Freunde nicht als unsere, als unser Eigentum zu betrachten! Aufrichtig gesagt, glaube ich, es tut mir mehr um Fanny leid; sie, die gewohnt war vor dem Tarantas zu tanzen und gestriegelt und geliebkost zu werden! Arme Fanny, daß du eine feine Erziehung bekamst! Willst du jetzt nach Hause fahren, Anna?“

Sie standen auf und gingen nach dem Boot.

Paul Petrowitsch erwachte eines Märzmorgens um drei Uhr. Er glaubte seine Frau rufen gehört zu haben, aber als er nun in seinem Bett lag und lauschte, hörte er nichts. Es war still im Hause, still draußen. Durch die Läden sah er das Morgenlicht hereinbrechen, schwach, schilfgrün gefärbt von den Sprossen der Volièren. Es war seine Freude dieses feierliche Schweigen, an das er in seiner Eigenschaft als Städter nicht gewöhnt war. Er hörte Stimmen in der Stille, friedvolle, hoffnungsvolle, liebevolle Stimmen, die ernste, nüchterne Worte von der Zukunft sprachen, er hörte die Erinnerungen an die Vergangenheit wie klagende, schmerzerfüllte Weherufe, welche zur Hilfe für die Leidenden aufforderten.

„Chytt, chytt, chytt“, begannen nun die Grausperlinge draußen. Sie waren die ersten, die sich ermun-

terten. „Chytt-chytt, chytt-chytt", klang es von einem anderen Busche, wo eine andere Familie sich für die Nacht niedergelassen hatte. Die Schwarzdrossel erwacht und schlägt ihre Mollfigur, die Gesang sein will, aber nur ein Ansatz wird; melancholisch, als ob der Sänger fühlte, daß er mit der Lust ohne die Kraft geboren ist. Der Buchfink, der doch froh ist, obgleich er nur ein kurzes Liedstückchen von ein paar Takten kann, stimmt ein, lebenslustig, immer bereit und ohne Furcht sich zu wiederholen; der Laubsänger, der weiß, daß er den ersten Tenor hat, nimmt jetzt seine Arie auf, die kein Meisterstück ist, aber doch ein Thema mit Variationen von achtungswerter Länge hat; da werden die anderen wetteiferlustig, vielleicht neidisch, und aus Lorbeerbüschen, Cypressen, Cedern, Aucuben, Mahonien und Buchsbaum, aus Büschen und Bäumen aller Art, die etwas Wintergrün im März haben, erhebt sich ein furchtbarer Chor, durch welchen jedoch immer die starken, milzkranken, ungestimmten Töne der Schwarzdrossel hervorbrechen.

Paul steht auf und öffnet die Balkontür. Ein Meer von Licht schlägt ihm entgegen: die Sonne ist noch nicht aufgegangen; aber blau wie ein herabgefallener Himmel liegt der See da, und aus dessen Tiefe erheben sich die Savoyer Alpen mit den vier Jahreszeiten, die auf ihre großen dunklen Felder gemalt sind. Unten am Strande stehen die wintergrünen Bäume und Büsche, von welchen Laurus Tinea gerade jetzt mit weißen Blüten übersäet ist wie im Sommer; in den Gärten wachsen Lattich und Kohl; darüber in der Region des Frühlings blühen die Pfirsichbäume mit ihrem rosenfarbenen Schnee, dort spielen die Walnußbäume ins Hellgrüne und dort blühen Primeln und Anemonen; etwas höher steht der Buchenwald, noch braun wie im Herbst, und ganz oben liegt der Schnee, weiß, bläulich, glänzend, aber gerade jetzt schimmert er rosenrot vom ersten Schein der Morgenröte. Und jetzt singen alle Vögel auf einmal. Und über dem geraden Kamm des Rocher de Naye steht ein Bogen von Licht, der

rotgelb gerändert ist wie die Schale einer Apfelsine; und durch einen Spalt schießt ein Blick hervor, ein Strahl, der über die Wiesengründe eilt und den Tau trocknet, ein neuer Strahl, ein ganzes Büschel, und dann kommt der obere Rand der Sonnenscheibe, wiegend, zitternd, wie wenn sie auf ihrer alten abgenützten Achse knarrte. Und die Schatten ziehen sich scheu zu den Füßen der Berge zurück und verbergen sich in den Fichtenwäldern, um in der Kühle bis zum Abend zu ruhen.

Paul ging auf dem Balkon bis ans Fenster seiner Frau. Die weiße Gardine war schlecht zugezogen. Er sah sie nicht, aber er sah die beiden Kinder. Vera hatte ihren Kopf über die Außenkante des Kissens gelegt, und ihr ausgestreckter Arm mit der kleinen offenen Hand hing über den Rand des Bettes hinab. Ihr Gesicht war vom Schlaf voll geworden, und der Mund stand offen, weiße kleine Zähne zeigend, die noch keinen Fleck hatten. Das ganze Gesicht lächelte, und er glaubte den Blicken aus den blauen Augen durch die Augenlider zu begegnen. Paul seufzte schwer, als ob er seine liebste Hoffnung von etwas Unbekanntem bedroht sähe. Jetzt hörte er ein schwaches Gewimmer vom Bett seiner Frau, aber er wollte sie nicht wecken. Wahrscheinlich träumte sie etwas Schlimmes, von dem Vergangenen, das nie vergessen werden konnte. Er ging wieder in sein Zimmer hinein, zog die Kleider an und ging in Strümpfen in den Garten hinunter. Er sah seine spalirten Aprikosen und Pfirsiche an, welche bereits ausgeblüht und kleine Früchte angesetzt hatten; er begrüßte seine Bienen, welche bereits bei der Arbeit waren; und dann wollte er in den Viehstall gehen, als er einen lauten Jammerschrei oben aus dem Zimmer seiner Frau hörte. Er lief die Treppe hinauf und lauschte an der Tür. Jetzt hörte er seinen Namen hervorjammern. Er klopfte an die Tür und trat ein. Da lag Anna und wand sich, das Gesicht rot vor Schmerz.

„Warum, Anna Ivanova, hast du nicht getan, wie

ich dich bat, und bereitetest die Frau vor, solange Zeit war. Jetzt stehen wir da: Bernhard ist bei den Seinen, und ich muß dich allein lassen."

„Keine Vorwürfe jetzt, lieber Paul, aber beeile dich."

„Verzeih, Geliebte", sagte Paul und strich über ihre heiße Stirn.

Vera erwachte bei den erneuten Jammerrufen der Mutter. Sie erhob sich im Bett, sah mit Entsetzen nach der Mutter und sagte: „Papa darf Mama nicht weh tun."

„Nein, geliebtes Kind, Papa tut Mama nicht weh, aber Mama ist krank."

Paul küßte seine Frau und lief hinaus. Aber als er ans Tor kam, hörte er ihren Schrei, der durch den Vogelgesang wie ein Wehruf drang, wie ein Warnungsruf für die, die unter Jubel Hochzeit feierten, ohne Furcht, ohne einen Gedanken an den Schmerz der Geburt, den Schmerz des Todes.

Er lief die Höhe nach Lausanne hinauf, lief daß das Herz in ihm flog und das Blut im Gehirn klopfte. Er kam bis zu dem kleinen Kirchhof hinauf mit der schwarzen Cypresse, als auf einmal seine Beine anhielten und es in seinem ganzen Körper zu zucken anfing, zu zucken wie sein Gesicht bisweilen pflegte. Er stand ganz unbeweglich und faßte ans Kirchhofstaket. Da sank er nieder und kam nicht von der Stelle, denn seine Kniee hatten sich gebogen und der Körper sich zusammengezogen, wie unter der Einwirkung einer galvanischen Batterie. Er sah den Kirchhof mit den zugewachsenen Gräbern durch die Staketsprossen und wäre bewußtlos niedergefallen, wenn er sich nicht die Hände an einem Nesselhaufen verbrannt hätte. Da erwachte er zur Besinnung, dachte an seine Frau und schrie um Hilfe. Im Fenster des katholischen Kapellengebäudes, das dem Kirchhof gegenüber lag, erschien jetzt ein fettes, blauschwarzes Gesicht in einer weißen Nachtmütze. Das war der Priester, der eben erwacht war und den Ruf gehört hatte. Als er

Pauls verzerrtes Gesicht und zusammengefallenen Körper sah, glaubte er, es sei ein Betrunkener, der von einem nächtlichen Gelage nach Hause taumelte, und er schloß sofort das Fenster mit dem einzigen Worte: Trunkenbold!

Aber Paul rief immerfort um Hilfe. Er erhob seine Faust gegen den Himmel, er raufte sich das Haar, er verfluchte die, die im Gefängnis seine Kräfte gebrochen hatten, um ihn zum Bekenntnis dessen zu zwingen, was er nicht wußte, und jetzt bereute er, daß er einem nahe bevorstehenden Tod entflohen war, denn das Leben war ihm in diesem Augenblick schwerer, als er je es hatte dichten können. Er dachte mit Vermissen an die Tortur in St. Petersburg, wo er allein litt, während er jetzt für sie, für eine andere litt, und er mußte erkennen, daß das Gefühl für andere stärker ist als das Gefühl für sich selbst. Er sah die Kammer, wo Anna allein mit den Kindern lag, die Schmerzensschreie zurückhaltend, um sie nicht zu erschrecken.

Als er eine Weile gerufen hatte, kam ein in der Nähe wohnender Fermier heraus und eilte zu ihm.

„Was ist?“ fragte er teilnehmend.

„Ich bin krank“, antwortete Paul, „aber meine Frau liegt in Kindesnöten, laufen Sie in des Himmels Namen zur Accoucheuse nach Lausanne und bitten Sie sie, sofort zum Rosenzüchter nach Ouchy hinunter zu kommen. Kümmern Sie sich nicht um mich, laufen Sie, und der Himmel segne Sie.“

Der Fermier wollte zuerst Paul helfen, aber dieser schlug sein Anerbieten ab und fing an den Hügel hinunter nach seinem Hause zurückzukriechen.

Zuweilen blieb er stehen und räumte die scharfen Steine fort, und dann fluchte er. Wer ihm da begegnet wäre, hätte geglaubt eine Schildkröte zu sehen, die sich aufzurichten suchte, um aufrecht zu gehen und dem Himmel in die Augen zu sehen, wie einer der Herren der Schöpfung. Der Schweiß rann Paul über Gesicht und Bart, und der Speichel schäumte ihm um den Mund.

„Sieh den Menschen", brach er aus, „sieh den Menschen, von den Herren der Welt zu Boden gebrochen! O, Gott, Deus optimus, maximus, sieh, wie deine Stellvertreter die Menschenkinder zu Kriechtieren verwandeln und ihnen die Rücken brechen, wenn sie ihre Köpfe erheben wollen! Sieh, wie sie dein Meisterwerk geschändet, wie sie die größte Erfindung der Zeit, des Genies anzuwenden verstanden haben, die man zu einem Sprachrohr zwischen den Völkern hätte benutzen sollen! Sie haben den Blitz vom Himmel gestohlen, um uns mit Lahmheit zu schlagen, ach Herr, wie lange noch?"

Darauf sammelte er sich, als schämte er sich deklamiert zu haben, und er kroch weiter, der Gasse zu.

Er kroch in die Gasse hinein, die zu seiner Wohnung führte. Da hörte er von neuem den Weheruf seiner Frau. Er konnte nicht weiter kriechen, denn die Notschreie rissen an Rückgrat und Nerven. Aber jetzt rollte er sich, denn er mußte hin zu ihr. Als er näher kam, hörte er auch die Kinder schreien, so verzweifelt, so hilflos. Die Tränen flossen ihm über die Backen und mischten sich mit dem Staub vom Boden, so daß sein Gesicht ganz unkenntlich war, als er endlich zum Brunnen gekommen war, in dessen steinerne Wanne es ihm gelang hineinzukriechen. Das kalte Wasser schien beruhigend auf ihn zu wirken, und sein Körper fing an sich wieder auszustrecken. Nach einer Weile, nachdem er den Wasserstrahl über Nacken und Rücken hatte spülen lassen, stand er auf aus dem Bade, lief in sein Zimmer hinauf und zog einen trockenen Rock an. Gleich darauf war er am Bette seiner Frau.

„Sie kommt sofort", flüsterte er, sich über sie beugend, „sofort."

Darauf trug er die Kinder und die Betten in das nächste Zimmer und fing an sie anzukleiden, während sie immer Mama, Mama riefen. Dann verließ er sie einen Augenblick und ging zur Mutter hinein, die ihm ungestüm um den Hals fiel, während sie sich vor Schmerz wand. Darauf lief er auf den Balkon und guckte

den Weg hinunter, ob sie bald kommen würden. Er betete zu Gott, denn er glaubte an einen Gott, wenn auch nicht an die Macht des Gebets, Details in der kleinen Lenkung des Erdenlebens zu ändern, er betete zu Gott, wie er es von der Kindheit gelernt hatte, denn er war jetzt schwach. Und die Natur draußen lächelte so unharmonisch zu seinem Jammer, und die Vögel sangen ebenso munter wie früher. Und dann mußte er wieder hinein und Sophia mit dem Strumpf zurecht helfen, der verkehrt saß, und dann zu Anna wieder, wenn die Wehen kamen, und sie mußte sich im Bette erheben und ihm um den Hals fallen, als ob sie mit ihm an seiner Brust sterben wolle. Und dann legte sich der Sturm wieder nach einem neuen Aufschrei; und dann lag sie da, ruhig, mit rosigen Wangen, das Haar aufgelöst und die Augen glühend. Dann mußte er Feuer im Herd machen, bis das Kleine käme. Er lief zu Vera und Sophia hinein und suchte alle Bücher mit Bildern hervor, alle Photographien, die er hatte. Und dann mußte er die Kommodenschublade aufziehen und Kinderkleider hervorsuchen, und anderes, das Anna ihm vorschrieb. Und dann in den Keller hinunter nach der Badewanne.

Als er mit der Badewanne an die Treppe kam, hörte er einen furchtbaren Schrei, schlimmer als einer der früheren, und als er in die Kammer hinein kam, lag Anna still da, mit einem sonnigen Lächeln auf dem Gesichte, matt, ruhig und Atem holend. Unter der Decke erklang ein Wimmern, das sich steigerte und ein schwaches, lebenslustiges Geschrei wurde, das Paul so gut kannte. Er wurde froh, denn er wußte, es war überstanden; er war Arzt und wußte, daß Gefahr im Verzuge war, aber er konnte sich nicht dazu bringen die Decke zu lüften, nein, er hatte noch zu viel vom alten Menschen. Jede andere Frau, aber nicht sein Weib! Er fühlte sich in einem neuen satanischen Dilemma, das ebenso schwer war wie das frühere, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, er konnte nicht. Warum konnte er nicht? Das wußte er nicht, aber es

war so! Da hörte er Schritte auf der Treppe. Er stürzte hinaus: und stieß auf die erwartete Frau. Er umarmte sie und schob sie ins Zimmer hinein. Darauf holte er die Mädchen und führte sie in den Garten hinunter.

Er atmete leichter, während seine Beine noch zitterten. Er sah zu den Bergen auf, und die standen so getrost und glänzend wie immer da, und der Himmel war licht. Er pflückte die schönsten Tazetten und Tulpen und machte einen Strauß aus eitel hellen Farben; keine blutroten, keine feuergelben, nur weiße und rosarote, die das Auge beruhigten.

Nach einer halben Stunde kam die Frau auf den Balkon hinaus und winkte ihm. Er war in einer Minute oben und hielt seinen Sohn in den Armen. Seinen Sohn! Das war eine wunderliche Freude, wie er sie früher nicht empfunden, und er konnte nicht begreifen, warum ihm dies eigentlich mehr Freude machte als seine erste Tochter. War es sein Ebenbild, das er umarmte? War es ein neues Ich, in welchem er alle seine Träume von einem neuen Menschen verwirklicht zu sehen hoffte, ein Trieb auf dem alten Stamme, der neu, frisch wachsen würde, der nicht alle diese Torheiten lernen sollte, die er hatte lernen müssen, und die nun Unkraut gleich nicht auf einmal ausgerottet werden konnten; ein Repräsentant des kommenden Geschlechts, der vielleicht mit neuen Gedanken, einem neuen Hirn, einem neuen Herzen geboren war! Vielleicht! Und dann legte er den Sohn an die Brust der Mutter, wo er schlafen und wachsen sollte, während die Eltern daran arbeiteten, dem Mann der neuen Zeit neue würdige Eltern zu schaffen.

Ein paar Tage später saß Paul Petrowitsch an Annas Bett. Ihr Gespräch stockte, und es war ganz still geworden, so daß man nur die schwachen Atemzüge von der Wiege des Neugeborenen hörte. Aber sie hörten durch das Schweigen, was jeder seinerseits

dachte. Paul hörte, daß Anna dachte: jetzt haben wir eine ganze Weile von Dingen gesprochen, um die wir uns nicht im geringsten kümmern. — Und Paul selbst dachte: wo will sie hinaus?

Schließlich fing Anna an mit einer Stimme, die sie so weich wie möglich zu machen versuchte, so daß die Worte wirklich wie eine Bitte klangen: Paul Petrowitsch, ich habe eine Bitte an dich!

„Also etwas, das gegen meine Wünsche ist, Anna Ivanovna, denn sonst brauchtest du nicht zu bitten!“ antwortete Paul unruhig.

„Ja!“ sagte Anna mutlos.

„Jetzt kommt also das Unvorhergesehene! Sprich!“

„Werde nicht böse auf mich, Paul, verachte mich nicht, aber verweigere mir nicht meine Bitte! Laß mich unseren Jungen taufen.“

Paul blieb sitzen, ziemlich ruhig.

„Ein Rückfall! Hm! Das ist sehr natürlich, aber es gibt auch natürliche Dinge, die unangenehm sein können, wie wenn der Blitz in einen Schornstein einschlägt oder dergleichen. Dieser Fall ist verdrießlich, Anna Ivanovna! Wir haben es verschmäht den Priester zu gebrauchen, als wir uns verheirateten, und jetzt sollen wir hingehen und um Verzeihung bitten. Das ist wirklich verdrießlich.“

„Warum ist es verdrießlich, da wir nicht hingehen und um Verzeihung bitten. Und du sagst wir! Du brauchst es nicht zu tun, ich kann es ja allein tun!“

„Das Kind hört in jedem Falle nicht auf, auch mein Kind zu sein; und man kann niemals fortraisonnieren, daß mein Kind getauft ist! Das ist ein schlechtes Beispiel für die ‚Freunde‘.“

„Schiebt Paul die Freunde zwischen mich und sich?“ sagte Anna mit einem ziemlich harten Tonfall.

„Nein“, antwortete Paul, „und Anna Ivanovna muß dem Worte ‚Freunde‘ nicht eine häßliche Betonung geben. Anna weiß, was die Freunde sind; die sind keine Person oder mehrere, die sind die Sache! Aber

die Frage ist schwer! Paul Petrowitsch sieht es für verbrecherisch an, sein Kind den Herren der Macht oder der Gewalt weihen zu lassen; Anna Ivanovna sieht es für verbrecherisch oder etwas derartiges an, ihr Kind nicht taufen zu lassen. Was würde Salomo in dieser Sache antworten, Salomo der Weise nämlich; was Salomo der Gesetzstifter geantwortet hat, das wissen wir, aber wir, Anna Ivanovna, wir appellieren nicht an das Gesetz, das wir nicht anerkennen!"

„Darum bat ich auch, Paul Petrowitsch, das Kind taufen zu dürfen. Ich bat!"

„Ich will ein starkes Motiv gegen mich selbst suchen, Anna, Geliebte, damit ich dir den Willen tun kann. Die Freunde werden sagen: pfui; Paul Petrowitsch, der den schmutzigen Priester verachtete, als er sich verheiratete, er hat sein Kind hinter seinem Rücken von seiner Frau taufen lassen. Was wird Paul antworten?"

„Ich tat meiner Frau den Willen, weil ich sie liebte, — wird Paul antworten."

„Aber dann werden die Freunde antworten: er liebte ein Weib höher als die Wahrheit; Paul ist nicht der, den wir suchten!"

„So kann man aus einer einfachen gleichgültigen Sache ein großes Ding machen."

„Es ist keine gleichgültige Sache, sein Kind dem Unwahren zu versprechen. Und bedenke, Anna, wenn du es später bereust, denn das wirst du tun!"

„Wann wird die Reibung aufhören, Paul? Glaubst du, daß eine Vereinigung zwischen Gatten möglich ist, wo wir in dem Band, das uns vereinigen sollte, die Reibung gerade am schlimmsten fühlen?"

„Unter den jetzigen Verhältnissen, glaube ich, ist nichts möglich, aber darum, Anna, gerade darum möchte ich am allerliebsten, daß wir anfingen, die Verhältnisse mit unserem Kinde zu ändern! Ich mache dir keine Vorwürfe, denn es hätte mir dasselbe geschehen können, und dann, dann wäre dasselbe Verhältnis eingetreten, nur umgekehrt! Was sollen wir tun? Denn

ich tue nichts, ohne dich zu hören! Können wir in diesem Fall unsere Wünsche vereinigen? Können wir zugleich taufen und nicht taufen? Können wir einig werden, ohne daß der eine sein Gewissen aufgibt? Und muß sich nicht der eine dem anderen unterwerfen, wie auch die Entscheidung fällt? Und wenn die Unterwerfung geschehen ist, dann ist der Bund gelöst? Nicht wahr?"

„Es ist betrübend, Paul, aber was sollen wir tun! Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe keine Ruhe, bis das Kind getauft ist! Es ist einfältig, es ist abergläubisch, aber ich kann mir nicht helfen, hörst du!"

„Ich glaube es, Anna! Ich weiß, daß körperliche Erschütterungen die Seele gleichsam um und um wenden, so daß, was auf dem Boden lag, in die Höhe kommt; ich weiß, daß Sterbende Rückfälle in ihren alten Kinderglauben bekommen, und es wird immer als ein Beweis für Voltaires schlechten Glauben angezogen, daß er in bewußtlosem Zustande einen Rückfall bekam; ich weiß, daß ich noch heute die Blasen in der Teetasse ansehen und im Dunkeln bange sein kann, weil mein Kindermädchen mich solchen Aberglauben in meiner Kindheit lehrte! Du sollst dein Kind taufen, Anna, aber ich will nicht dabei sein! Und wir sprechen nie mehr von der Sache."

Anna ergriff seine Hand und küßte sie.

„Danke, geliebter, geliebter Paul; du hast mich so unaussprechlich glücklich gemacht."

„Aber wir wollen nie davon sprechen, Anna! Und ich hätte es dir ja nicht verweigern können! Denn es ist dein Kind."

„Und deins auch, und du hast das Gesetz auf deiner Seite, Paul, denn das Gesetz gebietet, daß das Kind der Religion des Vaters folgen soll. Aber das Gesetz ist von Männern gegen Frauen gestiftet."

„Nein, Anna Ivanovna; das Gesetz ist von Männern und Frauen gestiftet, denn wir haben auch Kaiserinnen gehabt, die Gesetze gestiftet haben; das Gesetz ist von den Männern und Frauen der Oberklasse gegen

die Männer und Frauen der Unterklasse gestiftet. Gerechtigkeit! Anna Ivanovna, und laß uns Freunde sein, wenn wir auf das Gesetz losziehen!“

Paul hatte Annas Wunsch gegenüber seinen Willen aufgegeben, aber er fühlte darum keine Unterwerfung. Anna dagegen hatte ein Geschenk von Paul angenommen, und sie fühlte sich in seiner Schuld. Das nächste Mal, wenn Paul einen Wunsch hatte, der ihrem entgegen war, mußte sie ihren Wunsch aufgeben. Ihre Ruhe war erschüttert. Sie sah täglich und stündlich ihren Gläubiger vor sich. Sie fürchtete jeden Augenblick, er würde zu ihr kommen und fordern. Ihre Gedanken kreisten um die einzige Frage: was wird er fordern? Sie riet auf alles nur Erdenkliche, und was es auch war, bei dem sie stehen blieb, es war ihr entgegen, es fortzugeben, denn es war wie ein Eingriff in ihre Persönlichkeit; sie konnte nicht nein sagen, denn es war eine Schuld, und die war nur zu bezahlen. Ihre Seele war unfrei, denn die hatte sich einzeichnen lassen. Aber sie konnte nicht davon abstehen, das Kind zu taufen, denn die Skrupel waren stark. Und auch wenn sie davon Abstand genommen hätte, so hätte Paul ja doch sein Geschenk gegeben. Paul fühlte, daß etwas zwischen sie gekommen war, aber er konnte es nicht fortbringen. Und davon zu sprechen war unmöglich. Es war geschehen, ganz einfach, und es stand da. Die Furcht zu verletzen, einen Argwohn zu erwecken, schreckte ihn, so daß er anfing, verschlossen zu werden. Und jetzt hatte er ja keine Garantien mehr, daß er nicht auch auf andere Ansichten älteren Datums stoßen würde, die bei Anna aufgekommen. Anna fühlte sich noch schuldiger gegenüber Pauls Feingefühl, und je feinfühliger er war, desto mehr steigerte sich die Schuld. Täglich und stündlich seinen Gläubiger sehen zu müssen und zu wissen, daß man von seiner Barmherzigkeit lebt, weckt ein Gefühl von Kälte, das sich einem

Unwillen gegen Paul näherte. Andererseits glaubte Anna, gleichsam einen Teil von sich selbst dadurch wiederbekommen zu haben, daß sie einen Teil ihrer alten Gefühle und Ansichten wieder bekam. Es war ihr beinahe eine Freude, daß sie einen Gedanken besaß, den Paul nicht teilte, denn es war ihr ausschließliches Eigentum, etwas, das sie nicht von ihm bekommen hatte, denn alle die neuen Gedanken hatte sie von ihm bekommen. Daß sie die alten Gedanken von anderen, wie Eltern und Lehrern, bekommen, das bedrückte sie nicht, denn sie hatte sie nicht von ihm bekommen, und das schien die Hauptsache zu sein.

Der Tag vor der Taufe war da. Bernhard sollte Taufzeuge sein. Der Kleine war mit einem schönen Taufkleid angetan. Paul kam aus dem Garten in die Zimmer hinauf und half die Mädchen ankleiden, welche mitgehen sollten. Dieser Edelmut machte einen neuen, unangenehmen Eindruck auf Anna. Sie versuchte darin einen Hohn zu lesen, aber das konnte sie beim besten Willen nicht. Sie waren angekleidet und bereit zum Fahren. Anna sagte lebwohl, sehr kurz. Paul küßte die Kinder. Er wollte sagen, sie möchten den Kleinen in acht nehmen, aber er besann sich eines anderen. Das tat ja Anna schon. Und dann fuhren sie.

Paul blieb in den Zimmern. Es war nachmittags. Es wurde ganz still, und Paul, der bisher nicht allein im Hause gewesen, war sehr sonderbar zu Mut. Sie waren gegangen; alle, die seinen Willen noch am Leben erhielten, diesem Leben, das ohne sie eine Pein war. Für das Kommende hatte er genug getan, mehr als andere, und er glaubte an keine Resultate eher als nach mehreren Generationen. Als die erste Beklemmung sich gegeben hatte, setzte er sich auf den Balkon. Er atmete freier, fand er. Er brauchte seine Gedanken nicht mit einer ermüdenden Aufmerksamkeit auf sich selbst, seine Worte, seine Aufführung zu teilen. Er dachte klarer in der Einsamkeit und in der Stille. Und wenn er fühlte, wie die Gedanken ihren starken Schritt dahin gingen, ohne am Rock gerissen zu werden, ohne

gegen etwas zu stoßen, wuchs sein Mut und seine Hoffnung. Er fühlte Möglichkeiten, sich aus dem Labyrinth hinaus zu denken, in das ihn die Erziehung eingemauert hatte. Der Zweifel verdunstete, und er sah in allen diesen zärtlichen Banden nur Bande. Wie, wenn eines Tages Anna verlangen würde, die Kinder in die Schule gehen zu lassen — in die Schule, wo sie lernen würden, ebenso schlecht zu werden, wie er einmal war! Daß sie es verlangen würde, hatte er Veranlassung zu befürchten. Dann mußte er seinem Gewissen eine neue Gewalt antun, d. h. ihren Willen tun. Aber hatte nicht eine Mutter das Recht, dafür zu arbeiten, was sie für das Wohl ihrer Kinder hielt? Doch! Also würde er genötigt sein, ihrem Gewissen Gewalt anzutun. Das konnte er nicht. Er, der Gewissensfreiheit für alle suchte, sollte damit beginnen, ihrer Gewissensfreiheit Gewalt anzutun? Nein! Aber, täte er das nicht, dann würde es ja nie beginnen, das Neue, das kommen sollte! Und machte er nicht mit seinen Kindern den Anfang, wer sollte denn anfangen? Doch, er würde fortfahren für Veränderung des Ganzen, Veränderung der Ansichten zu arbeiten, dann würden die schon hinter den anderen kommen. Und die Hoffnung, mit den Seinen anfangen zu können, mußte er des Ganzen wegen im Stich lassen. So sollte es werden. Er würde seinen Weg gehen, seinen einsamen fürchterlichen Weg, wo er auch hinführte. Es gab nichts anderes. So würde er etwas Großes und Nützliches leisten können. Es war ein grausames Opfer, es war eine bittere Enttäuschung; aber das Schicksal wollte es so! Aber wenn er es nicht vermochte, wenn er stürzte? Dann würden es wohl andere wieder aufnehmen. Indessen, keine übermütigen Worte! Er wollte sich zuerst prüfen.

Er ging an den Schreibtisch in Annas Zimmer und schrieb auf ein Papier: „Ich verreise auf einige Tage. Lebwohl so lange! Dein Paul.“ Darauf sammelte er in seiner Reisetasche einige Kleidungsstücke und wollte gehen. Aber in der Tür kehrte er um. Da stand die

Wiege, leer, aber mit einem kleinen feuchten Grübchen auf dem Kopfkissen; da stand Veras Bett, da stand Sophias. Es wurde ihm dunkel vor den Augen wie von einer schwarzen Wolke, aber er ging. Ging nach der Dampferbrücke hinunter, um das Dampfboot zu erwarten, das nach Evian auf dem Savoyer Ufer fuhr.

Die Brücke schiebt sich weit in den See hinein, und er glaubte in das Unendliche hinaus zu wandern; vorm Brückenkopf: der blaue See und die blauen Berge; zwischen den lichtgelegten Planken war das blaue Wasser zu sehen; es war wie ein Weg, welcher nicht irgendwohin führt, ein Schwungbrett zur Ewigkeit. Er setzte sich ganz am Ende auf die Bank. Sein Kopf fühlte sich ausgeruht, und er arbeitete, ob aus Notwehr gegen andere Gedanken oder aus Lust nach der Freiheit wußte er nicht, aber zu träumen oder zu schwärmen hatte sein Gehirn längst aufgehört.

Dann kam das Dampfboot. Paul setzte sich auf das Vorderdeck, so daß er dem schweizer Ufer den Rücken kehrte. Er fühlte ein heftiges Verlangen, etwas vorzunehmen. Er holte sein Notizbuch hervor und fing an zu schreiben. Und dann schrieb er noch, bis sie nach Evian kamen. Es ging jetzt auf den Abend. Er stieg hinauf und nahm ein Zimmer in dem anspruchslosen Lion d'Or, von wo er Aussicht über den See und das schweizer Ufer hatte. Nachdem er sich gewaschen hatte, setzte er sich an den Tisch, um zu lesen, was er geschrieben. Er wurde froh, denn es enthielt eine ganze Menge neuer Gedanken, und er erkannte, daß sein Kopf frei und ohne einen störenden Druck gearbeitet hatte. Sein ganzes Dasein schwoll gleichsam an, und er hatte dasselbe Gefühl von Vergrößerung, das man empfinden kann, wenn man im Dunkel wach liegt und glaubt, der Kopf sei so unendlich groß. Er bestellte eine Tasse Tee und setzte sich ans Fenster, um zu trinken. Er guckte nach dem anderen Ufer, sah die Kathedrale von Lausanne, den Turm von Ouchy und Beau-Rivage. Aber er empfand

kein Unbehagen. Das große blaue Wasser lag zwischen ihm und dem Vergangenen. Er war über einen Abgrund gekommen, hatte die Brücke abgebrochen und die Trümmer in die Tiefe geworfen. Es gab keine Rückkehr. Einen Augenblick schwindelte ihm, aber dann tat er sich Gewalt an. Darauf ging er in den einfachen Eßsaal hinunter und setzte sich an einen einsamen kleinen Tisch, um zu essen. An einem anderen Tische saßen zwei französische Bürger, welche Handelsleute aus der Stadt zu sein schienen. Paul ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Sie sprachen von Handel, Zöllen, Politik, und Paul merkte nicht, daß er ganz in der alten Weise sprach. Er sah die Dinge aus den alten Gesichtspunkten, und er widersprach den Männern nicht einen einzigen Augenblick. Er empfand ein gewisses warmes Wohlbehagen, als er hörte, wie seine Stimme sich im vertraulichen Gespräch mit der anderer Menschen mischte; es war dasselbe warme Gefühl, wie alte Freunde wiederfinden, die man lange nicht gesehen. Und der Kopf arbeitete ohne Anstrengung, ohne Bewachung; die Zunge sprach frei, und er fühlte einen starken Zug zu diesen Menschen. Er war gerade bei den Schutzzöllen, in welchen er eine neue nützliche Seite entdeckt hatte, eine humane Tendenz, als die Tür geöffnet wurde und ein junger Bursche in Begleitung eines Priesters eintrat. Der Bursche hatte eine sichere Haltung, sah aus wie der Sohn eines reichen Mannes. Er war gut gekleidet, hatte einen Baedeker und einen Alpenstab mit einem kostbar gearbeiteten Handgriff. Der Priester sah in seinem langen schwarzen Rock wie ein altes Weib aus. Er half dem Zwölfjährigen aus dem Überrock und wollte ihm einen Platz nahe beim Kamin ausersehen. Aber der Knabe hatte bereits einen anderen ausersehen und wollte nicht beim Kamin sitzen. Der Priester, der ein Zwischending zwischen Diener und Lehrer zu sein schien, gehorchte demütig. Als sie Platz genommen hatten, fing der Junge an, im Baedeker zu lesen, aber der Priester ordnete den Tisch vor dem

Knaben und zog ein Teppichende unter dessen Füße. Es lag etwas von weiblicher Zärtlichkeit in der Art, wie er seine Dienste verrichtete, aber der Schüler nahm stolz und undankbar diese kleinen Artigkeiten hin. Als sie bestellt hatten, was sie essen wollten, zog der Priester sein kleines schwarzes Brevier hervor und murmelte halblaut einige Lektionen, während er immer durch Fragen des Schülers unterbrochen wurde, der in seinem Baedeker las. Der Priester beantwortete alle Fragen entweder mit einem Nicken, während sich die Lippen bewegten, oder mit einem Wort in einer Pause. Schließlich steckte er das Buch in die Tasche, stand auf und ging nach dem Überrock, den er mit milder Gewalt seinem jungen Herrn auf die Achseln legen wollte. Aber dieser warf den Rock auf den Boden. Der Priester nahm ihn lächelnd auf, staubte ihn ab und legte ihn auf einen Stuhl neben dem jungen Herrscher. Paul, der es im allgemeinen nicht schade um Priester fand, weil sie so viel Böses taten, konnte nicht umhin, eine Erregung zu fühlen, als er diese Zärtlichkeit zu Boden geworfen sah. Nun bereitete der Priester den Salat, während der Herr die Weinkarte las. Der alte Mann, der wie die Entsagung und Demütigung aussah, fragte jeden Augenblick seinen Despoten, wie viel Öl er nehmen solle, ob genug Essig und Pfeffer und Salz daran sei. Einer von den Bürgern, der auch das Tun der Fremdlinge angesehen hatte, wollte nun etwas Witziges sagen, da ein Priester anwesend war, und er sagte: Ich glaube, wir bekommen schlechtes Wetter, da die Raben ziehen. Der Priester, der wohl wußte, daß er und seine Brüder Raben genannt wurden, antwortete: „Es kann auch schön werden, gute Herren. Die Raben fressen zuweilen Korn auf dem Felde, aber sie lesen auch Raupen!“ Paul konnte es nicht unterlassen, dem Priester recht zu geben. Savoyen war ein armes Land, und bettelten die Priester von den Reichen, so gaben sie auch den Armen. Als Paul aufstand, um fortzugehen und sich niederzulegen, hatte er die größte Sympathie für die

Priester, welche wenigstens Gedanken für etwas anderes besaßen als für irdischen Erwerb. Und er ging und legte sich nieder.

Fiel in einen schweren Schlaf, der beinahe bewußtlos war, und schlief bis um vier Uhr morgens. Aber da war er ganz wach. Er sprang aus dem Bette. Was war geschehen? Seine letzten Gedanken vom gestrigen Abend kamen zuerst wieder. Er hatte die Ansichten von Spießbürgern geteilt und mit einem Priester sympathisiert. Wie war das zugegangen? Hatte sein Gehirn, das vorher so frei war, nicht mehr in die Zähne eingefaßt und war rückwärts gegangen? Vielleicht die Krampe losgelassen? Was war geschehen? Er hatte seine Frau und seine Kinder verlassen, weil der Kopf seiner Frau nach einer körperlichen Erschütterung demselben Abenteuer verfallen war wie seiner. Er fror. Er fühlte eine Leere, als wäre er eine Schale ohne Eingeweide. Er fühlte sich an einen elastischen Faden gebunden. Jetzt hatte er sich gedehnt, so weit er vermochte, aber er fing an, ihn zurückzuziehen. Konnte er reißen? Nein! Nein! Er war über den See gereist und hatte seinen großen Kopf mitgenommen, aber das Herz lag noch am anderen Ufer. Und jetzt war der Kopf leer, wo das Herz ihn nicht mit Blut versah. Er glaubte gestern, der Kopf sei frei, aber er war nur leer. Wie dumme Gedanken er auf eigene Hand gedacht hatte. Was suchte er bei den einfältigen Bürgern gestern Abend? Blut für sein leeres Gehirn. Und er bekam altes, schwarzes, geronnenes, ausgebranntes Blut.

Er kleidete sich an und ging hinaus. Ging hinunter an den Strand. Die Weinberge lagen da mit ihren toten Walnußbäumen, die gleich ganzen Wäldern von Golgatha aufgenagelt waren; und mit diesen toten Baumstämmen waren die jungen, lebensfrischen Weinreben „verheiratet", wie die Römer es nannten. Und in einem Monat würden sich die schwarzen, unheimlichen, wie Fallen aufgestellten Baumleichen mit frischem Weinlaub bekleiden. Er kam sich wie ein ent-

wurzelter Baumstamm vor, auf den noch kein Grün gekommen war; er fühlte, daß er höchstens Grün von anderen leihen könne; denn aus sich selber heraus konnte er keine Schößlinge mehr treiben, da man ihm in der Jugend Schwefelsäure auf die Wurzel gegossen hatte. Aber er könnte auch solch ein zusammengenageltes Spalier werden, eine Stütze, an dem die jungen Ranken zur Sonne hinaufklettern konnten.

Jetzt hatte er, tot wie er war, auf eigene Hand hinausgehen und Jungwald agieren wollen, aber dazu taugte er nicht. Aber er war doch notwendig. Würde er gefällt, so fiel der ganze herrliche Weinberg zusammen und würde auf dem Boden verfaulen. Und hielten nicht die schwachen Ranken ihn auch aufrecht? Er fühlte es jetzt, daß er nicht für sich selbst stehen konnte!

Er ging in seine Kammer hinauf, um einen Brief an Anna zu schreiben, aber er konnte nicht schreiben. Er fing an, davon zu sprechen, daß die Ehe ein Unsinn sei, daß er niemals sicher sein könne, daß sie nicht noch mehr Rückfälle bekäme. Aber da hörte er eine kleine weiche Stimme, die in seinem Ohre antwortete: „Paul Petrowitsch, sei gerecht. Hast du nicht auch einen Rückfall erlitten, einen Rückfall in die wildeste Romantik, da du, der das Gesetz vom Rückfall kannte, der es vorausgesehen, der wußte, daß wir Übergangsmenschen gebrechliche Dinge sind, doch das Unsinnige vom Leben fordertest? Die Ehe, als vollkommen, wird es niemals geben, nicht einmal bei den jungen Menschen, denn das Leben gibt nichts Vollkommenes. Hast du es nicht besser als die meisten? Also, kannst du nicht zufrieden sein? Laß uns uns mit einander schleppen, denn unser Wohlbefinden in endloser Sympathie ist nicht der Sinn der Ehe, denn die Ehe ist für das kommende Geschlecht gestiftet.“ Aber als Paul die Antwort zu Ende gehört hatte, antwortete er: „Wahr, aber wenn die Ehe für das kommende Geschlecht gestiftet ist, müssen wir zusammen für das kommende Geschlecht arbeiten und nicht dagegen.“ Aber die

Stimme antwortete: „Dann komm zu uns und arbeite, und geh nicht allein in die Welt hinaus und sprich in den Wind. Denn du kannst ebenso wenig etwas allein tun, wie ich es kann. Denn wir lieben einander, Paul. Die Liebe ist ein Mysterium, das du niemals ergründen kannst, das wir niemals ergründen können. Sie ist nicht Sympathie, weil wir eher Antipathie empfinden, Paul, und dennoch, Paul, lieben wir uns. Du fühlst, wie es dich zurückzieht, wie du einen Teil von dir auf der anderen Seite des Sees gelassen hast. Sie ist nicht gleiche Ansichten, denn Ansichten können geändert werden, und das ist kein fester Grund; sie ist, was sie ist, die Liebe; zwei Egoismen in einen aufgegangen, aber wir waren etwas zu egoistisch, um den Egoismus aufgeben zu wollen, welchen wir mit dem alten Namen Persönlichkeit, Individualität schmükken. Ich habe einen Rückfall gehabt, du einen, der ebenso schwer war, da du die Besonnenheit verlorst und zu viel vom Leben verlangtest. Verlang etwas weniger, und es wird besser!“

Aber nun stand Paul auf. Die Wirklichkeit mit allen ihren Details drang auf ihn ein. Der Garten stand da ohne Pflege, das Unkraut würde aufschießen, die Stämme der Rosen wilde Schüsse treiben, die Bienen schwärmen und ihrer Wege fliegen! Und dann die Kinder: Vera, seine älteste Bekanntschaft. Sie, die während der schwersten Zeit kam, als es kaum Essen im Hause gab. Aber sie kam mit neuem Leben, neuen Kräften und mit Mut für sie alle. Mit dem Gedanken an sie hob er Berge. Und wie sie dann wuchs und auf seinem Knie am Schreibtisch saß, wenn er ihre Arbeit korrigierte. Und dann ihre kleinen Sorgen, als die Schwester kam. Da hatte sie alle Zärtlichkeit nicht mehr allein. Sie empfand eine Enttäuschung und wurde schwermütig. Das war ihre erste bittere Erfahrung im Leben. Alles sollte sie mit Sophia teilen, Puppen, Kuchen, die Liebe der Eltern. Aber Vater hatte zwei Hände, sie zu führen, und zwei Kniee, sie darauf zu setzen. Aber es war nicht dasselbe, wie allein sein.

Und dann Sophia, die gleich im Anfange merkte, daß sie nicht so willkommen war wie die Schwester, die alles verlangen mußte, was Vera ohne Bitte erhielt, die sich jedes Recht erkämpfen mußte. Hier war etwas zu lehren, sich selbst zuerst, hier war zu sehen, wie es nicht sein sollte, wie es einmal hätte sein müssen, als er aufwuchs. Und dann, wer sollte das Haus besorgen und das Essen bereiten? Wie dumm, wie romantisch dumm er gestern war. Ganz wie im Roman, wo man eine Reisetasche nimmt und reist.

Paul klingelte der Aufwärterin und verlangte seine Rechnung. Er wollte seine Romantik nicht verlängern und keinen dummen Brief schreiben. Er wollte nicht noch einen Tag hier sitzen und sich tot peinigen, während sie auf der anderen Seite des Sees saßen und sich sorgten. Nein, er wollte mit dem ersten Boot zurückfahren, direkt nach Hause zu Anna gehen und sagen: ich habe mich dumm betragen!

Anna und Paul saßen am Nachmittag des folgenden Tages unten im Garten und plauderten von dem Verflossenen. Paul hatte sich so nahe an sie heran gesetzt, wie er konnte, als ob er sich bei ihr verbergen, sich bei ihr wärmen wolle, und er hatte seinen Arm unter ihren gesteckt, als ob er sich von ihr führen lassen wolle.

„Unser schlimmster Feind, Anna, das ist unser natürlicher Mensch, jenes Abbild von etwas dort oben, das sich mit allen Individuen derselben Art befreundet fühlt; er ist es, der unserem großen berechtigten Haß die Spitze abbricht, er ist es, der uns zum Mitleid mit unseren Feinden verlockt, der uns schlaff macht, wenn wir zuhauen sollen, und der uns Reue schenkt, wenn wir bereits gehauen haben, Reue, bedenke, über eine schöne Handlung, die uns für Jahrhunderte frei macht. Vor nichts fallen wir so wie vor dem Verlust

der Sympathie von unseresgleichen. Hast du es empfunden, wie das Herz gefriert gleich dem Eis in der Maschine, wenn du den eisigen Blicken eines früheren Freundes begegnest, der dich nicht mehr kennen will; du weißt, daß er unrecht hat, und daß du recht hast, und in dem Augenblick gibst du ihm dennoch recht und dir selbst unrecht. Anna, nie vergesse ich das Mal, du erinnerst dich, als ich, halb unbewußt noch, „Bekannte Dinge" in Moskau herausgab. Niemand konnte die Wahrhaftigkeit leugnen, aber niemand wagte, die Sache ernst zu nehmen. Da verfiel man darauf, das Ganze als ein Gedicht zu nehmen, und man wurde zu dem Ausweg gezwungen, das Ganze in einen literarischen Erfolg zu verwandeln. Die Taktik war klug genug. Und dann überbot man einander in Lob über das Künstlerische der Schilderungen — man verwandelte einen gut geladenen und gerichteten Schuß in eine Rakete, die gerade hinauf in die Luft gelenkt wurde, wo sie in einem schön gefärbten Feuerregen krepierte, der mit Applaus begrüßt wurde. Aber man ging weiter. Man nahm mich in den literarischen Klub Artistitscherski Kruskoj auf. Das mochte das klügste gewesen sein, das man tun konnte. Nie vergesse ich den Abend. Da traf ich, Angesicht gegen Angesicht, alle unsere Feinde; alle, die Glück gehabt hatten, die große Namen durch Talent und Kenntnisse hatten. Aber ich traf auch eine Menge, die keins von beidem hatten und gleichwohl da waren, weil sie die Macht besaßen. Da war es hell und warm; die Wände waren mit Gemälden behängt; der Boden mit weichen Teppichen belegt; die Decken vergoldet, die Tische sich unter der Last von Speisen und Getränken biegend. Keine zornigen Blicke; man nickte mir freundlich zu, als ob man sagte: „wir verstehen uns; du wirst einer von den Unsrigen werden, und wir werden nie mehr von der Sache sprechen". Ich, der auf einmal aus meiner dunklen Kammer gezogen wurde, aus Entsagungen und Geringschätzung, ich war einer von ihnen geworden. Und nun aus der Nähe, wie menschlich, wie klein waren sie nicht. Und die

Mächtigen, die wußten, daß sie hier aus Gnade waren, wie demütig waren sie nicht. Sie beugten sich vor dieser Gabe der Natur, die Talent heißt. Mein unerfahrenes Gemüt wurde geblendet, und ich fand sofort Sophismen, um sie zu verteidigen. Sie sind zusammen, advozierte ich, nicht um einander zu bewundern, sondern um im Talent die freigebige Natur zu verehren, die ihre Geschenke von Genie verschwendet hatte, denn ich war ja so erzogen, daß ich noch an Genie glaubte. Aber hätte ich damals schärfer gesehen, würde ich gesehen haben, daß sie dort alle wie sich genierend umhergingen; als ob sie sich selbst fragten: was habe ich getan? Bin ich auch ein Genie? Und viele konnten mit Fug sich fragen: was tue ich hier? Später nach dem Souper, als wir im intimsten Geplauder da saßen — ich sprach eben mit zwei von den schlimmsten Feinden über die Emanzipation, und ich konnte nicht anders als ihre humane Art, die Frage zu behandeln, bewundern — erhob der Redakteur der Starowna Volja, du weißt, unser Erbfeind, sein Glas und bat die Anwesenden, mich in ihrer edlen Gesellschaft willkommen zu heißen. Er sprach mit Wärme von meinem Talent — immer vom Talent! — und berührte die „Bekannten Dinge“ überhaupt nicht. Man saß wie auf Nadeln, denn man erwartete einen unangenehmen Ausbruch, irgend eine Entlarvung. Nein, es kam nichts. Die Worte des Redners wirkten erwärmend auf mich; ich war erfreut darüber, edle menschliche Gedanken von einem Feinde zu hören, ich schämte mich über meinen ungerechten Haß, und — ich bereute meinen Hieb. Bereute, Anna.

Als die Rede zu Ende war und alle mir zutranken — keiner weigerte sich! — erhob ich gerührt mein Glas, aufrichtig erfreut, gesehen zu haben, daß die Menschen besser waren, als ich geglaubt hatte, als ich auf der anderen Seite des Tisches, in einer Gruppe dunkler Gesichter, zwei brennende Augen erblickte, die auf mich gerichtet waren! Das war Ivan, der Maler. Er lächelte verächtlich, bedauernd!

Ich verlor die Haltung, dankte kurz und gut für den Toast und fühlte mich mißmutig!

Das nächste Mal, als ich den Klub besuchte, wurde ich noch mehr eingenommen als das erste Mal. Ich sah Feinde einander umarmen, Redakteure von feindlichen Zeitschriften, die gegen einander schrieben, ganz friedlich dasitzen und von brennenden Stoffen sprechen; Artisten, die sich gegenseitig auspfeifen ließen, sangen zusammen, tranken zusammen und küßten sich später in der Nacht. Was war das? War das Schlaffheit des Charakters? Nein, es war der Naturmensch, der hervorbrach, wenn die Stoffe und die Ursachen des Kampfes für ein paar Stunden suspendiert waren. Waren sie falsch? Nein, in diesen Augenblicken waren sie wahr, denn sie glaubten an das, was sie dachten, und meinten was sie sagten. Sie freuten sich wie ich, daß sie einen Augenblick Menschen sein durften, klein, einfach sein konnten, denn hier war kein unwissendes Publikum zu dupieren. Sie lächelten wie Auguren über ihre abgelegte Mönchskutte, aber sie lächelten gut. Und morgen würden sie wieder Auguren sein, wieder wilde Tiere. Ich hatte beim Nachspiel mein Glas gefaßt, um etwas zu sagen, ich wußte nicht was, denn mein Herz war voll, als eine starke Hand mir das Glas fortnahm und mir ins Ohr flüsterte: „Hüte dich, Paul Petrowitsch! Genieß, aber hüte dich! Hör, aber sprich nicht! Du bist ein Übergangsmensch, aber du sollst den Übergang machen, nicht den Rückschritt! Du mußt dein Herz verhärten, du mußt in die Einsamkeit hinaus gehen und hassen, denn wer lieben kann wie du, der kann auch mehr hassen als andere!“

Es war Ivan, den wir den „Schrecklichen“ nannten.

„Warum soll ich hassen?“ fragte ich, noch warm von meinen Gefühlen.

„Du sollst die Lüge hassen, damit du die Wahrheit liebst!“ antwortete er.

„Sind diese Menschen jetzt Lügner?“ fragte ich.

„Nicht jetzt, Paul, jetzt sind sie wahr, klein, liebens-

würdig, aber morgen, wenn du sie nicht siehst, sind sie Lügner!“

„Morgen“, dachte ich. „Was macht sie denn morgen zu Lügnern, Ivan?“

„Die bindenden Bande, die wir lösen werden, Paul! Die du lösen wirst!“

Ich verließ den Klub mit Ivan. Wir wanderten die ganze Nacht umher, und später ging ich nie mehr dahin, denn ich kannte meine Schwäche. Ist es nicht schade um die Menschen? Sind sie nicht wert, geliebt zu werden? Ach, aber sie wollen nicht die bindenden Bande lösen! Anna, wäre ich länger mit ihnen gegangen, wäre ich einer von ihnen geworden! Ivan rettete mich! Damals! Aber ich bin nie sicher. Gestern, hm, in Evian saß ich da und sah einen armen Priester an, der von einem zwölfjährigen Jungen kujoniert wurde. Der Alte erregte mein Mitleid. Er wurde von einigen Bürgern verhöhnt, und ich schenkte ihm meine Teilnahme. Gestern morgen, hm, auf dem Dampfboot traf ich sie wieder. „Sieh da“, sagte ein Passagier, „ein Jesuit, der ein Erbe bewacht!“ Zuweilen, Anna, glaube ich, all unsere Arbeit wird an unserm Naturmenschen scheitern, der nicht hassen kann! O, wir müssen hassen lernen!“

„Die bindenden Bande, ja, Paul, aber nicht die Menschen!“ sagte Anna.

„Aber, wir können nicht die Bande zerreißen, ohne die Finger deren fortzureißen, die sie halten, Anna! Um so schlimmer für sie!“

„Vater, Vater“, rief Vera von der Pforte, „es sucht dich wer!“

Paul stand auf und ging nach der Pforte, unruhig wie immer, wenn ihn jemand besuchte, denn er erwartete selten etwas Gutes von draußen. Aber als er das bleiche Gesicht des Besuchenden sah, lief er ihm entgegen und küßte ihn.

„Ivan, Freund, wir sprachen eben von dir“, sagte er, „tritt ein bei uns, Anna ist hier!“

Der Ivan genannt wurde, war ein bleicher, magerer

Mann mit einem oblongen, schwarzbärtigen Gesicht, das so oblong war, daß das Kinn unten in der Westenöffnung lag. Als Paul ihn küßte, war er zuerst zusammengezuckt, aber dann hatte er mit einer unnatürlichen Wärme Pauls Gruß beantwortet. Er folgte Paul mit unsicheren Schritten in den Garten hinein, und ein fremder Betrachter würde ihn nicht für einen Freund gehalten haben.

„Du kommst von Genf", fuhr Paul fort.

„Ja", sagte Ivan düster. „Guten Tag, Anna Ivanovna", grüßte er darauf. „Du kennst mich nicht wieder; ich habe großen Kummer gehabt, seitdem wir uns zuletzt sahen. Mein Sohn, mein starker großer Junge, ist von mir gegangen."

„Armer, armer Ivan", sagte Anna und warf einen Blick nach den Zimmern hinauf, als ob sie lauschte.

Ivan sah betrübt aus.

„Armer Freund", sagte Paul. „Du siehst auch verändert aus."

Ivan setzte sich auf eine Bank und sah auf den Sand nieder.

„Du hast dich ‚vereinfacht', Paul", nahm Ivan wieder auf.

„Ja", sagte Paul, „sowohl aus Neigung wie aus Zwang. Der Kampf mit den Dienstboten wurde mir zu stark, besonders, da ich fand, daß sie recht hatten; aber ich hatte auch recht, den Streit zu fliehen, und jetzt habe ich Frieden. Es war eine schreckliche Streitführung. Ihre Unterschlagungen und die Provisionen, die sie nahmen, zu kontrollieren, nahm mehr Zeit in Anspruch als ihren Dienst zu tun. Jetzt räume ich selbst auf, und zum Entgelt bin ich Herr in meinem Zimmer. Früher konnte ich jeden Augenblick vom Dienstmädchen hinausgetrieben werden, und ging ich nicht sofort hinaus, wenn es ihr gefiel, so ließ sie die Suppe anbrennen: daran ist der Herr schuld, sagte sie zur Frau. Da ging die Frau zum Herrn, ganz freundlich, versteht sich, und sagte ihm ganz artig, er solle Amalie zur rechten Zeit sein Zimmer machen

lassen. Da glaubte der Herr, es sei eine Ordre von Amalie, und war verletzt — und so weiter!"

„Du glaubst also noch an die Macht des Beispiels von unten?" fragte Ivan.

„Nein, die Beispiele können nur von oben kommen, aber die Reformen können von unten kommen."

Es entstand eine Pause. Paul merkte, daß er bei seinem alten Freunde keine Resonanz fand. Sollte der Kummer ihn so umgestimmt haben?

„Ich habe Neuigkeiten, Ivan", nahm er wieder auf.

Ivan fuhr zusammen. Anna, die ihn beobachtet hatte, machte Paul ein Zeichen, aber dieser sah nicht, was sie meinte, sondern glaubte, es sei ein Signal, daß sie sich Bernhards wegen entfernen sollten, der im Garten arbeitete. Er bat darum Ivan, ihm auf die Kammer zu folgen, wo er den Brief verwahrt habe. Er lud Ivan ein, sich an den Schreibtisch zu setzen; er selbst setzte sich ihm gegenüber, öffnete eine Schublade und reichte ihm den Brief, den er vor einiger Zeit empfangen hatte. Ivan schien den Brief mit den Augen zu essen, und einige Zeilen las er mehrere Male. Während er dasaß und las, klopfte es an die Tür. Bernhard trat ein und überreichte Paul einen Brief. Als dieser seinen Brief gelesen hatte, ward er aschgrau im Gesicht; darauf begann er Ivan zu betrachten, während dieser ebenso gierig wie vorher seinen Brief studierte. Und wirklich, er fand neue Linien in seinem Gesicht; neue Ausdrücke in den Augen und einen Zug um den Mund, den er nie vorher gesehen hatte. Das war nicht der alte Ivan, der damals das Glas aus seiner Hand gerissen hatte, als er vor den „Feinden" sprechen wollte. Ganz sacht zog er die Tischschublade auf, nahm ein Telegrammformular hervor, das er neben sich legte und ausfüllte. Darauf warf er Ivan seinen Brief hin und sagte kurz und bestimmt: lies das! worauf er aufstand und das Telegramm durchs Fenster gleiten ließ.

Ivan sah auf, erfaßte mit einem Blicke den Inhalt des Briefes, denn der war kurz und enthielt nur

diese Reihen: „Hüte Dich vor Ivan, der jetzt Kapitän in der Gendarmerie seiner kaiserlichen Majestät ist."

„Es ist wahr", sagte er und legte den Brief neben sich auf den Tisch. „Ich habe bereut, Paul Petrowitsch! Wie die Reue kam, weiß ich nicht, aber als mein Sohn starb, da war es, als wenn mein Körper in einen Mörser gelegt und pulverisiert worden wäre. Als sich dann die Stücke ordneten, war meine neue Seele fort, und die alte stand auf. Aber ich habe die neue nie vermißt. Die alte war gleich einem lieben Freunde, den ich wiedergefunden. Da hast du die ganze Sache!"

„Nicht die ganze, Ivan", sagte Paul. „Als dein Kind starb, warst du in großer Not. Du befandest dich als Reporter auf dem Manöver bei Charkow. Da trafest du den Hohen. Er gab dir und allen anderen Männern der Presse die Hand und sagte etwas Artiges zu euch. Du wurdest geblendet! Da hast du die ganze Sache!"

„Verurteile mich nicht, Paul", sagte Ivan mit Tränen in der Stimme.

„Du bist bereits verurteilt", antwortete Paul.

Sie betrachteten einander wie zwei Tiger, die zum Sprung bereit sind.

„Willst du freien Abzug haben, Ivan?" nahm Paul auf. „Willst du den Briefschreiber in Ruhe lassen, bis er sich rettet? Denke an seine Kinder, Ivan!"

„Ich will es, Paul!"

„Du hast also Zweifel an deinem neuen Beruf?"

„Wer hat keine Zweifel?"

„Nicht an der Hauptsache, Ivan, aber an den Details können wir zweifeln. Warum deklamierst du mir nicht von unseren Untaten vor, warum schraubst du dich nicht auf in deiner neuen Rolle?"

„Ich bin müde! O, ich bin so müde! Ich bin sehr unglücklich!"

„Ich glaube dir, Ivan; du bist sehr unglücklich, denn du hast die Hoffnung auf das Kommende verloren."

„Ja, es ist hoffnungslos!“

„Es ist nicht hoffnungslos, weil du die Hoffnung verloren hast. Sie haben zweitausend Jahre nötig gehabt, um dieses künstliche Gebäude aufzubauen; in fünfundzwanzig Jahren können wir es nicht niederreißen und dazu noch ein neues bauen. Moses schleppte die Kinder Israel in der Wüste umher, damit die Alten aussterben sollten, aber während der Zeit erzog er das neue Geschlecht, das Kanaan sehen sollte. Laß unsere Gebeine im Wüstensande bleichen, das ist unser Los, aber laß uns für die Kommenden arbeiten: das ist alles, was wir tun können. Aber sag mir, Ivan, welches Sophisma hat dich gefangen, denn ohne Motiv wirst du wohl nicht sein.“

„Nenne es Sophisma“, sagte Ivan, „für mich ist es ein triftiger Grund. Ja, ihr behandelt diese Männer wie Verbrecher, und ihr glaubt, sie seien Betrüger. Ich weiß, daß sie gute Vorsätze haben und im schlimmsten Falle Betrogene sind.“

Paul dachte einen Augenblick nach; darauf antwortete er: Ivan, jetzt trennst du nicht Person und Sache. Daß wir sie wie Verbrecher behandeln, ist nicht wahr, wir behandeln sie wie Opfer, Opfer für die Sache; wir verstehen also, Person und Sache zu trennen; über ihre Motive können wir nicht urteilen, ob sie Betrüger oder Betrogene sind, haben wir nicht Zeit oder Lust, zu ergründen, ihre Handlungen verurteilen sie, und wenn ihre Personen der Sache im Wege stehen, dann fort mit den Personen! Ich habe nie gehört, daß sie Todesstrafe für Mord anwenden, sondern für den Mörder, niemals Gefängnis für Diebstahl, sondern für den Dieb. Wenn ich einem eine Schlinge um den Hals werfe und zu ihm sage: steh still, oder ich erwürge dich! und wenn er dann nicht still steht, habe ich ihn erwürgt? Oder hat er nicht sein Unglück selbst verschuldet? Laß die Sophismen, Ivan. Kehre nicht nach Genf zurück, denn dahin habe ich dein Signalement gesandt, ehe du hinkommen kannst. Und schwöre, nein, versprich bei der Erinnerung an deinen Sohn

und, warum nicht, an unsere frühere Freundschaft, daß du nichts gegen Dmitri unternimmst."

„Wie soll ich das versprechen können?" sagte Ivan. „Mein Dienst . . ."

„Ich suspendiere dich von deinem Dienst bis morgen, so daß mein Telegramm Dmitri hat erreichen und er den Nachtzug hat nehmen können. Du bist mein Gast für heute Nacht."

Paul stand auf. Ivan wollte sich erheben, aber Paul sagte bloß: „Du bleibst hier! Die Tür ist offen, das Fenster ist offen, aber ich sage dir, wie man zu dem sagt, der die Schnur um den Hals hat: steh still, oder ich erwürge dich! Du hast verstanden! Morgen früh um 5 Uhr steht deinem Gehen nichts im Wege. Leb wohl, Ivan! Mögen unsere Wege sich nie mehr kreuzen, und mögen wir einander vergessen."

„Du verachtest mich, Paul, tu es nicht! Bedenke, daß ich damals Weib und Kind hatte! Und man muß doch leben!"

„Daß man leben muß, das glaube ich nicht; eins ist gewiß: daß wir sterben müssen! Und wollen wir leben, so glaube ich, können wir es, ohne unsere Seele zu verkaufen, aber dann müssen wir uns vereinfachen oder, wie die Treuen es nennen: unser Wohl opfern. Ich verachte dich nicht, denn ich kenne die Gesellschaftsgesetze, welche das Naturgesetz verfälscht haben, und ich kenne auch das Naturgesetz in Entwickelung und Rückfall. Leb wohl!"

Paul ging. Als er in den Garten hinunter kam, traf er Anna. Er nahm ihren Arm wie zu seiner Verteidigung und fing an, auf und ab zu gehen.

„Es ist expediert?" sagte er.

„Ja", antwortete Anna. „Es wird immer schwerer und schwerer. Hoffst du noch?"

„Ich muß!"

Sie gingen auf dem Gartenwege auf und ab. Die Sonne neigte sich zum Untergange und warf einen roten Schein über die oberen Regionen der Alpen. Die Wolken, die sich über den Gipfeln gesammelt,

hatten Schnee über die eben grünenden Weiden und Buchenwälder fallen lassen, aber unten in den Kastanienhainen regnete es.

„Siehst du, Anna Ivanovna; eben war der Frühling dort auf den Bergen; jetzt ist der Winter gekommen, und der Frühling geht wieder! O, es wird viel Schnee fallen, viel Schnee!“

„Aber morgen, Paul“, antwortete Anna, „morgen ist der Schnee fort, und dann ist der Frühling weiter vorgeschritten als heute; dann grünt es auf den Gipfeln wieder, und dann scheint die Sonne auf neue Blumen. Es geht vorwärts! Vorwärts!“

Die Dunkelheit kam. Die Savoyer Alpen standen schwarz wie eine Wand da, wie ein Haus von achthundert Stockwerken. Da wurde ein Licht angezündet, etwa sechshundert Treppen hoch in dem Riesenhause, und es blinzelte durch Regen und Dunkel.

„Siehst du das Licht“, sagte Paul, „dort oben in den Alpen: je dichter die Dunkelheit sinkt, desto klarer leuchtet es; ist das nicht eine wunderliche und schöne Eigenschaft des Lichtes?“

„Das sind die Bergwanderer, die über Nacht warten, um den Sonnenaufgang morgen begrüßen zu können“, sagte Anna.

„Soweit sie die Lawine nicht gefaßt hat!“

„Aber wenn die Lawine kommt, dann, Paul, ist es ja Frühling! Und dann können wir alle die Gipfel besteigen und das kostbare Edelweiß pflücken, im Sonnenschein, im Mondschein, im Gewitter, im Sturm! Möge die Lawine kommen!“

„Sie muß kommen, denn sonst kriegen wir nie Frühling, Anna!“

ÜBER DEN WOLKEN.

Eines schönen Vormittags im April fuhr eine Droschke vom Hotel Roth in Clarens fort. Sie bog auf den Weg nach Chailly ab.

In dem Wagen saß ein vierzigjähriger Mann mit einem leichenblassen eingefallenen Gesicht unter schwarzem Bart an der Seite einer jungen Dame mit einem Pariser Gesicht: nach oben stehende Augenwinkel, Habichtsnase und ein kleiner Mund mit schmalen Kiefern, doch mit einem guten Ausdruck. Sie saßen still da, und der Mann, der halbtot aussah, starrte über die Gärten hin, wo die Mandelbäume blühten; die Feigen begannen, ihre großen Hände hervorzustrecken, mehr, um die Mysterien der Befruchtung zu schützen als zu verbergen; die Kastanien und die Walnüsse blühten, und die schwarzen Weinstöcke begannen zu grünen wie Mosesstäbe. Es war warm, beinahe heiß, doch zuweilen kam ein Wind, der sich an den Gletschern gekühlt hatte, und dann hüllte die Frau das Plaid um den Kranken. Das Weideland grünte die Berge hinauf, und die Lärchenbäume schimmerten grün, aber oben auf den scharfen Kämmen der Dent de Jaman und des Rocher de Naye, welcher der gestrandeten Arche glich, lagen noch frische Schneewehen, dicht neben dem schwarzblauen Fichtenwalde, und dort zogen silberweiße Frühlingswolken vorbei, zuweilen die Fichtenwipfel mit ihren Schleiern verbergend, zuweilen zerrissen dahin jagend und Fetzen an den scharfen

Zweigen zurücklassend, während sie schwarze Schatten auf das Weideland warfen.

Der Kranke hob seinen Kopf langsam und sagte, während er nach den Wolken hinaufzeigte: „Da hinauf fahren wir?“

„Ja, mein Freund“, antwortete die Gattin seufzend, „da hinauf.“

„Wie Elias“, sagte der Mann, „in einem brennenden Wagen, denn hier ist es heiß!“

Sein Kopf sank von neuem auf die Brust nieder, und es wurde still, nur daß ein kurzer hohler Husten seinen dünnen Körper schüttelte. Der Weg stieg zwischen den Weingärten durch Chailly. Bald hörten der Wein und die echte Kastanie auf; die Walnußbäume standen noch am Wegrande; nach einer Weile, als der Weg eine Biegung machte, begannen die Weizenfelder und die Fruchtbäume; über die grünen und mit Blumen bestreuten Grasmatten streckten Äpfel- und Kirschbäume ihre weißbesäten Zweige; gelbe Primeln und weiße Schneeglöckchen, gelbgrüne Nieswurz wärmten sich im Sonnenschein. Der Wagen machte Halt, und die Pferde verschnauften. Der Kranke hob von neuem seinen Kopf und sah über den blauen See hinaus, der sich tief unten ausbreitete; hinaus über die Berge, die vor Feuchtigkeit und Wärme rauchten, hinaus über die fruchtbaren Felder. Er atmete durch die Nasenlöcher, wie wenn es ihm schwer fiele, den Mund zu öffnen.

„Das ist schön“, sagte er. „Glaubst du, daß es dort oben ebenso schön ist?“

„Das glaube ich“, antwortete seine Frau, ohne sich merken zu lassen, daß sie den Doppelsinn in dem „dort oben“ verstanden hatte.

Der Kuckuck rief unten in einem Walnußbaum.

„Söder gök“, sagte der Mann, „Döder gök. Heil dir, schöne Natur, morituri te salutant!“ Und zum Kutscher gewandt fuhr er fort: „Excelsior, das heißt: lassen Sie uns weiter fahren!“

Der Wagen stieg immerfort, während der See und

die Landschaft sanken. Nun fingen die Lärchenbäume an, und sie sahen den Fichtenwald über ihren Köpfen, doch über den hinaus ragte der blendendweiße Jaman. Der Weg schnitt sich zwischen Schiefer und Kalkwände ein, und bald begann mit Buchen gemischter Fichtenwald kühle Schatten über den Weg zu werfen. Die Luft wurde schärfer; eine und die andere Schneewehe lag noch ungeschmolzen da, und der Buchfink allein schlug hier in dem Dunkel. Der Weg machte wieder eine Biegung, und nun lag das Rhonetal da mit der Montblanckette dahinter. Der stattlichste von allen: die Dent du Midi, glich einer unerhörten Schlagwelle, die gerade erstarrt war, als sie im Begriff stand, sich über die anderen Wogen zu werfen. In zwei Stunden waren sie von dem Sommer des Südens zu dem Winter des Nordens hinauf gefahren. Nun schlängelte sich der Weg am Rande des jähen Abgrundes entlang, und sie hatten das herrliche Tal zwischen dem Mont de Caux und Cubly unter sich. Hier zogen die Wolken um sie her, über sie hin, unter ihnen wie gigantische Möven. Bald waren die Pferde und der Wagen in diesen weißen Flor eingehüllt, so daß sie nichts sahen, bald riß ein Loch in den Schleier, und sie sahen wie durch einen Guckkasten ein Stück der grünen Landschaft, einen Fetzen des Sees, eine Schneespitze, alles von der warmen Frühlingssonne beleuchtet.

„Ist es im Himmel ebenso schön, Amélie, dann ist es nicht schwer, von hier fortzugehen", sagte der Kranke, der durch das feuchte Gewölk Husten bekommen hatte.

„Sprich nicht so", bat die Gattin klagend. „Jetzt ist der schlimmste Monat vorüber, und nun wirst du dich erholen; aber diese Fahrt hättest du niemals unternehmen dürfen."

„O, es ist gut, eine Weile über die Erde hinauszukommen, auf das Elend hinab und es klein von hier oben zu sehen. Sieh, dort unten, jenes Graue, das wie etwas Landstraßenkies aussieht, das sind drei Städte mit mehreren tausend Menschen, einfältigen Sklaven,

die glauben, sie seien so groß und so wichtig, als könne die Welt ihren Gang nicht ohne sie gehen; und sie peinigen einander und sich selbst, um von einander beneidet zu werden."

Der Wagen machte zum letztenmal eine Schwenkung, und ganz hinten im Tale lag nun das große Hotel Les Avants.

Eine Stunde später saß Monsieur Aristide M., Homme de lettres, Paris, wie er sich ins Hotelbuch eingeschrieben hatte, draußen auf der Terrasse, in Filzdecken wohl eingehüllt und ein Ziegenfell unter den Füßen. Die Fontäne plätscherte so einschläfernd, der schmelzende Schnee schärfte die Luft, und der Fichtenwald dunstete harzigen Brodem aus, welcher beim Einatmen sich wie Balsam auf verwundete Lungen legen sollte. Er versank in dumpfe Halbträume bei der Betrachtung des außerordentlichen Schauspiels, das die Natur bot. Als er so eine Weile gesessen hatte, hörte er das Knirschen eines Krankenstuhles, der auf dem Sande herangerollt wurde, und der bei dem Lorbeerbaum, wo er saß, stehen blieb. Eine Stimme fragte, ob sie gehen dürfe, worauf eine matte Stimme ja antwortete.

Aristide, der zum Schutz gegen den Nordwind einen Schal um den Hals hatte, konnte nicht sehen, wer halb hinter ihm saß. Doch er fühlte diese magnetischen Ströme, die nervöse Menschen in der Nähe einer nicht gleichgültigen Person empfinden. Dann hörte er einen kurzen hohlen Husten, dem ein Stöhnen folgte. Von einem leicht erklärlichen Mitgefühl ergriffen, wandte er sich um und ließ den Schal fallen. Wie ein Blaubeerenpflücker zusammenzuckt, wenn er einen Zweig hebt und eine schwarze Natter erblickt, so fuhr Aristide zurück beim Anblick der Menschenruine, die da saß, mit Wangen von der Kadaverfarbe der Pfirsich, bei der sich die lebendige Glut der Rosen in das an getrocknetes Blut erinnernde Braun des Potpourris verwandelt hatte. Doch aus dem oberen Teil des Totenschädels leuchteten zwei schwarze

Augen, die noch brannten, aber mehr vom Phosphor der Verwandlung als vom Feuer des Lebens. Aristide kannte diese Blicke seines alten Feindes wohl. Sie saßen eine Weile und sahen einander an, ohne entscheiden zu können, ob sie grüßen müßten; sie versuchten darauf, zu gleicher Zeit aufzustehen und zu fliehen; aber sie vermochten es nicht; sie waren durch Ohnmacht und Siechtum gefangen. Als sie die Unmöglichkeit, zu fliehen, einsahen, beruhigten sie sich.

Henri, so hieß Aristides Feind, erholte sich zuerst, und mit einem Lächeln, das selbstironisch sein sollte, begann er:

„Bist du jetzt zufrieden mit deiner Position, Aristide? Per nubiles ad astra. Wir sind bereits über die Wolken gekommen; haben also nicht weit bis zu den Sternen."

„Die Sterne waren stets dein Ziel, wenn ich mich recht erinnere, und du erreichtest sie auch! Wie viele hast du?" antwortete Aristide und zeigte auf den Rockaufschlag.

„Immer bitter! Hassest du mich noch, obgleich ich jetzt so unschädlich bin?"

„Ich glaube nicht, daß ich eines so starken Gefühls wie Haß noch mächtig bin, und ich glaube nach dem, was ich zuletzt gelernt habe, daß du verhältnismäßig unschuldig warst. Und dennoch, ich kann dich nicht sehen, ohne daran zu denken, daß du mich getötet hast."

„Du bissest mich, und ich tötete dich."

„Du tratest mir auf die Brust, und ich biß dich in die Ferse."

„Du legtest dich in den Weg, den ich vorwärts mußte."

„Ich mußte vorwärts! Sieh, das war das Geheimnis unseres Lebens. Es war das Ich und nichts anderes. Wir jagten nach dem Glück, nach der Ehre; wir rissen uns an den Büschen entzwei; unsere Füße bluteten auf den Steinen; und mit halbem Leben kamen wir dahin, wohin wir wollten, um ermattet niederzu-

fallen und zu sterben, ohne Blut in den Adern, ohne Luft in den Lungen. Erinnerst du dich, wie wir die Hetzjagd begannen? Du hattest den Vorsprung. Du warst aus einer Familie, die bereits zugegriffen hatte. Dein erster einfacher Versuch für das Theater wurde von deinem Vater zur Taufe getragen. Er wurde im Cercle von einem Schauspieler von Rang vorgelesen, und er machte dich bekannt. Du saßest selbst in einer Zeitung und decktest deinen Rücken. Dann kam ich mit meinem heraus. Du beurteiltest ihn und ließest ihn von den Zeitungen beurteilen. Dies, das unter anderen Verhältnissen für unverschämt und wenig ehrlich angesehen worden wäre, es ging dir durch, denn alles ging dir durch. Du hattest das Geheimnis, eine persona grata zu sein, einer, der alles tun durfte. Dann kamst du wieder heraus. Da wurdest du auf meine Kosten zu den Sternen erhöht. Jedesmal, wenn du wieder herauskamst, wurde ich niedergeschlagen: ‚so müßte man schreiben, und nicht wie Aristide M.‘ Du wurdest der Günstling des sinkenden Kaisertums, denn du konntest schmeicheln; du konntest France auf Délivrance und Gloire auf Croire reimen, denn du konntest alles. Da ergab ich mich. Mein Stück durchlief in fünf Jahren alle Theater von Paris, doch vergebens, denn es war gegen den guten Geschmack, wie du ihn gepredigt hattest. Ich trat als Mißglückter zurück, als ein anerkannt Mißglückter, und ging zu den Zeitungen über. Schrieb ich ein Wort gegen dich? Rächte ich mich? Du mußt nein antworten. Als ich da unschädlich wurde, faßtest du eine besondere Sympathie für mich. Du suchtest meine Gesellschaft, du hütetest mich; wir aßen zusammen Mittag, fuhren ins ‚Wäldchen‘, und wir sprachen immer von dir und deinen Arbeiten, nie von mir. Ich lobte dich stets in der Zeitung. Aber während der Zeit arbeitete ich. Arbeitete unglaublich, denn ich fühlte dunkel, daß meine Zeit kommen würde. Aber wie es einem zu Mute war, ein ‚anerkannt Mißglückter‘ zu sein; schlimmer als unbekannt zu sein. Wie es einem zu Mute war,

zu Eltern und Geschwistern nach Hause zu kommen und sie das Lob deiner Stücke singen zu hören, Henri: ‚so müßte man schreiben'. Und mit dieser meiner Familie hatte ich gebrochen, als ich das Examen aufgab, um ‚Schriftsteller' zu werden. Wie schwer die Hohnworte auf mich fielen, als ich reuevoll heimkehrte, ein armer Journalist ohne Namen. Wie blutig, wie verwundet ich war. Und immer du, du als Muster: ‚so müßte man schreiben'."

Henri begann zu husten und machte einen neuen Versuch, sich zu erheben und zu gehen, doch er fiel wieder zurück; Aristide fuhr fort:

„Ich würde viel darum geben, den Tag vergessen zu können, den Tag nach deinem letzten Triumph, als ich dich besuchte. Es war am Morgen danach. Die Zeitungen überboten sich in Lob. Ich mußte zu dir hinauf, um Erklärung über den Sinn gewisser dunkler Stellen zu begehren. Ich klingelte an deiner Tür. Deine Mutter öffnete wie gewöhnlich, zeigte aber nichts weiter als das graue, scharfe Auge, das nach Feinden ausspähte. Als sie mich wiedererkannte, bat sie mich, einzutreten. Ich antichambrierte, bis du dir den Schlafrock angezogen hattest. Du empfingst mich wie der Triumphator. Dein Gesicht war rot und schwellend, eine Folge deines Soupers für die Schauspieler. Dein Schreibtisch war mit Lorbeerkränzen und Bouquets bedeckt. Um mich zu erfreuen, gingst du alle Szenen des Abends im Detail durch. Die Hervorrufe, die Applause. Wie du schließlich selbst, von den beiden Heldinnen gezogen, welche deine Hände drückten und dich Dichter nannten, vor dem Vorhang die Huldigung des Publikums, die Blumen deiner Freunde und die Lorbeerkränze deiner Mutter entgegennahmst. Ich war krank vor Neid! War das wunderlich? Ich, der deine grinsende Weltanschauung kannte, der deine Cynismen kannte, denn in denen warst du Meister, und du suchtest mich stets in dem Genre zu übertreffen; ich, der wußte, wie du mit kaltem Blut dasaßest und deine Sentimentalitäten mit voller Berech-

nung auf den Effekt, auf den Applaus, auf die Akademie anlegtest, ich mußte dich im Druck bewundern. Du schlossest den Empfang damit, daß du mir einen Lorbeerkranz auf den Kopf setztest und mich ermuntertest, für das Theater fortzuarbeiten. Ich war einfältig genug, dir zu glauben, und bekannte, daß ich mein Stück umgearbeitet und es mit Hoffnungen im Odéon liegen hätte. Du lachtest wohlwollend, und ich ging. Am Abend kam ein Mißlaut in einer Zeitung, die von Anklängen, Phrasen und dergleichen sprach. Am Tage darauf erhielt ich einen Brief von deiner Mutter mit einem beiliegenden Angriff auf den unartigen Rezensenten, den ich einrücken lassen sollte. Ich verweigerte es mit einer Entschuldigung, weil es gegen meine Meinung war. Am Sonnabend bekam ich den Artikel in einem Feuilleton zu lesen, doch ich sprach nie davon, wer der Verfasser war, denn ich respektierte damals deine Mutter. Aber am nächsten Montag ging ich in die Kanzlei des Odéons hinauf, um auf mein Stück Antwort zu bekommen. Der Direktor empfing mich väterlich, sagte mir Artigkeiten, war sogar freundlich, doch er wagte das Stück nicht aufzuführen. Warum? Das wurde mir nicht klar, aber daß er das Stück nicht gelesen hatte, das verstand ich. Ich ging mit schweren Schritten hinaus und versuchte nicht einmal, das Manuskript unter dem Rock zu verbergen. Unter den Arkaden traf ich Maurice, den jungen ersten Schauspieler. ‚Ein Manuskript', sagte er, und nahm das Stück in die Hand. ‚Ja', antwortete ich, ‚ein abgelehntes'. ‚Hat der Direktor es gelesen?' ‚Ich weiß nicht', antwortete ich, ‚glaube nicht'. ‚Ja, aber ich weiß, wer für ihn liest.' ‚Wer denn?' ‚Ihr Freund Henri!' Ich wollte ihm nicht glauben, aber er beteuerte es und fügte hinzu: ‚Hüten Sie sich vor solchen Freunden!' Ich traf dich später am Mittage, erzählte alles, und du machtest dich damit frei, daß ‚Maurice ein Schurke sei'. Später in der Nacht trafet ihr euch im Cercle und kamet überein, ich sei ein Schwätzer und ein Narr, denn ihr bedurftet einander. Ich

war gebrochen. Ich beugte mich vor dem Schlage, aber ich ging einen neuen Weg. Ich gab einen Band Poesien heraus. Nun war das Publikum so daran gewöhnt, mich als Mißglückten zu betrachten, daß es von einem solchen Einbruch in das heilige Gebiet nichts hören wollte; die Zeitungen hatten ja jahrelang ihr Ehrenwort darauf gegeben, daß ich untauglich sei; blieb nur übrig, zu schweigen, und man schwieg, wo man nicht eine hinterlistige Anerkennung gab oder mir befahl, still zu sein. Es war für mich dasselbe, wie auf eine Wand loszugehen. Aber du ließest mich nicht los. Es war, als fürchtetest du, mich aus dem Gesicht zu verlieren. Unser Freund Fernande hatte den großen Preis im Salon bekommen. Du fordertest mich auf, an einer Partie nach Bas-Meudon teilzunehmen. Immer sollte ich dabei sein und vor fremde Triumphwagen gespannt werden. Abends warst du berauscht und demütigtest mich. Du und er traten mich, und als ich mir eine Kritik euerer Größe erlaubte, beschimpftest du mich; nanntest mich einen Mißglückten, der in fremdem Fahrwasser segle; du erklärtest, daß du mich hassest, daß du nicht mehr an mich glaubest, und daß du fühlest, ich sei dein Feind. Was du richtig fühltest. Erinnerst du dich, wie ich dann in der Stärke des Rausches prophezeite, daß meine Zeit kommen werde; daß ich nur die Hinterhand gehabt habe, aber schon meine Karten ausspielen werde, wenn die Reihe an mich käme. Und so schieden sich unsere Wege. Als ich in der Nacht zu Fuß durch den Wald heimging, da war ich zerschmettert, zermahlen, aber meine Seele fühlte sich befreit, und ich wußte, daß ich durch Arbeit siegen würde. Das war die einzige Rache, und die schlimmste, die ich an dir nehmen konnte und wollte."

Hier hielt Aristide in seiner Rede inne. Eine schwache Röte war in seine weißen Wangen gestiegen und hatte sich oberhalb seines schwarzen Bartes gelagert; er hustete schwach, aber ein hellroter Schaum erschien in den Mundwinkeln. Mit einer dünnen, fast

flüsternden Stimme fuhr er fort, ohne seinen Feind anzusehen.

„Dann kam der Sturm; deine Stimme erstarb im Lärm des Krieges; deine Windmühle verlor beim ersten Windstoß die Flügel, und du wurdest zum Schweigen gebracht. Da kam meine Zeit. Mein Stück wurde aufgeführt, nach zehn langen Jahren. Und es machte Glück. Sofort! Dein und deiner Freunde Geheul wurde zum Schweigen gebracht. Meine Zeit war gekommen. Aber nun, als ich vor dem erträumten Glück stand und fand, daß es an Genuß leer, aber voll schwerer Pflicht war, da schämte ich mich vor mir selbst. Ein Ziel hatte ich schon gehabt, neben dem, Glück zu haben, aber Glück haben, war schon das hauptsächliche, denn wir waren ja im ‚culte du succès' erzogen, bis unsere Niederlagen uns weckten. Stimmen begann man in der Luft zu hören, die nach Erneuerung, Befreiung von der Lüge, von der Prahlerei riefen. Ich hörte sie und wollte sprechen. Aber ich war zu erregt, um ruhig sprechen zu können, und ich schrie. Schrie gegen die Vergangenheit, gegen mich selbst, gegen die, die uns verderbten; schrie gegen das Vergiftungssystem, das man in unserer Erziehung angewandt hatte, und ich rief nach Strafe für die Verbrecher. Da bekamest du Konjunktur: und du rächtest dich an mir! Du rächtest dich, als du ausposaunen ließest, alles, wovon ich erfüllt wäre, sei Rache. Aber du konntest nicht dich und deine Stellung dadurch kompromittieren, daß du selbst schriebst, sondern du kauftest Meuchelmörder. Alle deine Protegés in den Zeitungen, die in deiner Schuld standen, alle deine Hunde hetztest du auf mich. Wenn ich einen Roman schrieb, so ließest du am Tage darauf die Namen aller Personen angeben, die möglicherweise meine Modelle sein konnten, und wenn die Wahrheit nicht reichte — so griffest du zur Lüge. Du verwandeltest mit deinem unreinen Geiste alles, was ich tat, zu Skandal. Das tatest du. Du ließest ausposaunen, ich sei deine Kreatur gewesen, die dich gegen Bezahlung gelobt habe; du seist mein Beschüt-

zer gewesen, du, mein Beschützer; sprachst von Wohltaten, Undankbarkeit. Und du, du warst nie dahinter zu sehen. Aber du schriebst deine Klagelieder, leicht durchsichtige Schmutzgedichte, in deiner Blumensprache. Aber du fühltest, daß deine Zeit zu Ende war, und du fühltest meine Zähne in deiner Ferse, wie du sagst. Ich brauchte nie meine Hand gegen dich zu erheben, denn du sankst von selbst. „Und ich, der ich nun in Pflicht und Ernst das Schwert ziehen wollte, ich war dazu verurteilt, mich mit schöner Literatur zu beschäftigen, um meinem Wort Gehör zu verschaffen. Ich mußte mich herablassen, Theaterstücke zu schreiben, um mit der unwiderstehlichen Macht des Erfolges meine Feinde zum Schweigen zu bringen. Und jedesmal, wenn es still wurde, benutzte ich die Gelegenheit, ein neues Wort, eine neue Losung, eine neue Ordre auszurufen. Ich rieb meine Seele bei dem Kampfe auf, denn mit Mitteln zu arbeiten, die man nicht achten kann, das zehrt. Und welcher Kampf! Wenn ich ein gerades, ernsthaftes Wort sprach, da schrie man: ‚Nein, du sollst ein Stück schreiben!' So schrieb ich ein Stück! Da applaudierte man dem Stück, den Dekorationen, den Aktricen, aber die Wahrheit, die man in sich aufnehmen sollte, ließ man unter Schweigen passieren! Das war die zweite Todsünde des Kaisertums, daß sie den Schönheitskult einführte. Diese Methode hat die Despotie immer angewandt, um die Aufmerksamkeit von der Wirklichkeit auf den Schein zu ziehen. Ein ‚Firnistag' war in unserem Leben mehr als eine Wahl zu den Kammern, ein neues Stück hatte mehr Wirklichkeit als ein Säkularverbrechen, das die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte. Über den Sedantag haben wir geweint, doch der Firnistag hielt uns noch schadlos; wir wurden ernst nach dem Kriege, doch man lachte im Théâtre Français zu unseren Tränen und bat uns, so gut zu sein und mit dem Lachen fortzufahren. Da beschloß ich, die Greiner auszulachen. Und ich lachte, doch mein Lachen war nicht lustig, es war bitter, und das wurde mein Tod! Henri, nun sind

wir beide tot! Ich habe unsere Leichenrede gehalten! natürlich zu meiner Verteidigung, denn ich habe keinen gehabt, der mich verteidigt hätte. In fünf Jahren erinnert man sich unserer Namen nicht mehr! Unser Gewinn war beinahe nichts. Wir verehrten den Schein, das Schöne und uns selbst! Mein Versuch, ein neuer Mensch zu werden, begann zu spät; vielleicht in einer kommenden Existenz, wenn es eine gibt, kann man seine teuere Erfahrung benutzen. Willst du zu mir sprechen wie zu einem Toten? Reich mir deine Hand! So! Du willst nicht? Findest du nicht, daß wir Toren gewesen sind? Glaubst du nicht, die Zukunft wird klüger werden?“

Henri machte eine Anstrengung, zu sprechen, aber er bekam keine Luft. Sein Kopf war auf die Brust herabgesunken. Aristide rief ins Hotel hinein so laut er konnte. Ein Bedienter zeigte sich auf dem Perron, und hinter ihm erschien Henris Mutter, welche infolge des Rufes Unrat witterte. Einen Augenblick später stand sie an der Seite ihres Sohnes und maß mit den grauen Augen den unerwarteten Feind, dessen Anwesenheit sie am wenigsten von allem gewünscht hätte. Sie war eine große, steife Gestalt mit grauem Haar, das über einer geraden, hohen Stirn zurückgestrichen war. Aristide, der sie nie anders als durch eine Türspalte gesehen, imponierte die gewaltige Figur, und nun verstand er, welchen mächtigen Beistand der kleine schwache Mensch gehabt hatte, der während zehn Jahre ihn unter die Füße hatte treten und eine öffentliche Meinung zu seinem Besten hatte oben halten können; doch er sah auch in ihr die Mutter und das Weib, das nicht in eigener Person seinen Willen hatte ausführen dürfen, sondern in der seines Sohnes. Er fühlte sich von dieser Macht erdrückt; er war allein gegen die beiden. Unruhig sah er sich nach Hilfe um, er wußte nicht, in was für einer Form. Henris Mutter war indessen damit beschäftigt, ihr Kind ins Leben zurückzurufen, denn das schien ausgelöscht zu sein, und Aristide fühlte sich beinahe an der Verschlimme-

rung, die eingetreten war, schuldig, als leichte und schnelle Schritte auf dem Sande zu hören waren und Aristide einen weichen beschützenden Arm sich um seinen Hals legen fühlte. Es war sein Weib. Die beiden Frauen maßen sich mit langen Blicken. Die kleine mit ihren dunkeln, warmen, aber jetzt flammenden Augen sah zu der großgewachsenen Mutter mit dem Tigergesicht auf. Die beiden Männer waren wie ausgestrichen von der Rechnung, vom Schlachtfeld fortgetragen, und der Zweikampf schien nun erst seinen Anfang genommen zu haben, da die wirklichen Feinde aus den Verschanzungen hervorgekrochen und sich auf offenem Felde begegnet waren. Keine machte ein Zeichen zum Grüßen, denn sie hatten sich nie gesehen. Henri hatte indessen Besinnung und Fassung wiedergewonnen. Mit einem Tone, dem jede Bitterkeit fehlte, stellte er vor: „Meine Mutter, Herr und Frau M.“, keine grüßte.

„Schieb meinen Stuhl näher an Aristides heran, Mama“, sagte Henri.

Die Mutter rührte sich nicht.

„Schieb meinen Stuhl an Aristide heran, Mama“, wiederholte Henri mit einer Stimme, die gewohnt war, zu befehlen.

Die Mutter faßte den Stuhl an der Lehne und schob ihn langsam in der Richtung auf Aristide zu, dessen Frau den anderen Stuhl in entgegengesetzte Bewegung setzte.

„Gib mir deine Hand, Aristide“, sagte Henri, „und laßt uns allein!“

Er gab den beiden Frauen einen Wink, die sich bewachten, um zu sehen, wer zuerst gehen würde.

„Laßt uns allein“, wiederholte Henri.

Die Mutter machte eine Bewegung, zu gehen; Frau M. setzte sich in Gang, und die beiden Frauen gingen jede an eine Seite der Hecke.

„Aristide“, begann Henri, als er sah, daß sie allein waren, „die Erde ist schön, stellenweise, glaubst du, daß der Himmel ebenso schön ist?“

„Ich weiß nicht, was du mit dem Himmel meinst; ist es ein bestimmter Ort?“

„Wohin wir kommen werden!“

„Ich weiß nicht, daß es entschieden ist, ob wir irgendwohin kommen werden. Übrigens, wenn wir irgendwohin kommen, so wird es wohl auf einen anderen Weltkörper sein. Ist nun der Himmel die Zusammenfassung aller Weltkörper, so ist die Erde auch ein Teil des Himmels. Entspricht nun die Erde nicht unseren Vorstellungen vom Himmel, so ist es wohl, weil wir teils die Erde verdorben haben, teils weil wir zu unharmonisch sind, um die Harmonie zu sehen.“

„Was hast du denn, das dich tröstet, nun du von hier fort sollst, denn du kannst dich wohl nicht durchschlagen?“

„Was mich tröstet? Ja — daß ich von hier fort komme. Es ist wahr, ich lasse meine Lieben zurück; doch das Leben währet ja höchstens siebzig Jahre. Und was macht, daß ich sie ohne Furcht verlasse, ist, daß ich glaube, sie werden es besser haben als ich. Denn, Henri, das Gewitter ist über die Erde dahin gegangen, die Luft ist gereinigt, und die Menschen können wieder atmen; das konnten wir nicht.“

„Aber, du wirst nicht dabei sein, wenn du stirbst.“

„Doch, das werde ich, denn ich sterbe nicht, wenn ich sterbe, wenn auch mein selbstisches altmodisches Ich sterben sollte, denn ich lebe in dem werdenden Geschlecht, in meinen Kindern.“

„Du hast Kinder! Es ist wahr“, sagte Henri, „ich vergaß es. Aber ist es nicht auch selbstisch, durch und für seine Kinder zu leben?“

„Doch, sicherlich, aber es ist unsere erste Regung des Altruismus, der Liebe zum Nächsten. Sieh einen jungen Mann an, wenn er Vater wird. Er putzt sich nicht wie früher, er hat Knie in den Hosen, sein Hut ist nicht mehr so blank. So läßt die Blüte ihre Blätter fallen, wenn sie befruchtet ist, denn dann ist der Putz nicht mehr vonnöten, der doch bei der Blüte ein Schutz

war, aber bei dem jungen Manne nur eine Leimstange, um Weibchen dran zu fangen."

„Dies sind Dinge, die ich nicht gekannt habe", sagte Henri. „Es muß doch etwas an dieser Kindschaft sein, etwas Veredelndes, Erhebendes, da alle Eltern immer ihre Kinder verziehen, wie unglücklich sie auch verheiratet sind."

„Deine Mutter hat das gekannt. Gestatte mir eine Indiskretion. Deine Mutter schrieb in ihrer Jugend?"

„Wie alle Mädchen!"

„Siehst du! Sie hatte den Samen, aber das Erdreich fehlte; ihr Samen ist in dir gewachsen! Sie hat ihr Leben in dir gelebt. Wie demütigend für das Individuum! Wie verletzend für unsere Eigenliebe! Pflück unser Werk auseinander. Nimm die Gedanken heraus und rechne nach, wie viele wir selbst gedacht haben. Der Wissenschaftler zitiert seine Quellen, der Journalist referiert über fremde, aber der Schriftsteller nimmt, nimmt egoistisch, was er bekommt; nimmt eine Anekdote, die ein anderer beim Glase erzählt hat, nimmt einen Zug aus dem Leben anderer, den andere erlebt haben, nimmt die Gedanken von den Philosophen, die Referate aus den Zeitungen, die Gefühle aus der Einbildung, und dann setzt er seinen kleinen Namen unter alles und wird groß, und — es geht! Der Dichter macht es wie die Boaschlange: er zieht seinen Schleim über die Beute, und so ist sie sein. Er spinnt hübsche Netze, aus sich selbst heißt es, doch niemand sah, wie viele Fliegen er zuerst ausgesogen hat."

„Kann das anders werden?"

„Ja, wenn alles anders wird! Es hat bereits angefangen. Sieh nur dich und mich an; wer kennt uns noch, wer liest uns noch, und wir waren doch Löwen. Sieh, wie der Kampf geht. Wenn Daudet einen Roman vom Grafen Mora schreibt, so erklärt Le Bartolo morgen, es gelte dem Herzog von Morny. Angenehm für Herrn Daudet, aber gerecht. Siehst du die Forderung der Zeit nach reiner Sprache, und den Kampf des Unglaubens gegen den Hokuspokus des Orthodoxen.

Wenn Daudet der höheren Magie müde geworden ist, dann ist die Zeit da."

„Aber dann ist die Poesie tot."

„Sie soll sterben, denn sie war Spiel oder Lüge. Dazu verurteilt, der Schmeichler des Publikums zu sein oder — zu sterben! Jetzt will sie nicht länger schmeicheln — jetzt stirbt sie. Und wir mit ihr. Aber sie wird auferstehen! Als das freie Spiel freier Menschen, wenn die Kämpfe vorüber sind. O, hier nahen Zeiten, Henri! O! Kämpfe! Aber große Kämpfe, wo das Geschlecht sein Leben hingeben wird, nicht kleine, wo man sich die Schwindsucht zuzog, um in die Akademie zu kommen. Wir werden das Neue nicht sehen, auch meine Kinder nicht, denn die werden durch die Wüste ziehen und neue Väter und neue Mütter werden lernen, sie werden vergessen lernen, sie werden neue frische Gedanken denken lernen, und dann in der Wüste zwischen bleichenden Gebeinen, gefallenen Pfeilern und Schutthaufen sterben; doch ihre Kinder werden vielleicht Kanaan sehen, wo Milch und Honig für alle fließen wird."

„Aber dann, in dieser Zeit des rohen Nutzens, ist es auch zu Ende mit dem Schönen."

„Im Gegenteil! Die Schönheit der Natur wird es stets geben und dann, mehr als jetzt, von allen genossen werden können. Die häßlichen oder einfältigen Abbildungen werden vielleicht als unnötig verschwinden, das ist wahrscheinlich. Und das Spiel mit den Worten, das wird bestimmt abgesetzt werden, nicht allein als überflüssig, sondern als unwürdig. Sieh nur den schneeigen Alpenrücken dort an, dessen Fuß in silberweiße Wolken eingehüllt ist. Kann der jemandem, der ähnliches nicht gesehen hat, so beschrieben werden, daß dieser Jemand auch ein lebendiges Bild davon bekommt? Nein! Das Höchste, wozu wir kommen können, ist: eine Erinnerung zu wecken bei dem, der ihn schon gesehen hat. Laß uns ein Gedicht auf ihn machen! Ich will ihn vergleichen, denn das Gedicht ist stets ein Gleichnis, ich vergleiche ihn mit, zum

Beispiel, einem Reliquienschrein aus frischgeschmolzenem Silber, der von einer Legion Engel getragen wird, die über die Erde dahinschweben."

„Dein Gleichnis ist richtig und hübsch, denn der Bergrücken der Dent du Midi sieht wirklich aus wie der gebrochene Deckel eines Heiligenschreines, und der Wolkenkranz um die Mitte des Berges könnte wirklich ein Cortège von Engeln sein. Was willst du damit sagen?"

„Nichts! Ich wollte nur etwas Hübsches sagen! Aber wie armselig, einen Felsen von zehntausend Fuß und mit Schnee bedeckt zu einem Werk von Menschenhand herabzuziehen. Und einen Wolkenschleier zu Engeln zu machen, Unwirklichkeiten, an die niemand glaubt! Es kitzelt die Einbildung, aber gibt keine klare Vorstellung; es wiegt die Begriffe in eine Betäubung, wo Wirklichkeit und Träume sich mischen; es ist also mit unserer Poesie wie mit dem Laster, das Rausch genannt wird."

„Gut! Aber wie, denkst du dir, wird der Mensch der Zukunft seine Poesie über die Alpen machen? So vielleicht: „Dent du Midi; Deine sekundäre Kalkschicht, mit Dolomit gemischt, ist heute mit Schnee bedeckt; denn es schneite heute Nacht drei Millimeter, und la Bise wehte mit einer Stärke von zehn Pfund; wenn der Schnee schmilzt, können wir den Mais säen und unsere Weinberge zum zweiten Mal umhacken." Meinst du so?"

„Nein, ich meine, die Menschen der Zukunft werden nicht mit Gedanken und Worten spielen, denn sie haben an anderes zu denken. Ich glaube, sie werden vor der Schönheit der Natur in stille Anschauung und niemals ermüdende Bewunderung versinken, denn sie werden das Vermögen dazu wiedergewinnen, das uns die Kunst beinahe geraubt hat!"

Das Gespräch wurde von dem Akkord eines vollstimmigen Orchesters unterbrochen, der zu den offenen Fenstern des Hotels herausdrang. Die beiden Kranken saßen einen Augenblick vor Bestürzung stumm da, denn

sie wußten nicht, von wo die Klänge kamen, oder konnten in der Eile nicht unterscheiden, welcher Art das Geräusch war; aber dann entwirrten die Töne sich, und nun brauste der Boccacciomarsch hervor, voll wiederzuerkennen. Henri hob den Kopf wie der Jagdhund, der des Jägers Pfeife hört; seine Augen glänzten, und mit einem Lächeln über das ganze Gesicht sagte er: Boccaccio! Was kann das für ein Fest sein?"

„Ich hörte vom Oberkellner", sagte Aristide, „das Weltpost- und -telegraphenbureau von Bern würde hier zu Mittag sein."

„Was ist das für ein Bureau?"

„Hm! Siehst du, wie wir geschlafen, wie wir unser Traumleben gelebt haben, während kluge Menschen für die Zukunft gearbeitet haben mit nützlichen Dingen! Wir lasen nie etwas anderes in den Zeitungen als Theater, Musik und Kunst. Für uns spielte das Leben bei Lampenschein mit Leimfarbenlandschaften, und wenn wir irgend einmal von dem Lärm draußen beunruhigt wurden, so wurden wir böse und fuhren gegen die Schreihälser los oder lächelten über sie. Und wir gingen da einher, groß, mit unseren Papierkronen auf dem Kopfe, und glaubten Könige im Reiche der Geister zu sein. Das Universum war Paris, und die Welt war das Theater."

Die Musik war verstummt, und man hörte abgerissene Worte einer Rede. „Das friedliche Zusammenarbeiten der Völker . . . das Unmöglichmachen des Krieges . . . die schnelle Ausbeute der Ideen."

Henri wurde ungeduldig: „Ich glaubte, man würde wenigstens hier oben mit dergleichen verschont werden."

„Nein, mein Freund, wir verdienen keine Schonung. Die nützliche Arbeit, die wir wie etwas Unreines gescheut haben, dringt jetzt weit; sie arbeitet in der Erde, aber sie erhebt uns über die Wolken; wir arbeiteten über den Wolken und kamen gleichwohl auf die Erde."

Ein Händeklatschen im Speisesaal beschloß jetzt den Toast des Redners.

„Hörst du, welche Zeiten! Postdirektoren nehmen uns den Applaus fort! Kennst du die Laute wieder? Ha! Als ich zum ersten Male in der Kulisse stand, und meine Verse ins Parterre gelispelt wurden, und ein schmetternder Laut als Antwort kam: da glaubte ich zuerst, es sei ein Regenschauer auf das Dach des Theaters gefallen, denn ich hatte nie den Laut von dieser Seite gehört. Doch als ich den Schauspieler sich verbeugen sah und das Geschmetter zunahm, da verstand ich. Berauschte es? Einen Augenblick! Dann dachte ich: O! es sind die Geschwister und Tanten. Und das war es auch, denn am Tage darauf bekam ich Kritik, Kritik, so . . . Später stand ich nie mehr in der Kulisse. Und jetzt komme ich wohl nicht mehr dahin."

Henri hatte sich zu Aristide hinüber geneigt, als wolle er sprechen. Schritte wurden auf dem Sande hinter ihnen hörbar, und Frau M. näherte sich, nachdem sie mit einem leichten Husten ihre Annäherung zu erkennen gegeben hatte.

„Verzeih, Aristide", sagte sie, „aber die Kinder sind gekommen, und wir erwarten dich."

„Wohin, wohin willst du gehen. Wirst du nicht hier bleiben?" fragte Henri mit einer Stimme, wie wenn er Antwort auf ein eingereichtes Stück begehrte.

„Höher hinauf", antwortete Aristide, „nach Les Bains de L'Alliaz."

„Warum kannst du denn nicht hier bleiben? Wolltest du nicht hier bleiben? War es nicht deine Absicht, hier zu verweilen? Wo wirst du im Sommer sein?"

„Im Sommer? Wo wirst du im Sommer sein?"

„Hm! Ich weiß nicht!" antwortete Henri und griff nach Aristides Hand.

„Ich weiß, daß wir nicht hier sein werden, Henri; denn, wenn der Schnee schmilzt, dann pflegt die Luft zu stark zu werden."

„Nun, treffen wir uns im Herbst? Wo wirst du im Herbst sein?“

„Wahrscheinlich wo wir im Sommer bleiben.“

„Ach, du mußt nicht so sprechen. Wir werden lange leben, mein Lieber. Ich atme so leicht, so leicht . . .“

„So, du fängst an, leicht zu atmen. Leb denn wohl, armer Henri.“

In diesem Augenblick hörte man mutwilliges Lachen und den Laut von kleinen Schnürstiefeln, die um die Wette liefen. Im nächsten Augenblick saß Aristide mit einem schwarzgelockten Knaben auf jedem Knie da. Henri fühlte sich verlegen und bis aufs äußerste gequält. Aristide wollte ihm helfen, doch er wußte nicht, was er sagen sollte. Schließlich sagte er zu den Jungen: „Begrüßt euren Oheim.“ Die Jungen sahen Henri an und grüßten kurz.

„Wollen wir jetzt reisen, Amelie?“ fragte Aristide.

„Ja, wenn du willst.“

„Reise noch nicht!“ bat Henri mit einem flehenden Blick auf das junge Weib.

„Wir können nicht Ihres Vergnügens wegen bleiben, mein Herr“, antwortete sie.

„Meines Vergnügens wegen?“ wiederholte Henri.

„Ja. Sie haben Ihre teueren Vergnügungen bezahlt, Sie, auf anderer Kosten, auf dieser Kinder und meine Kosten.“

„Still, still, meine Freundin, kein Gericht jetzt; au revoir, Henri, ohne Bitterkeit, ohne Gericht; wir waren alle beide gleich dumm, und dafür konnten wir nicht. Au revoir.“

„Wo?“ fragte Henri, wie wenn er sein Urteil erwartete.

„Wo? In Vevey, in Clarens, im Himmel, im schlimmsten Fall, wenn es einen gibt.“

„Du bist nicht bange vor dem Sterben, du“, sagte Henri, der unter keiner Bedingung das Gespräch lassen wollte.

„Nein, aber ich finde es tråkig, daß es gerade jetzt

geschehen soll. Ich weiß nicht, warum man vor dem Sterben furchtsamer sein soll als vor dem Geborenwerden. Das sind Dinge, bei denen man nichts machen kann. Leb wohl, nun muß ich fahren."

Henri sah aus, als hätte er ein Wort auf den Lippen, welches er nicht herausbekommen konnte. In dem Augenblick, wo Aristides Rollstuhl wandte, trat die Mutter auf Henri zu. Dieser hatte aus der Tasche einen Livre d'Heures mit schwarzen Decken und vergoldeten Bronzeknöpfen hervorgezogen, welchen er öffnete, und nun begannen seine Lippen sich heftig zu bewegen, doch ohne einen Laut hervorzubringen.

Der Laut von der Droschke erstarb bei der Krümmung des Weges an einer Schlucht. Als Henri von dem Buche aufsah, gingen seine Blicke über die Landschaft hinaus und verweilten wieder weit hinten im Hintergrund auf der Dent du Midi. Die Sonne hatte den Schnee hier und da geschmolzen, und die dunklen Strecken waren gegen den Schnee nahezu schwarz; jetzt glich er einem kolossalen Sargdeckel aus schwarzem Stoff, mit weißen Blumen besäet, immer von den glänzenden Wolken in der Luft getragen. Ob Henri Vergleiche anstellte, ist schwer zu entscheiden, aber der Berg schien ihn zu bedrücken, und er ergriff die Hand der Mutter, um sich festzuhalten.

„Ich bin nicht bange vor dem Himmel", sagte er, „aber diese schwarze Grube ist mir so zuwider, so demütigend: eingegraben zu werden wie eine gefallene Kreatur . . ."

„Oder", sagte die Mutter, „wie ein Schatz, welcher wieder aufgesucht werden wird . . ."

„Oder vergessen und niemals wiedergefunden werden . . ."

„Nicht eher als in einigen hundert Jahren . . . und dann in ein Museum kommen . . ."

„Wo es keine Museen mehr geben wird, wenn man Aristide glauben darf . . ."

„Glaube nicht deinem Feinde."

„Er ist mein Feind nicht länger. Wenn der Kampf zu Ende ist, gibt es keine Feinde mehr.“

Jetzt war Wagenlärm über ihren Köpfen zu hören. Zwischen den Fichten oben am Abhang schimmerte jetzt eine Droschke hervor. Henri sah hinauf und erkannte sie wieder. Mit Mühe bekam er sein Taschentuch heraus und winkte mit Anstrengung. Aber der Wagen setzte seine Fahrt fort, hinauf, hinauf. Henri versuchte sich zu erheben, um sich bemerkbar zu machen. Eine ungeheure Wolke schwebte wie ein Papierdrachen dort oben vor dem Kopfe des Pferdes, und im nächsten Augenblick mußte das Fuhrwerk mit den Reisenden verschwinden. Er sah es; öffnete den Mund zu einem Ruf, aber bekam keinen Laut hervor. Da sah man etwas Weißes sich im Wagen bewegen, und bald winkten vier Taschentücher, winkten wie fahrende Freunde, wenn das Schiff in See geht, und dann verschwand das Fuhrwerk im Gewölk.

GEWISSENSQUAL.

Es war vierzehn Tage nach Sedan, also Mitte September 1870. Der Kopist im preußischen geologischen Bureau, zur Zeit Leutnant der Reserve, Herr von Bleichroden, saß im Café du Cercle, dem vornehmsten Wirtshaus des kleinen Dorfes Marlotte, in Hemdärmeln vor dem Schreibtisch. Den Waffenrock mit dem steifen Kragen hatte er über eine Stuhllehne geworfen, und er hing nun da, schlaff und zusammengefallen wie eine Leiche, mit den leeren Ärmeln gleichsam krampfhaft die Stuhlbeine umfassend, um sich vor einem Vornüberfallen zu schützen. In der Taille sah man die Spur der Säbelkoppel, und der linke Schoß war von der Scheide ganz blank poliert. Der Rücken war bestäubt wie eine Landstraße; — der Herr Leutnant-Geolog konnte auch abends am Saume seiner abgenutzten Hosen die tertiären Ablagerungen des Terrains studieren, und wenn die Ordonnanz mit ihren schmutzigen Stiefeln ins Zimmer kam, sah er sofort an der Spur am Boden, ob sie durch Eocän- oder Pliocänformationen gegangen war.

Er war tatsächlich mehr Geologe als Militär, doch augenblicklich war er Briefschreiber. Er hatte die Brille auf die Stirn geschoben, saß, Feder in Ruhe, da und sah zum Fenster hinaus. Der Garten lag in all seiner Herbstpracht da; Äpfel- und Birnbäume senkten unter der Last der schönsten Früchte ihre Zweige bis auf den Boden; apfelsinenrote Kürbisse sonnten sich neben stachligen graugrünen Artischocken; feuerrote Tomaten

kletterten an ihren Stöcken dicht neben baumwollweißen Blumenkohlköpfen; Sonnenblumen, so groß wie Teller, wandten ihre gelben Scheiben nach Westen, wo die Sonne anfing zu Tal zu gehen; ganz kleine Wälder von Dahlien, weiß wie frischgestärkte Leinwand, purpurrot wie geronnenes Blut, schmutzigrot wie frisch geschlachtetes Fleisch, lachsrot wie das was man Geschlinge nennt, schwefelgelb, flachsfarben, scheckig, fleckig, sangen ein einziges großes Farbenkonzert. Und dann der mit Sand bestreute Gang, von zwei Reihen Riesenlevkojen bewacht; schwach fliederfarben, blendend eisblau, strohgelb, zogen sie die Perspektive bis dahin, wo die Weinfelder in ihrem Braungrün standen, ein kleiner Wald von Tyrsosstäben mit den halb unter dem Laube verborgenen geröteten Trauben. Und dahinter: die weißlichen, ungeernteten Halme der Getreidefelder mit den übervollen Ähren, die betrübt auf den Boden niederhingen, mit weit geöffneten Hülsen und Deckblättern, und bei jedem Windstoß der Erde ihr Darlehen wiedergaben, von den Säften gesprengt wie die Brust der Mutter, die ihr Kind nicht säugen darf. Und ganz im Hintergrunde die dunklen Eichenkronen und Buchengewölbe des Waldes von Fontainebleau, deren Konturen sich in die feinsten Auszackungen auflösten wie alte Brabanter Spitzen, und durch deren äußerste Maschen die wagerechten Strahlen der Abendsonne Goldfäden einschlugen. Noch besuchten einige Bienen die prachtvollen Honigbehälter draußen im Garten; ein Rotkehlchen zwitscherte im Apfelbaum; starke Düfte aber kamen dann und wann stoßweise von den Levkojen, wie wenn man auf einem Trottoir geht und die Tür zu einem Parfümladen geöffnet wird. Der Leutnant saß, die Feder Gewehr in Ruhe, da und war ersichtlich von dem prachtvollen Anblick entzückt. Welches schöne Land, dachte er, und seine Gedanken gingen fort zu dem Sandmeer seiner Heimat, das mit einigen elenden Zwergkiefern ausgebakt war, die ihre knotigen Arme zum Himmel emporstreckten, als bäten sie um Gnade, nicht im Sande ertrinken zu müssen.

Doch das herrliche Gemälde, das von der Fensterzarge wie von einem Rahmen eingefaßt wurde, wurde dann und wann mit der Regelmäßigkeit eines Pendels, von dem Gewehr der Schildwache beschattet, deren blankes, blitzendes Bajonett das Gemälde mitten durchschnitt und gerade unter einem Birnbaum Kehrt machte, der mit den schönsten zinnobergrünen und kadmiumgelben Napoleonbirnen behängt war. Der Leutnant dachte einen Augenblick, ihn zu bitten, einen anderen Paß zu wählen, aber er wagte es nicht. So wandte er, um den Blitzen des Bajonetts zu entgehen, seine Augen nach links auf den Hof hinaus. Dort stand das Küchengebäude mit seiner gelbgetünchten Wand, ohne Fenster, und mit einem alten knorrigen Weinstock, der gegen die Wand ausgespannt war wie ein skelettiertes Säugetier in einem Museum; es fehlten ihm sowohl Laub wie Trauben; er war tot und stand da wie ans Kreuz geschlagen, an dem niedergefaulten Spalier festgenagelt, seine langen, zähen Arme und Finger ausstreckend, als wollte er die Schildwache, jedesmal wenn sie in seiner Nähe kehrt machte, in eine einzige Spukumarmung ziehen.

Der Leutnant wandte sich von dem Anblick ab und ließ die Blicke auf den Schreibtisch niederfallen. Da lag der unvollendete Brief an seine junge Frau, die vor vier Monaten sein geworden war, zwei Monate, ehe der Krieg ausbrach. Neben dem Feldstecher und der französischen Generalstabskarte lag Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ und Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“. Plötzlich stand er vom Tische auf und ging einigemale durchs Zimmer. Es war der Versammlungs- und Speisesaal der nun geflüchteten Künstlerkolonie. Die Täfelung der Wände war in den Kassetten mit Ölgemälden geschmückt, den Erinnerungen an sonnige Stunden in dem schönen, gastfreien Lande, das so generös dem Fremden seine Kunstschulen und seine Ausstellungen auftat. Hier fanden sich tanzende Spanierinnen, römische Mönche, Küstenpartien von der Normandie und der Bretagne,

holländische Windmühlen, nordische Fischerdörfer und Schweizer Alpen. In einer Ecke hatte sich eine Nußbaumstaffelei verkrochen und schien sich vor einigen drohenden Bajonetten im Schatten verstecken zu wollen. Eine mit nur halb getrockneten Farben beschmierte Palette hing daran und sah aus wie eine ausgenommene Leber in einem Triperie-Fenster. Einige spanische feuerrote Milizmützen, die Uniformmütze der Maler, hingen mit Spuren von Schweiß und von Sonne und Regen halb gebleicht, am Kleiderständer. Der Leutnant fühlte sich geniert, wie wenn man in eine fremde Wohnung eingedrungen ist und erwartet, der Wirt werde kommen und einen überraschen. Er stellte deshalb bald seine Promenade ein und setzte sich an den Tisch, um an seinem Briefe zu schreiben. Er hatte die ersten Seiten fertig; sie waren voller herzlicher Ergüsse des Kummers, des Vermissens und der Besorgnisse, da er neulich Nachrichten bekommen hatte, die seine frohe Hoffnung, Vater zu werden, bestätigten. Er tauchte jetzt die Feder ein, mehr, um mit wem sprechen zu können, als um Nachrichten mitzuteilen oder Aufschlüsse zu begehren. Und so schrieb er:

„So zum Beispiel, wie ich mit meinen hundert Mann, nach einem Marsche von vierzehn Stunden ohne Essen oder Wasser, an einen Wald kam, wo wir auf einen zurückgelassenen Proviantwagen stießen. Weißt du, was da geschah? So ausgehungert, daß ihnen die Augen im Kopfe standen wie Bergkrystalle in Granit, löste sich die Truppe auf und warf sich wie Wölfe über das Essen, und da das kaum für fünfundzwanzig Mann reichte, gerieten sie ins Handgemenge. Auf meine Kommandoworte hörte niemand, und als der Sergeant mit dem Säbel auf sie losging, schlugen sie ihn mit den Gewehrkolben nieder! Sechzehn Mann blieben verwundet und halbtot auf dem Platze. Die, welche über das Essen kamen, aßen so maßlos, daß sie krank wurden und sich auf den Boden niederlegen mußten, wo sie sofort in Schlaf fielen. Das waren Landsleute gegen

Landsleute, das waren wilde Tiere, die sich ums Essen schlugen!

Oder wie wir eines Tages Ordre bekamen, in aller Eile Schutzwälle aufzuwerfen? Man hatte in der waldlosen Gegend nichts anderes zur Verfügung als die Weinreben und deren Stöcke. Es war ein aufregender Anblick, wie die Weinfelder in einer Stunde geplündert waren, wie die Stöcke mit Laub und Trauben ausgerissen wurden, um Faschinen davon zu binden, die ganz feucht waren von dem Safte der zerpreßten halbreifen Trauben. Man versicherte, es seien vierzigjährige Weinstöcke. Und wir zerstörten also die Arbeit von vierzig Jahren in einer Stunde! Und das, um, selbst geschützt, die niederzuschießen, welche die Faschinen angebaut hatten.

Oder wie wir in einem ungemähten Weizenacker tiraillieren sollten, wo das Korn wie Schneelohe um die Füße rieselte und die Halme sich niederlegten, um beim nächsten Regenschauer zu verfaulen? Glaubst du, liebe, geliebte Frau, daß man nach solchen Taten des Nachts ruhig schlafen kann? Und doch, was habe ich anderes getan als meine Pflicht? Und man wagt zu behaupten, das Gefühl erfüllter Pflichten sei das beste Kopfkissen!

Aber noch schlimmere Dinge stehen bevor! Du hast vielleicht davon sprechen hören, daß die französische Bevölkerung, um ihre Armee zu verstärken, sich in Massen erhoben und Freischaren gebildet hat, die unter dem Namen Franktireurs ihre Höfe und Felder zu schützen suchen! Die preußische Regierung hat sie nicht als Soldaten anerkennen wollen, sondern man hat gedroht, sie als Spione und Verräter niederschießen zu lassen, wo man sie antreffe! Auf Grund davon, sagt man, daß die Staaten Krieg führen und nicht die Individuen. Aber sind die Soldaten nicht Individuen? Und sind nicht diese Franktireurs Soldaten? Sie haben eine graue Uniform wie das Jägerregiment, und die Uniform macht doch den Soldaten! Aber sie sind nicht einregistriert, wendet man ein! Ja, sie sind nicht einregistriert, weil die Regierung weder Zeit gehabt hat,

sie einzuschreiben, noch die Verbindungen mit dem platten Lande so zugänglich sind, daß es geschehen könnte! Ich halte gerade drei solche hier im Billardsaal nebenan gefangen und erwarte jeden Augenblick Ordre vom Hauptquartier über ihr Schicksal."

Hier unterbrach er das Schreiben und klingelte nach der Ordonnanz. Diese, die ihren Posten im Schenkzimmer hatte, stand augenblicklich im Saale vor dem Leutnant.

„Wie steht es mit den Gefangenen?" fragte Herr von Bleichroden.

„Gut, Herr Leutnant, sie spielen aufs beste Guerre und sind gutes Muts!"

„Gib ihnen einige Flaschen Weißwein, aber von der schwächsten Sorte! . . . Nichts passiert?"

„Nichts passiert! Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Herr von Bleichroden fuhr im Schreiben fort.

„Welches eigentümliche Volk, dieses französische! Die drei Freischützen, die ich erwähnte, und die möglicherweise (ich sage möglicherweise, denn ich hoffe noch auf das beste!) in einigen Tagen zum Tode verurteilt werden, spielen eben jetzt Billard im Zimmer neben dem meinen, und ich höre den Stoß ihrer Queues gegen die Bälle! Welche lustige Weltverachtung. Doch es ist ja herrlich, so von hinnen gehen zu können! Oder vielmehr, das beweist, daß das Leben sehr wenig wert ist, wenn man so leicht davon scheiden kann. Ich meine, wenn man nicht so liebe Bande hat, wie ich sie habe, die einen ans Dasein binden. Du mißverstehst mich wohl nicht und glaubst, daß ich meine, ich sei gebunden . . . Ach, ich weiß nicht, was ich schreibe, denn ich habe viele Nächte nicht geschlafen, und mein Kopf ist so . . ."

Jetzt klopfte es an die Tür. Auf das „Herein" des Leutnants öffnete sich die Tür, und der Pastor des Dorfes trat ein. Es war ein fünfzigjähriger Mann mit einem freundlichen und traurigen, doch höchst entschlossenen Aussehen.

„Herr Leutnant", begann er, „ich komme, Sie um

die Erlaubnis zu bitten, mit den Gefangenen sprechen zu dürfen."

Der Leutnant stand auf und zog seinen Waffenrock an, indem er dem Pastor einen Platz im Sofa anbot. Aber als er den engen Rock zugeknöpft hatte und den steifen Kragen mit seiner Zange den Hals umfassen fühlte, war es, als seien die edleren Organe zusammengeschnürt worden, und als sei das Blut in seinen geheimen Wegen zum Herzen stehen geblieben. Die Hand auf dem Schopenhauer, gegen den Schreibtisch gelehnt, sagte er: „Zu Ihren Diensten, Herr Pastor, aber ich glaube nicht, daß die Gefangenen Ihnen viel Aufmerksamkeit schenken werden, denn sie sind mit einer Partie Guerre beschäftigt!"

„Ich glaube, Herr Leutnant", antwortete der Pastor, „mein Volk besser zu kennen als Sie! Eine Frage: Beabsichtigen Sie, diese Burschen erschießen zu lassen?"

„Natürlich!" antwortete Herr von Bleichroden, vollständig in seiner Rolle. „Die Staaten führen Krieg, Herr Pastor, nicht die Individuen!"

„Mit Verlaub, Herr Leutnant, Sie und Ihre Soldaten sind also nicht Individuen?"

„Mit Verlaub, Herr Pastor, nicht für den Augenblick!"

Er legte den Brief an seine Frau unter das Löschpapier und fuhr fort:

„Ich bin in diesem Augenblick nur ein Repräsentant der deutschen Bundesstaaten."

„Wahrlich, Herr Leutnant, Ihre liebenswürdige Kaiserin, die Gott ewig beschützen möge, war auch eine Repräsentantin der deutschen Bundesstaaten, als sie ihre Proklamation an die deutsche Frau ausfertigte, den Verwundeten beizustehen, und ich weiß von tausend französischen Individuen, die sie segnen, während die französische Nation Ihre Nation verflucht! Herr Leutnant, im Namen Jesu des Erlösers (hier stand der Pastor auf, faßte die Hände des Feindes und

fuhr mit tränenerstickter Stimme fort), können Sie nicht an sie appellieren . . .“

Der Leutnant war nahe daran, die Fassung zu verlieren, doch er erholte sich wieder und sagte:

„Bei uns haben die Frauen noch nicht ihre Hand in die Politik bekommen!“

„Das ist schade“, antwortete der Priester und richtete sich auf.

Der Leutnant schien zum Fenster hinaus gelauscht zu haben, so daß er auf die Antwort des Priesters nicht acht gab. Er wurde unruhig, und sein Gesicht war ganz bleich, denn der steife Kragen konnte das Blut nicht länger oben zurückhalten.

„Bitte, setzen Sie sich, Herr Pastor“, sagte er ins Blaue hinein. „Wenn Sie die Gefangenen zu sprechen wünschen, steht es Ihnen frei; doch bleiben Sie noch einen Augenblick sitzen! (Er lauschte wieder hinaus, und jetzt hörte man deutlichen Hufschlag, zwei und zwei, wie von einem Pferde in gestrecktem Trab.)“

„Nein, gehen Sie noch nicht, Herr Pastor“, sagte er mit dem Atem im Halse. Der Priester blieb stehen. Der Leutnant reckte sich, soweit er konnte, durchs Fenster hinaus. Das Pferdegetrappel kam immer näher, bis es in Schritt fiel, sich verlangsamte und aufhörte. Geklirr von einem Säbel und Sporen, Fußschritte, und Herr von Bleichroden hielt einen Brief in seiner Hand. Er riß ihn in der Falzung auf und las.

„Was ist die Uhr?“ fragte er sich selbst. „Sechs! Also in zwei Stunden, Herr Pastor, sollen die Gefangenen erschossen werden, ohne Urteil und Untersuchung!“

„Unmöglich, Herr Leutnant, man schickt Leute nicht so in die Ewigkeit!“

„Ewigkeit oder nicht, die Ordre lautet, es soll bis zur Vesper abgemacht sein, falls ich nicht mich selbst für einen ansehen will, der mit den Freischützen gemeinsame Sache gemacht. Und hier folgt ein scharfer Tadel, daß ich nicht bereits die Ordre vom 31. August ausgeführt habe. Herr Pastor, gehen Sie hinein und

sprechen Sie mit ihnen, und ersparen Sie mir die Unannehmlichkeit . . .“

„Sie sehen es für unangenehm an, ein rechtskräftiges Urteil mitzuteilen!“

„Aber ich bin doch wohl auch ein Mensch, Pastor! Glauben Sie nicht, daß ich ein Mensch bin?“

Er riß den Rock auf, um sich Luft zu machen, und begann, im Zimmer auf und ab zu wandern.

„Warum dürfen wir nicht immer Menschen sein? Warum sollen wir Doppelgänger sein! O! O! Herr Pastor, gehen Sie hinein, und sprechen Sie zu ihnen! Sind es verheiratete Leute? Haben sie Weib und Kind? Eltern vielleicht!“

„Sie sind alle drei unverheiratet“, antwortete der Pastor. „Doch diese Nacht wenigstens könnten Sie ihnen schenken!“

„Unmöglich! Die Ordre lautet: vor der Vesper, und beim Tagesgrauen sollen wir aufbrechen. Gehen Sie zu ihnen hinein, Herr Pastor! Gehen Sie zu ihnen hinein!“

„Ich will gehen! Aber denken Sie daran, Herr Leutnant, daß Sie nicht in Hemdärmeln ausgehen, wenn Sie ausgehen. Sie könnte dasselbe Geschick treffen wie jene, denn es ist ja der Rock, der den Soldaten macht!“

Und der Priester ging.

Herr von Bleichroden schrieb in sehr erregtem Zustand die letzten Zeilen unter seinen Brief. Darauf versiegelte er ihn und klingelte nach der Ordonnanz.

„Befördern Sie diesen Brief“, sagte er zu dem Eintretenden, „und schicken Sie den Sergeanten her.“

Der Sergeant kam.

„Drei mal drei macht neunundzwanzig, nein, drei mal sieben sind . . . Sergeant, nehmen Sie dreimal . . . nehmen Sie siebenundzwanzig Mann und füsilieren Sie die Gefangenen in einer Stunde. Hier ist die Ordre!“

„Sie erschießen?“ fragte der Sergeant zögernd.

„Füsilieren, ja! Wählen Sie die schlechtesten Leute aus, welche schon im Feuer gewesen sind. Sie ver-

stehen. Zum Beispiel Nr. 86 Besel, Nr. 19 Gewehr und in dem Stil! — Beordern Sie ferner für mich eine Abteilung von sechzehn Mann, gleich sofort. Die besten Kerle! Wir werden nach Fontainebleau zu rekognoszieren, und wenn wir wiederkommen, soll es getan sein. Haben Sie verstanden?"

„Sechzehn Mann für den Herrn Leutnant, siebenundzwanzig für die Gefangenen, Gott behüte den Herrn Leutnant!"

Und damit ging er.

Der Leutnant knöpfte seinen Rock sorgfältig zu, schnallte die Koppel um den Leib und steckte einen Revolver in die Tasche. Darauf zündete er eine Zigarre an, aber er konnte unmöglich rauchen, denn es fehlte ihm Luft in den Lungen. Er stäubte seinen Schreibtisch ab. Er nahm sein Taschentuch und wischte über die Papierschere, die Lackstange und die Streichholzschachtel. Er legte das Lineal und den Federhalter parallel, genau rechtwinklig mit dem Löschpapier. Darauf begann er die Möbel in Ordnung zu stellen. Als das getan war, nahm er Kamm und Bürste hervor und ordnete sein Haar vor dem Spiegel. Er nahm die Palette herunter und untersuchte die Farbenkleckse, er prüfte alle roten Mützen und versuchte, die Staffelei auf zwei Beinen zum Stehen zu bringen. Als das Geklirr der Gewehre von seiner Handtruppe auf dem Hofe zu hören war, gab es nicht einen Gegenstand im Zimmer, den er nicht in den Fingern gehabt hätte. Und dann ging er hinaus. Kommandierte links um, marsch! und zog zum Dorfe hinaus. Es war, wie wenn er vor einer feindlichen Übermacht liefe, und die Truppe konnte ihm nur schwer folgen. Als er aufs Feld hinauskam, ließ er die Leute in einer Reihe gehen, einen hinter dem anderen, damit sie nicht das Gras niedertraten. Er drehte sich nicht um, aber sein Hintermann konnte sehen, wie sich das Tuch am Rükken seines Rockes dann und wann im Krampf zusammenzog, wie wenn man schaudert oder einen Schlag von hinten erwartet. Am Waldrande wurde Halt kom-

mandiert. Er befahl der Mannschaft, sich still zu verhalten und auszuruhen, während er in den Wald hineinging.

Als er jetzt in die Einsamkeit gekommen war und genau nachgesehen hatte, daß ihn niemand sehen konnte, holte er tief Atem und wandte sich den dunklen Dickichten zu, durch die die schmalen Fußsteige nach Gorge-aux-Loups führen. Der Unterwald und die Büsche lagen bereits im Schatten, doch oben in den Wipfeln von Eichen und Buchen schien noch grell die Sonne. Es war ihm, als läge er auf dem dunklen Seegrunde und sähe durch das grüne Wasser das Tageslicht über sich, das er niemals mehr erreichen würde. Der große wunderschöne Wald, der früher seinen kranken Geist geheilt hatte, war heute Abend so unharmonisch, so abstoßend, so kalt! Das Leben lag so herzlos, so widersprechend, so voll von Doppelsinn vor ihm, und er fand, die Natur selbst sähe in ihrem unbewußten, unfreien Traumleben unglücklich aus. Hier wurde auch der gräßliche Kampf ums Dasein geführt, unblutig zwar, aber ebenso grausam wie draußen im wachen Leben. Er sah, wie die kleinen Eichen sich zu Büschen aufblähten, um die zarten Pflanzen der Buche zu töten, die nun niemals etwas anderes als Pflanzen werden würden; und von tausend Buchen war es bloß eine, die hinauf zum Licht kommen und dadurch ein Riese werden konnte, der seinerseits den anderen das Leben stehlen würde. Und die Eiche, die rücksichtslose, welche ihre knotigen rohen Arme ausstreckte, als wolle sie die ganze Sonne für sich behalten, sie hatte den unterirdischen Kampf erfunden. Sie sandte ihre langen Wurzeln nach allen Richtungen aus, unterminierte den Boden, fraß auch die geringsten Nahrungsteile der anderen fort, und wenn sie ihre Widersacher nicht zu Tode schatten konnte, hungerte sie sie zu Tode. Die Eiche hatte bereits den Fichtenwald gemordet, aber die Buche kam als Rächer, langsam aber sicher, denn ihre scharfen Säfte töten alles, wo sie zur Herrschaft kommt. Sie hatte die Vergiftungsmethode erfunden,

und die war unwiderstehlich, denn nicht ein Kraut konnte in ihrem Schatten wachsen, sondern der Boden war schwarz wie ein Grab um sie herum, und darum gehörte ihr die Zukunft.

Er wanderte und wanderte, vorwärts, vorwärts. Er schlug mit dem Säbel im Dickicht um sich, ohne daran zu denken, wie viele junge Eichenhoffnungen er zerschmetterte, wie viele geköpfte Krüppel er ins Leben rief. Er dachte kaum noch etwas, denn alle Wirksamkeiten seiner Seele waren wie in einem Mörser zu Mus gerührt. Gedanken versuchten sich zu kristallisieren, aber lösten sich auf und flossen fort; Erinnerungen, Hoffnungen, Groll, weiche Gefühle und ein einziger großer Haß gegen alles Verkehrte, das durch eine unentwirrte Naturmacht dahin gekommen war, die Welt zu regieren, schmolzen in seinem Gehirn zusammen, als hätte ein inneres Feuer schnell die Temperatur erhöht und alle festen Bestandteile gezwungen, fließende Form anzunehmen. Er zuckte hastig zusammen und blieb in einem gewaltigen Hieb stehen, denn von Marlotte kam ein Laut, der über die Felder rollte und sich in dem Hohlgang der Wolfsschlucht verdoppelte. Es war die Trommel! Zuerst ein langer Wirbel trrrrrrrrrrrrrrrrom! Und — dann Schlag auf Schlag, schwer, dumpf, eins und zwei, wie wenn man einen Sarg zunagelt und bange ist, das Trauerhaus zu stören. Trrrrom — trrrom! — Trom — trrom! Er zog die Uhr! Dreiviertel auf sieben! In einer Viertelstunde würde es geschehen! Er wollte heimgehen und es sehen! Nein, aber er war ja geflüchtet! Er wollte es um alles in der Welt nicht sehen! Und dann stieg er einen Baum hinauf.

Nun sah er das Dorf, das so hell, so freundlich mit seinen kleinen Gärten dalag, und den Kirchturm, der über die Dachfirsten emporstieg. Mehr sah er nicht. Er hielt die Uhr in der Hand und verfolgte den Sekundenzeiger. Pick, pick, pick, pick! Der rannte um das kleine Zifferblatt herum, so geschwind, so geschwind! Aber der lange Minutenzeiger, der machte

jedesmal, wenn der kleine eine Runde gemacht hatte, einen Ruck, und der stätige Stundenzeiger, der stand still, schien es ihm, doch der ging wohl auch.

Jetzt fehlten der Uhr fünf Minuten an sieben. Er griff fest, recht fest um den blanken schwarzen Buchenast. Die Uhr zitterte in seiner Hand, die Pulse klopften in den Ohren, und er fühlte eine brennende Hitze an den Haarwurzeln. — Krach! klang es, ganz wie wenn eine Planke bricht, und über einem schwarzen Schieferdach und einem weißen Apfelbaum stieg nun ein blauer Rauch über dem Dorfe auf, blauweiß wie eine Frühlingswolke, aber über die Wolke schoß ein Ring, zwei Ringe, viele Ringe hinauf in die Luft, als hätte man nach Tauben geschossen und nicht gegen eine Wand.

Alle waren nicht so schlecht, wie ich glaubte, dachte er bei sich, als er aus dem Baum hinabstieg, nunmehr etwas ruhiger, nachdem es geschehen war. Und jetzt fing die kleine Dorfglocke an zu läuten, Seelenruhe, Seelenfrieden für die Toten, die ihre Pflicht erfüllt hatten, aber nicht für alle Lebenden, welche die ihre erfüllt hatten! Die Sonne war untergegangen, und der Mond, der den ganzen Nachmittag blaßgelb am Himmel gestanden, fing nun an sich zu röten und an Lichtstärke zuzunehmen, als der Leutnant mit seiner Handtruppe auf Montcourt zumarschierte, immerfort von dem Läuten der kleinen Glocke verfolgt. Die Truppe kam auf die große Chaussee nach Nemours, und diese Straße mit ihren zwei Reihen Pappeln schien eigens für Märsche gemacht zu sein. Und dann wurde marschiert, bis die Finsternis dicht fiel und der Mond scharf glänzte. Im letzten Gliede hatte man bereits angefangen zu flüstern, und eine heimliche Beratung fand in den Gliedern statt, ob man nicht den Korporal ersuchen solle, dem Leutnant eine Art Andeutung davon zu machen, daß die Gegend unsicher sei, und daß man ins Quartier müsse, um beim Tagesgrauen aufbrechen zu können, als Herr von Bleichroden ganz unerwartet Halt! kommandierte. Man hatte auf einer Anhöhe Halt gemacht, von wo

man Marlotte sehen konnte. Der Leutnant stand ganz still da, wie ein Hühnerhund, der auf ein Volk Rebhühner stößt. Jetzt ging die Trommel wieder! Und dann schlug in Montcourt die Uhr neun, und dann schlug sie in Grèz, in Bourron, in Nemours, und dann fingen alle kleinen Glocken an, Vesper zu läuten, die eine schriller als die andere; aber durch sie alle hindurch drang die kleine in Marlotte. Die rief: Hilf — hilf! hilf — hilf! und Herr von Bleichroden konnte nicht helfen! Jetzt kam ein Dröhnen den Boden entlang wie aus dem Innern der Erde: Das war der Nachtschuß im Hauptquartier bei Chalons. Und durch die leichten Abendnebel, die sich gleich großer Fensterwatte über den kleinen Fluß Loin gelagert hatten, drang das Mondlicht und erleuchtete den Fluß, daß er einem Lavastrom glich, der in der Ferne aus dem gleich einem Vulkan aufsteigenden schwarzen Walde von Fontainebleau rann. Der Abend war drückend warm, aber die Leute waren alle weiß im Gesicht, so daß die Fledermäuse, die sie umschwärmten, dicht an ihren Ohren vorbeisausten, wie sie tun, wenn sie etwas Weißes sehen. Alle wußten, woran der Leutnant dachte, aber sie hatten ihn niemals so sonderbar gesehen, und sie fürchteten, daß nicht alles richtig stand mit diesem zwecklosen Rekognoszieren auf der großen Landstraße. Schließlich nahm sich der Korporal die Dreistigkeit, zu ihm vorzugehen und in der Form eines Rapportes ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Zapfenstreich bereits vorbei sei. Herr von Bleichroden nahm die Meldung demütig entgegen, wie man eine Ordre empfängt, und kommandierte zum Heimmarsch.

Als sie eine Stunde später die erste Straße von Marlotte betraten, nahm der Korporal wahr, daß das rechte Bein des Leutnants in der Kniekehle wie von Spath zusammengezogen wurde, und daß er auf einer Diagonale ging wie die Pferdefliege. Auf dem Markte wurde die Truppe ohne Gebet entlassen, und der Leutnant verschwand.

Er wollte nicht sofort zu sich hinein gehen. Etwas

zog ihn, wohin wußte er nicht! Er lief mit weit aufgerissenen Augen und aufgeblähten Nüstern umher wie ein Spürhund. Er musterte die Wände und witterte nach einem Geruch, den er wohl kannte. Nichts sah er, und keinen Menschen traf er. Er wollte sehen, wo „es“ geschehen war. Aber er fürchtete auch, es zu sehen. Schließlich wurde er müde und ging heim. Auf dem Hofe blieb er stehen und ging um das Küchengebäude herum. Da stieß er auf den Sergeanten und erschrak so, daß er sich an der Wand halten mußte. Der Sergeant war auch erschrocken, aber er erholte sich und begann:

„Suchte den Herrn Leutnant, um Rapport abzulegen.“

„Es ist gut, es ist gut! Alles wohl! Gehen Sie nach Hause, und legen Sie sich nieder!“ antwortete Herr von Bleichroden, als fürchte er, Details zu erhalten.

„Alles wohl, Herr Leutnant, doch es war . . .“

Es ist gut! Gehen Sie! Gehen Sie! Gehen Sie!“ Und er sprach so schnell, so ununterbrochen, daß es dem Sergeanten nicht möglich war, ein Wort dazwischen zu stecken, und jedesmal wenn er den Mund öffnete, wurde er mit einem Redestrom übergossen, daß er's schließlich überdrüssig wurde und seiner Wege ging.

Da atmete der Leutnant wieder auf, und es war ihm zu Mute wie einem Jungen, der einer Tracht Schläge entgangen ist.

Er war jetzt im Garten. Der Mond schien grell auf die gelbe Küchenwand, und der Weinstock reckte seine Skelettarme wie in langem, langem Gähnen. Doch, was war das? Vor zwei, drei Stunden war er tot gewesen, ohne Laub, bloß ein graues Gerippe, das sich in Konvulsionen wand, und jetzt, hingen da nicht die schönsten roten Trauben, und hatte nicht der Stock gegrünt? Er ging näher, um zu sehen, ob es derselbe Weinstock sei.

Als er an die Wand kam, trat er in etwas Klebriges hinein und nahm jenen dumpfen, ekligen Geruch wahr, den man im Fleischerladen verspürt. Und jetzt sah

er, daß es derselbe Weinstock war, ganz derselbe, aber der Bewurf der Wand war zerschossen und mit Blut bespritzt. Hier war es also! Hier war „es“ geschehen!

Er ging sofort weg. Als er in den Hausflur kam, strauchelte er an etwas Schlüpfrigem, das unter seinen Füßen saß. Er zog sich im Flur die Stiefel aus und warf sie auf den Hof. Darauf ging er in sein Zimmer, wo sein Abendbrot aufgetischt war. Er fühlte einen fürchterlichen Hunger, aber er konnte nicht essen. Er blieb stehen und sah stier auf den gedeckten Tisch. Da lag alles so nett aufgelegt; der Butterkloß war so fein, so weiß mit seinem kleinen eingedrückten Radieschen an der Spitze; das Tischtuch war weiß, und er sah, daß es mit Buchstaben gezeichnet war, die sich nicht am Anfang von seinem oder dem Namen seiner Frau fanden; der runde Ziegenkäse lag so nett auf seinem Weinlaub, als ob mehr als die Furcht vor Ausschreibung und Brandschatzung ihre Hand dabei gehabt hätte; das schöne, weiße Brot, das dem braunen Roggenbrot so unähnlich war, der rote Wein in der geschliffenen Karaffe, die schwach rosenroten Gigotschnitte: alles schien von freundlichen Händen geordnet zu sein. Doch er war zu blöde, das Essen anzurühren. Er faßte plötzlich nach der Glocke und klingelte. Augenblicklich trat die Wirtin ein und blieb an der Tür stehen, ohne ein Wort zu sagen. Sie sah auf seine Füße nieder und wartete auf einen Befehl. Der Leutnant wußte nicht, was er wollte, und erinnerte sich nicht, warum er geklingelt hatte. Doch er mußte sprechen.

„Sind Sie böse auf mich?“ stieß er hervor.

„Nein, mein Herr“, antwortete das demütige Weib. „Wünschen Sie etwas, mein Herr?“ Und sie sah wieder auf seine Füße.

Er guckte nieder, um nachzusehen, wonach sie sah, und er entdeckte denn, daß er in Strümpfen dastand, und daß der Boden ganz voll von Spuren war, roten Spuren mit dem Abdruck der Zehen, wo der Strumpf entzweigegangen war, denn so lange hatte er an dem Tage marschiert.

„Geben Sie mir Ihre Hand, gute Frau", sagte er und reichte ihr die seine.

„Nein", antwortete das Weib und sah ihm gerade in die Augen, und damit ging sie.

Herr von Bleichroden schien nach diesem Schimpf Mut zu fassen und nahm einen Stuhl, um sich zum Essen hinzusetzen. Er hob die Fleischschüssel, um sich zu servieren, aber als er den Fleischgeruch in die Nähe des Gesichtes bekam, wurde ihm übel; er stand auf, öffnete das Fenster und warf die ganze Schüssel auf den Hof. Er zitterte am ganzen Körper und fühlte sich krank! Sein Auge war so empfindlich, daß das Licht ihn plagte und alle starken Farben ihn reizten. Er warf jetzt die Weinflasche hinaus und nahm das rote Radieschen aus der Butter, die roten Malermützen, die Palette, alles, was rot war, mußte hinaus. Und darauf legte er sich aufs Bett. Seine Augen waren müde, aber sie konnten sich nicht schließen. So lag er eine Weile, bis er Stimmen im Schenksaal hörte. Er wollte nicht lauschen, doch seine Ohren mußten hören, und er hörte, daß es zwei Korporale waren, die Bier tranken. Und sie sprachen:

„Das waren steife Jungen, die beiden kurzgewachsenen, aber der Lange war schwach."

„Es ist nicht gesagt, daß er schwach war, weil er wie ein Wisch an der Mauer zusammenfiel, doch er bat, wir möchten ihn am Spalier aufhaken, weil er stehen wolle, sagte er."

„Aber die anderen, hol mich der Teufel, standen die nicht, die Arme über der Brust gekreuzt, als sollten sie photographiert werden!"

„Ja, doch als der Priester zu ihnen ans Billard kam und ihnen sagte, daß es kaput sei, da sollen sie alle drei mitten im Zimmer zusammengebrochen sein, so sagte der Sergeant wenigstens, aber schreien taten sie nicht, und nicht einen Laut um Gnade!"

„Ja, es waren Teufelskerle! Gesundheit!"

Herr von Bleichroden barg den Kopf in den Kissen und stopfte das Laken in die Ohren. Doch dann

stand er auf. Es war, als wenn ihn etwas zur Tür zöge und zöge, hinter welcher die Sprechenden saßen. Er wollte mehr hören, doch die Leute sprachen jetzt leise. Er schlich darum vor, und, den Rücken im rechten Winkel gespannt, legte er das Ohr ans Schlüsselloch und horchte.

„Aber sahst du unsere Leute an? Waren die nicht so grau im Gesicht wie die Asche hier in der Pfeife, und wie viele schossen in die Luft. Sprich nur nicht davon! Aber sie bekamen doch, was sie haben sollten! Und sie wogen schon einige Pfund mehr, wie sie gingen, als wie sie kamen! Es war, als habe man Krammetsvögel mit Kartätschen geschossen."

„Sahst du die roten Priesterjungen, die da standen und mit den Kaffeebrennern eine Oper sangen! Es war, wie wenn man ein Licht schnäuzt, als es knallte. Sie rollten in das Erbsenbeet wie Spatzen und schlugen mit den Flügeln und verdrehten die Augen! Und dann die alten Weiber, die kamen und die Stücke auflasen! O, o, o! Aber so geht es zu im Kriege! Gesundheit!"

Herr von Bleichroden hatte genug gehört, und das Blut hatte sein Gehirn so überfüllt, daß er nicht schlafen konnte. Er ging in das Schenkzimmer hinaus und bat die Leute, heimzugehen.

Darauf entkleidete er sich, tauchte den Kopf ins Waschbecken, nahm seinen Schopenhauer und legte sich nieder, um zu lesen. Und er las mit brennenden Pulsen: Geburt und Tod gehören auf gleiche Weise zum Leben und halten sich das Gleichgewicht als wechselseitige Bedingungen voneinander, oder als Pole der gesamten Lebenserscheinung. Die weiseste aller Mythologien, die indische, drückt dieses dadurch aus, daß sie gerade dem Gotte, welcher die Zerstörung, den Tod, symbolisiert, gerade dem Schiwa, zugleich mit dem Halsband von Totenköpfen, den Lingam zum Attribut gibt, dieses Symbol der Zeugung . . . Der Tod ist die schmerzhafte Auflösung des Knotens, der bei der Schöpfung in Wollust geknüpft wurde; er ist

die gewaltsame Zerstörung des Grundirrtums unseres Daseins, er ist die Befreiung von einem Wahn."

Er ließ das Buch fahren, denn er hörte wen schreien und in sein eigenes Bett schlagen! Wer war im Bette? Er sah einen Körper, dessen Unterleib von Krämpfen zusammengepreßt wurde und dessen Brustkorb wie die Dauben in einem Viertel gespannt stand, und er hörte eine wunderliche hohle Stimme unter dem Laken schreien. Das war ja sein eigener Körper! War er denn entzwei gegangen, da er sich selbst sah, sich selbst wie eine andere Person hörte? Das Schreien dauerte fort! Die Tür öffnete sich, und das demütige Weib trat ein, wahrscheinlich, nachdem sie geklopft hatte.

„Was befehlen der Herr Leutnant?" fragte sie mit brennenden Augen und einem eigenen Lächeln auf den Lippen.

„Ich?" antwortete der Kranke, „nichts! Aber er ist allerdings sehr elend und möchte einen Arzt haben!"

„Hier gibt's keinen Arzt, aber der Pastor pflegt uns zu helfen", antwortete das Weib, das nicht mehr lächelte.

„Dann schicken Sie nach dem Priester!" sagte der Leutnant. „Er liebt die Priester sonst nicht."

„Doch wenn er krank ist, liebt er sie!" sagte das Weib und verschwand.

Als der Priester hereinkam, trat er ans Bett und nahm das Handgelenk des Kranken.

„Was glauben Sie, ist es?" fragte der Kranke. Was glauben Sie, hat er?"

„Böses Gewissen!" war des Priesters kurze Antwort.

Da flog Herr von Bleichroden auf.

„Böses Gewissen, daß er seine Pflicht getan!"

„Ja", sagte der Priester und nahm ein feuchtes Handtuch, das er dem Kranken um den Kopf schlug. „Hören Sie mich an, wenn Sie noch können. Jetzt sind Sie verurteilt! Zu einem grausameren Lose als die — drei! Hören Sie mich genau an! Ich kenne das

Symptom! Sie stehen auf der Grenze des Wahnsinns. Sie müssen versuchen, diesen Gedanken zu Ende zu denken! Denken Sie ihn stark, und Sie werden fühlen, wie Ihr Gehirn sich gleichsam ordnet! Sehen Sie mich an und folgen Sie meinen Worten, wenn Sie können! Sie sind entzwei gegangen! Sie betrachten Ihren einen Teil als eine zweite oder dritte Person! Wie sind Sie dahin gekommen? Ja, sehen Sie, das ist die Gesellschaftslüge, die uns alle doppelt macht. Als Sie heute an Ihre Frau schrieben, da waren Sie ein Mensch, ein wahrer, einfacher, guter Mensch, aber als Sie mit mir sprachen, waren Sie ein anderer! Wie der Schauspieler seinen Menschen verliert und ein Konglomerat von Rollen wird, so wird auch der Gesellschaftsmensch mindestens zwei Personen. Wenn nun durch eine Erschütterung, eine Aufregung, ein Erdbeben des Geistes, die Seele birst, so liegen die beiden Naturen da, Seite an Seite, und betrachten einander. — Ich sehe ein Buch hier auf dem Boden, das ich auch kenne. Es war ein tiefsinniger Mann, vielleicht der tiefste von allen. Er durchschaute das Elend und die Nichtigkeit des Erdenlebens so, als ob er von unserem Herrn und Heiland gelernt hätte, doch er konnte deshalb nicht aufhören, ein Doppelgänger zu sein, denn das Leben, die Geburt, die Gewohnheit, die menschliche Schwäche zwang ihn zum Rückfall! Sie hören, Herr, daß ich auch andere Bücher als das Brevier gelesen habe! Und ich spreche als Arzt, nicht als Priester, denn wir beide — folgen Sie mir jetzt genau! — wir verstehen uns! Glauben Sie, ich fühlte nicht den Fluch des Doppellebens, das ich führe! Ich hege keinen Zweifel an den heiligen Dingen, denn sie sind mir in Fleisch und Blut übergegangen. Herr, aber ich weiß, daß ich nicht im Namen Gottes spreche, wenn ich spreche! Die Lüge, sehen Sie, die bekommen wir im Mutterleibe, aus der Mutterbrust, und wer unter den gegenwärtigen Verhältnissen die lautere Wahrheit sagen wollte . . . ja, ja. — Können Sie mir folgen?“

Der Kranke lauschte gierig, und seine Augenlider hatten sich während der ganzen Ausführung des Priesters nicht ein einzigesmal gesenkt.

„Und nun zu Ihnen", fuhr der Priester fort. „Es gibt einen kleinen Verräter mit einer Fackel in der Hand, einen Engel, der mit einem Korb Rosen herumgeht und die Abfallhaufen des Lebens bestreut; das ist ein Engel der Lüge und heißt das Schöne! Die Heiden haben ihn in Griechenland verehrt, die Fürsten ihm gehuldigt, denn er hatte dem Volke das Gesicht geblendet, daß sie nicht die Dinge sahen, wie sie sind. Er geht durch das ganze Leben hindurch und verfälscht, verfälscht! Warum, ihr Krieger, warum kleidet ihr euch in feine Trachten mit Gold und leuchtenden Farben? Warum arbeitet ihr immer unter Musik und fliegenden Fahnen? Nicht darum, um das zu verbergen, was hinter eurem Gewerbe liegt? Wenn ihr die Wahrheit liebtet, würdet ihr in weißen Blusen gehen wie Schlächter, daß die Blutflecken recht zu sehen wären; würdet ihr mit Messer und Markpfriem gehen wie ein Stückmeister im Schlächterladen, mit Beilen, die von Blut triefen und von Talg klebrig sind! Statt der Musikchöre würdet ihr eine Schar heulender Menschen vor euch herjagen, Menschen, die der Anblick des Schlachtfeldes wahnsinnig gemacht hat; statt der Fahnen würdet ihr Leichentücher tragen und im Trosse Särge führen."

Der Kranke, der sich jetzt in Konvulsionen wand, faltete die Hände zum Gebet und kaute an den Nägeln rund herum. Der Priester hatte ein fürchterliches Aussehen bekommen, hart, unbeweglich, haßerfüllt, und er fuhr fort:

„Du bist von Natur ein guter Kerl, und nicht deinen guten Menschen will ich strafen, nein, ich strafe dich als Repräsentanten, wie du dich genannt hast, und deine Strafe soll anderen eine Warnung werden! Willst du die drei Leichen sehen? Willst du sie sehen?"

„Nein, in Jesu Namen!" schrie der Kranke, dessen

Hemd von Angstschweiß feucht war und an seinem Schulterblatt klebte.

„Deine Feigheit beweist, daß du ein Mensch bist und feig wie ein solcher.“

Wie von einer Peitschenschmitze getroffen fuhr der Kranke auf; sein Gesicht wurde ruhig, seine Brust legte sich, und mit einer kalten Stimme, als sei er ganz gesund geworden, sagte er: „Geh hinaus, Teufelspriester, sonst verführst du mich zu Dummheiten!“

„Doch ich komme nicht wieder, wenn du nach mir rufst“, sagte der. „Denke daran! Denke daran, wenn du nicht schlafen kannst, daß es nicht meine Schuld ist, vielleicht eher der, die dort drinnen im Billardsaal liegen! Auf dem Billard, du!“

Und jetzt schlug er die Tür zum Billardsaal auf, und in das Krankenzimmer stürzte ein fürchterlicher Geruch von Karbolsäure!

„Rieche, rieche, du! Das ist anders als Pulverdampf riechen; das ist anders als nach Hause telegraphieren eine solche Tat: ‚Große Niederlage, drei Tote und ein Wahnsinniger, Gott sei gedankt!‘ Das ist anders als Verse darüber zu schreiben und Blumen auf die Straße zu werfen und in der Kirche zu weinen! Das ist kein Sieg. Das ist Schlachten, du, das ist Schlachten, Schlächter!“

Herr von Bleichroden war aus dem Bett gestürzt und hatte sich zum Fenster hinausgeworfen. Auf dem Hof wurde er von einigen seiner Leute ergriffen, die er in die linke Seite beißen wollte. Darauf wurde er gebunden und nach der Ambulanz des Hauptquartiers gebracht, um von dort, als von voll ausgebildetem Wahnsinn befallen, in ein Hospital überführt zu werden.

Es war eine sonnige Morgenstunde Ende Februar 1871. Die steile Martherayhöhe in Lausanne wanderte, Schritt für Schritt, ein junges Weib am Arm eines Mannes mittleren Alters hinauf. Sie war in einem Zu-

stande weit vorgeschrittener Schwangerschaft und hing am Arm ihres Begleiters. Ihr Gesicht war das eines Mädchens, doch es war leichenblaß vor Kummer, und sie war schwarz gekleidet. Der Mann an ihrer Seite war nicht schwarz gekleidet, woraus Vorübergehende schlossen, es sei nicht ihr Mann. Er schien tief bekümmert, beugte sich dann und wann zu dem kleinen Weibe nieder und sagte ein und das andere Wort; darauf fiel er in seine eigenen Gedanken zurück. Als sie zu dem Platze beim alten Zollhause vor dem Wirtshaus A l'ours hinauf kamen, blieben sie stehen:

„Noch eine Höhe?“ fragte sie.

„Ja, liebe Schwester“, antwortete er. „Laß uns einen Augenblick uns setzen.“

Und sie setzten sich auf eine Bank vorm Wirtshaus. Ihr Herz klopfte langsam, und ihre Brust atmete träge, als wenn die Luft nicht reichte.

„Es ist schade um dich, armer Bruder“, sagte sie; „ich sehe, daß du dich nach den Deinen sehnst!“

„Um alles in der Welt, Schwester, sprich nicht davon“, antwortete er. „Wohl ist mein Herz zuweilen fern, und wohl bedürfte man meiner daheim bei der Saat, aber du bist ja meine Schwester, und sein eigen Fleisch und Blut kann man doch nicht verleugnen.“

„Wir werden nun sehen“, nahm Frau von Bleichroden wieder auf, „ob diese Luft und diese neue Behandlungsart etwas zu seiner Besserung werden tun können. Was glaubst du?“

„Ganz sicher“, antwortete der Bruder, aber er wandte sich fort, um nicht sein zweifelndes Gesicht zu zeigen.

„Welchen Winter habe ich in Frankfurt durchlebt. Daß das Schicksal solche Grausamkeiten erfinden kann! Ich glaube, ich hätte leichter den Tod ertragen als dieses Lebendigbegrabensein.“

„Die Hoffnung lebt aber immer“, sagte der Bruder mit einem hoffnungslosen Ton. — Und dann gingen seine Gedanken fort zu seinen Kindern und seinen Äckern. Doch gleich darauf wurde er wie beschämt

über seine Selbstsucht, nicht so erfüllt von dieser Sorge sein zu können, die eigentlich nicht seine war und die er ganz ohne Verschulden bekommen hätte, und er wurde auf sich böse.

Da hörte man einen gellen langgezogenen Schrei von der Höhe her, gleich dem Pfeifen einer Lokomotive, und dann noch einen.

„Geht der Zug hier so hoch in die Berge hinauf", fragte Frau von Bleichroden.

„Ja, das muß er wohl", sagte der Bruder und lauschte mit aufgerissenen Augen.

Noch einmal wurde geschrieen! Aber jetzt klang es, wie wenn jemand ertrinkt.

„Laß uns wieder nach Hause gehen", sagte Herr Schantz, der ganz bleich geworden war. „Du vermagst heute nicht, diese Höhe zu steigen, und morgen werden wir vernünftiger sein und eine Droschke nehmen."

Aber die Frau wollte gehen, unbedingt. Und so gingen sie die lange Höhe bis zum Hospital hinauf. Es war eine Kalvarienwanderung. In den grünen Hagedornhecken an der Seite des Weges trippelten schwarze Drosseln mit gelben Schnäbeln; auf den mit Epheu bekleideten Mauern liefen graue Eidechsen um die Wette und verschwanden in den Sprüngen; es war voller Frühling, denn es war kein Winter gewesen; und am Wegrande blühte Primula und Helleborus. Aber das fesselte nicht die Aufmerksamkeit der Golgathawanderer. Als sie die Höhe halb hinauf gekommen waren, erneuerten sich die geheimnisvollen Schreie. Wie von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, wandte sich Frau von Bleichroden zum Bruder, sah ihm in die Augen mit ihren halbgebrochenen, um ihren Verdacht bestätigt zu sehen, und dann sank sie, ohne einen Schrei ausstoßen zu können, auf dem Wege nieder, dessen gelber Staub sie mit einer Wolke umwirbelte. Und da blieb sie liegen.

Ehe der Bruder sich erholen konnte, war ein gefälliger Spaziergänger bereits nach einem Wagen gelaufen, und als das junge Weib in den Wagen getragen

wurde, hatte bereits ihre Arbeit für das kommende Geschlecht begonnen, und nun hörte man zwei Schreie, die Rufe zweier Menschen aus den tiefsten Tälern des Jammers; und Herr Schantz, der seinen Hut verloren hatte, stand auf dem Fußstege da und sah zu dem blauen Frühlingshimmel hinauf und dachte bei sich: Wenn es nur dort oben gehört werden könnte, aber es ist sicherlich zu hoch!

Oben im Hospital war Herr von Bleichroden in ein Zimmer mit voller freier Aussicht nach Süden einlogiert worden. Die Wände waren gepolstert und in einem schwachen blauen Farbenton gemalt, durch welchen man leichte Konturen von Landschaften sehen konnte. Die Decke war als ein Spalier mit Weinlaub gemalt. Der Boden war mit einem Teppich belegt, und unter dem Teppich lag eine Schicht Stroh. Die Möbel waren mit Roßhaar und Gewebe überkleidet, so daß Ecken oder Kanten des Holzes nicht zu sehen waren.

Wo die Tür sich befand, konnte man von innen nicht entdecken, und dadurch wurden alle Gedanken des Kranken an Ausgang und das Gefühl der Einsperrung, das bei einem aufgeregten Gemütszustand das gefährlichste ist, fern gehalten. Die Fenster waren allerdings mit Gittern versehen, aber diese waren hübsch in Form von Lilien und Laubwerk gearbeitet und so bemalt, daß sie nicht als Gitter erkannt wurden.

Herrn von Bleichrodens Wahnsinn hatte die Form von Gewissensqual angenommen. Er hatte einen Winzer unter geheimnisvollen Umständen ermordet, die er nicht über sich gewinnen konnte, zu bekennen, aus dem einfachen Grunde, weil er sich ihrer nicht erinnerte. Jetzt saß er im Gefängnis und erwartete die Exekution des Urteils, denn er war zum Tode verurteilt. Doch er hatte lichte Zwischenstunden. Dann stellte er große Bogen Papier an den Wänden des Zimmers auf und schrieb sie mit Syllogismen voll. Dann erinnerte er sich, daß er Franktireurs hatte erschießen lassen; aber daß er verheiratet war, erinnerte er sich nicht; und er nahm den Besuch seiner Gattin wie den eines Schülers

entgegen, welchem er Lektionen in der Logik gab. Er hatte als Prämissen aufgestellt: Franktireurs seien Verräter, und die Ordre laute: erschieße sie! Eines Tages hatte seine Frau, die genötigt war, bei allem mitzuhalten, die Unvorsichtigkeit, seinen Glauben an die Prämisse, daß alle Franktireurs Verräter seien, zu erschüttern, und da riß er alle Konklusionen von der Wand herunter und sagte, er würde zwanzig Jahre anwenden, um die Prämisse zu beweisen, denn die Prämisse müsse zuerst bewiesen sein. Zwischendurch hatte er große Projekte für das Wohl der Menschheit. Worauf geht all unser Streben hier auf Erden hinaus? fragte er. Weshalb regiert der König, predigt der Priester, dichtet der Dichter, malt der Maler? Doch, um dem Körper Stickstoff zu verschaffen. Stickstoff sei das teuerste von allen Nahrungsmitteln, darum sei Fleisch am teuersten. Stickstoff sei die Intelligenz, denn die Reichen, die Fleisch äßen, seien intelligenter als die anderen, die mehr Kohlehydrate äßen. Jetzt fing es auf der Erde an, böse um den Stickstoff zu stehen, und daher entständen Kriege, Arbeiterstreiks, Zeitungen, Pietisten und Staatsstreiche. Man müsse eine neue Grube mit Stickstoff entdecken. Herr von Bleichroden hatte sie entdeckt, und nun würden alle Menschen gleich werden; Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit würden kommen und eine Wirklichkeit auf Erden werden. Diese unerschöpfliche Grube hieß: die Luft. Die enthielt 79 Volumenprozente Stickstoff, und man mußte auf irgend eine Weise die Lungen dahin bringen, ihn direkt aufzunehmen und zur Nahrung des Körpers zu verarbeiten, ohne daß er sich erst in Gras, Getreide und Gemüse zu verdichten brauchte, um dann vom Tier in Fleisch verwandelt zu werden! Das war das Problem der Zukunft und das des Herrn von Bleichroden, und mit dessen Lösung würden der Ackerbau und die Viehzucht überflüssig werden, und das goldene Zeitalter wieder eintreten auf Erden. Dazwischen verfiel er wieder in seine Träume von dem begangenen Mord, und dann war er tief unglücklich.

Denselben Februarmorgen, als Frau von Bleich-

roden auf dem Wege zum Hospital gewesen war und wieder nach Hause hatte umkehren müssen, saß ihr Mann in seinem neuen Zimmer oben in der Anstalt und sah zum Fenster hinaus. Zuerst hatte er das Weinlaub der Decke und die Landschaft der Wände angesehen, darauf hatte er sich in einen bequemen Stuhl ans Licht gesetzt, so daß er die Aussicht frei vor sich hatte. Er war heute ruhig, denn er hatte den Abend vorher ein kaltes Bad genommen und die Nacht gut geschlafen. Er wußte, daß es Februar war, aber er wußte nicht, wo er sich befand. Kein Schnee draußen, das war sein erster Gedanke, und das setzte ihn in Erstaunen, denn er war niemals in südlicheren Ländern gewesen. Draußen vor dem Fenster standen grüne Büsche. Laurier teint ganz mit weißen Blütenknospen übersäet; laurier cerise mit seinen glänzenden lichtgrünen Blättern, die den ganzen Winter grün sind; Buxbaum; eine Ulme, ganz mit Epheu umhüllt, der jeden Zweig verbarg und dem Baume das Aussehen gab, als stände er in vollem Laubschmuck; auf dem Rasen, der mit Primula elatior wie von einer vergossenen Schwefelblüte besäet war, ging ein Mann und mähte das Gras mit einer Sense, während ein kleines Mädchen harkte. Er nahm noch einmal den Kalender und las: Februar. Man harkt im Februar. Wo bin ich? — Darauf gingen seine Blicke über den Garten hinaus, und er sah ein tiefes Tal sich sacht senken, aber grün wie eine Sommerwiese; und kleine Dörfer und Kirchen lagen hier und dort; und große Hängeweiden standen ganz lichtgrün da. Im Februar, dachte er wieder. Und wo die Wiesen aufhörten, lag ein See; ganz ruhig, hellblau wie Luft, und auf der anderen Seite des Sees lag ein blauendes Land; über dem blauenden Lande erhob sich eine Bergkette; aber über der Bergkette lag etwas anderes, das Wolken glich; die waren so fein im Farbenton wie frischgewaschene Wolle, aber sie hatten Spitzen; und über ihnen lagen kleine leichte Schatten, die zuweilen in die spitzen Wolken übergingen. Er wußte nicht, wo er war, aber es war so schön, daß es nicht auf der

Erde sein konnte. War er tot, und war er in eine andere Welt gekommen? In Europa war er nicht! Vielleicht war er tot! Er versank in stille Träume und versuchte, sich in seine neue Lage hineinzudenken.

Aber dann sah er wieder auf, und nun sah er das ganze sonnige Gemälde von dem Fenstergitter eingefaßt und gekreuzt, und die geschmiedeten Eisenlilien und das Laubwerk zeichneten sich ab, als schwebten sie in der Luft. Er war zuerst erschrocken, aber dann beruhigte er sich; er betrachtete das Gemälde noch einmal, besonders die spitzen rosenroten Wolken. Und dann fühlte er eine unerhörte Freude und ein erfrischendes Gefühl im Kopfe; ihm war, als ob die Windungen des Gehirns, nachdem sie wirr zusammengedreht dagelegen hatten, anfingen sich zu ordnen und sich wieder zurecht zu legen. Und er wurde so froh, daß seine Brust zu singen begann, wie er glaubte, aber er hatte niemals in seinem Leben gesungen, und darum wurden es Schreie, Jubelschreie, und die waren es, die durchs Fenster drangen und nahe daran waren, seine Frau vor Kummer zur Verzweiflung zu bringen. Als der Singende so eine Stunde gesessen hatte, hatte er sich an ein altes Gemälde in einer Kegelbahn in der Umgegend von Berlin erinnert, das eine Schweizer Landschaft darstellen sollte, und nun wußte er, daß er in der Schweiz war, und daß die spitzen Wolken die Alpen waren.

Als der Arzt seine zweite Runde machte, fand er Herrn von Bleichroden in einem Stuhl vorm Fenster ruhig dasitzen und vor sich hin summen, und es war nicht möglich, ihn von dem schönen Bilde loszureißen. Aber er war ganz klar und wußte seine Lage vollkommen.

„Herr Doktor", sagte er und wies auf das Eisengitter, „warum wollen Sie ein so schönes Gemälde brandmarken, fleur-de-lisiren? Wollen Sie mich nicht ins Freie gehen lassen? Ich glaube, es würde mir gut tun, und ich verspreche, nicht auszureißen!"

Der Arzt faßte seine Hand, um heimlich mit dem

Zeigefinger den Puls an der Daumenwurzel zu untersuchen.

„Der Puls ist nur siebzig, lieber Doktor", sagte der Patient lächelnd, „und ich habe heute Nacht ruhig geschlafen. Sie haben nichts zu befürchten."

„Es freut mich", sagte der Arzt, „daß die Kur wirklich etwas über Sie vermocht hat. Sie haben Freiheit auszugehen."

„Wissen Sie, Doktor", sagte der Kranke mit lebhafter Bewegung, „wissen Sie, mir ist, als sei ich tot gewesen und sei wieder auf einem anderen Planeten zum Leben auferstanden, so schön ist es hier! Niemals habe ich mir träumen lassen, daß die Erde so herrlich sei!"

„Doch mein Herr, die Erde ist noch schön, wo die Kultur sie nicht zerstört hat, und hier ist die Natur so stark, daß sie den Versuchen der Menschen widerstanden hat. Glauben Sie, Ihr Land sei immer so häßlich gewesen wie es jetzt ist? Nein, da wo jetzt öde Sandebenen sind, die nicht eine Ziege ernähren können, da rauschten vordem herrliche Wälder von Eichen, Buchen und Föhren, in deren Schatten das Wild weidete, und wo fette Herden von dem besten Schlachtvieh des Nordländers sich mit Eicheln mästeten.

„Sie sind Rousseauist, Herr Doktor", fiel der Patient ein.

„Rousseau war Genfer, Herr Leutnant! Dort am Seeufer, in jener tiefen Bucht, die Sie gerade über dem Wipfel der Ulme sehen können, dort, dort wurde er geboren, dort litt er, dort wurden sein Emile und Contrat social, die Evangelien der Natur, verbrannt, und dort, zur Linken, am Fuße der Walliser Alpen, wo das kleine Clarens liegt, dort schrieb er das Buch der Liebe, La nouvelle Heloise. Es ist nämlich der Genfer See, den Sie hier unten sehen!"

„Der Genfer See!" wiederholte Herr von Bleichroden.

„In diesem stillen Tal", fuhr der Arzt fort, „wo friedliche Menschen wohnen, haben alle verwundeten

Geister Heilung gesucht! Sehen Sie dort rechts, gerade über der kleinen Landzunge mit dem Turm und den Pappeln; dort liegt Ferney. Dahin flüchtete Voltaire, als er in Paris ausgegrinst hatte, und dort bebaute er die Erde und baute dem höchsten Wesen ein heiliges Haus. Dort liegt, weiter hierhin, Coppet. Dort wohnte Madame de Staël, der schlimmste Feind des Volksverräters Napoleon, sie, die die Franzosen, ihre Landsleute, zu lehren wagte, die deutsche Nation sei nicht Frankreichs barbarischer Feind, denn, Herr, die Nationen hassen sich nicht! Hierhin, sehen Sie jetzt nach links, hierhin an diesen ruhigen Binnensee flüchtete der zerrissene Byron, der gleich einem gebundenen Titan sich aus dem Garn losgerissen hatte, in welches die Zeit des Rückschritts seine starke Seele hatte fangen wollen, und hier unten schrieb er sich seinen Tyrannenhaß in dem „Gefangenen auf Chillon" von der Seele. Dort, unter dem hohen Mont Grammont, vor dem kleinen Fischerdorf St. Gingolphe, war er eines Tages nahe daran, zu ertrinken, doch sein Leben war noch nicht vollendet. Hierher sind sie alle geflohen, die nicht die Luft der Verwesung leiden konnten, die wie eine Cholera über Europa stand nach dem Attentat der heiligen Allianz gegen die neuerworbenen Rechte der Revolution, das heißt des Menschen. Hier unten, tausend Fuß unter Ihren Füßen, dichtete Mendelssohn seine schwermütigen Lieder, hier schrieb Gounod seinen Faust! Können Sie nicht sehen, woher er seine Eingebungen zur Walpurgisnacht bekommen hat? Dort in den Abgründen der Savoyer Alpen! Hier donnerte Viktor Hugo seine rasenden Strafgesänge über den Dezemberverräter! Und hier, wunderlicher Scherz des Schicksals, hier unten in dem kleinen, stillen, bescheidenen Vevey, wohin niemals der Nordwind kommen kann, hier suchte Ihr eigener Kaiser die Schreckensbilder von Sadova und Königgrätz zu vergessen. Dort verbarg sich der Russe Gortschakoff, als er den Boden unter seinen Füßen wanken fühlte; hier badete John Russell alle politische Unreinlichkeit ab und atmete reine, un-

verfälschte Luft; hier suchte Thiers seine, durch kreuzende politische Stürme oft verwirrten, sich widersprechenden, aber, wie ich glaube, ehrlichen Gedanken zu ordnen, und möge er jetzt, wo er die Geschicke seines Volkes tragen soll, sich der unschuldigen Stunden erinnern, in denen sein Geist in Ruhe mit sich selbst Zwiesprach halten konnte, hier vor der milden, aber ernsten Majestät der Natur! Und dort hinten, in Genf, Herr Leutnant! Dort wohnt kein König mit seinem Hof, aber dort wurde ein Gedanke geboren, der ebenso groß ist wie das Christentum, und dessen Apostel die tragen auch ein Kreuz, ein rotes Kreuz auf ihren weißen Fahnen! Und als das Mausergewehr auf den französischen Adler zielte, und das Chassepot auf den deutschen Adler, da wurde das rote Kreuz heilig gehalten, heilig von denen, die sich sonst vor dem schwarzen Kreuz nicht beugten, und in diesem Zeichen, glaube ich, wird die Zukunft siegen."

Der Patient, der die ungewöhnliche Rede ruhig angehört hatte, die so gefühlvoll, um nicht zu sagen sentimental war, als käme sie von einem Geistlichen und nicht von einem Arzte, fühlte sich geniert.

„Sie schwärmen, Herr Doktor", sagte er.

„Das werden Sie auch tun, wenn Sie hier drei Monate lang gewohnt haben", antwortete der Arzt.

„Sie glauben also an die Kur?" fragte der Patient, etwas weniger skeptisch als vorher.

„Ich glaube an die unendliche Kraft der Natur, die Kulturkrankheit heilen zu können!" antwortete er. „Fühlen Sie sich stark genug, eine gute Nachricht entgegenzunehmen?" fuhr er fort und betrachtete den Kranken genau.

„Vollkommen, Herr Doktor!"

„Nun denn, der Friede ist geschlossen!"

„Gott . . . welches Glück!" brach der Patient aus.

„Ja, allerdings", sagte der Arzt, „doch fragen Sie nicht mehr, denn Sie dürfen heute nicht mehr erfahren! Kommen Sie jetzt hinaus, aber auf eins müssen Sie gefaßt sein! Ihr Gesunden wird nicht so direkt

vor sich gehen, wie Sie glauben! Sie können Rückfälle bekommen! Die Erinnerung, sehen Sie, ist unser schlimmster Feind und ... doch folgen Sie mir jetzt."

Der Arzt nahm den Arm des Kranken und führte ihn in den Garten hinaus. Keine Gitter und keine Mauern versperrten den Weg, nur grüne Hecken, die den Wanderer in Labyrinthen zurückleiteten, von wo er gekommen war, doch hinter den Hecken waren tiefe Laufgräben, die unmöglich zu überschreiten waren. Der Leutnant suchte nach alten Worten für sein Entzücken, doch er fühlte, daß sie so schlecht zu dem paßten, was er empfand, daß er damit schloß, zu schweigen, auf eine wunderbare stille Musik der Nerven lauschend. Es war, als ob alle Saiten der Seele wieder gestimmt worden wären, und er empfand eine Ruhe, die er seit langer, langer Zeit nicht gekannt hatte.

„Bezweifeln Sie noch, daß ich wieder hergestellt bin?" fragte er den Arzt mit einem wehmütigen Lächeln.

„Sie sind auf dem Wege der Besserung, wie ich Ihnen vorher gesagt habe, doch Sie sind noch nicht gesund."

Sie befanden sich jetzt vor einem kleinen gewölbten Steintor, durch das Patienten, von Wärtern begleitet, hineinströmten.

„Wohin gehen alle diese Menschen?" fragte der Kranke.

„Folgen Sie ihnen, und Sie werden es sehen", sagte der Arzt. „Sie haben meine Erlaubnis." Und Herr von Bleichroden ging hinein. Der Arzt aber winkte einen Wärter zu sich.

„Gehen Sie hinunter nach dem Hotel Faucon zu Frau von Bleichroden", sagte er, „grüßen Sie und sagen Sie, ihr Mann sei auf dem Wege zur Besserung, er hätte aber noch nicht nach seiner Frau gefragt. Wenn er das tue, sei er gerettet."

Der Wächter ging und der Arzt folgte dem Kranken durch das kleine Steintor.

Herr von Bleichroden war in einen großen Saal gekommen, der keinem Raum glich, den er bisher ge-

sehen hatte. Es war keine Kirche, kein Theater, keine Schule, kein Rathaussaal, doch ein wenig von allen zusammen. Im Hintergrunde war eine Apsis, die sich in drei Fenstern mit farbigen Glasscheiben öffnete; es waren milde, harmonische Farben, als hätte ein großer Farbenkünstler sie komponiert, und das Licht, das hineinfiel, war in einem einzigen, großen harmonischen Dur-Akkord gebrochen. Es machte denselben Eindruck auf den Kranken wie der C-dur-Akkord, mit dem Haydn das Dunkel des Chaos auflöst, wenn in der Schöpfung der Herr, nachdem der Chor eine lange, schmerzliche Arbeit gehabt hat, die ungeordneten Naturkräfte zu entwirren, schließlich ausruft: Es werde Licht, und Cherubim und Seraphim einstimmen.

Unterhalb der Fenster war eine Tropfsteinklippe, die ein Gewölbe bildete, aus welchem ein kleiner Bach leise hervorrann und in ein Bassin niederfiel, in dem Callas standen, deren geneigte Kelche weiß wie Engelsflügel waren. Die Pfeiler, die die Apsis umgaben, entbehrten jedes bekannten Stils, und ihre Schäfte waren mit braunem weichen Lebermoos bis zur Decke hinauf bekleidet. Das untere Getäfel der Wände war mit Tannenreisern bedeckt; und die großen Wandflächen mit angeheftetem Laub immergrüner Pflanzen, Lorbeer, Steineiche, Mistel, geschmückt; alle in Ornamenten, die auf keinen Stil zurückgeführt werden konnten; bisweilen waren sie auf dem Wege, Buchstaben zu formen, aber dann lösten sie sich in weiche, phantastische Pflanzenformen auf, wie die Arabesken Rafaels. Unter den Fensterlunetten hingen große Kränze, wie zu einem Maifest, und längs des Dachfrieses zog sich ein Ornament hin, das nicht auf die Lotusborte Egyptens, den Mäander Griechenlands, die Acanthusvariationen Roms, die Untiere des Romanismus, noch auf das Dreiblatt und die Kreuzblüten der Gotik zurückgeführt werden konnte. Herr von Bleichroden sah sich um und fand den Boden mit Bänken bestellt, auf welchen die Patienten des Hospitals in stiller Verwunderung saßen. Er nahm auf einer Bank Platz und hörte Seufzer neben sich. Da

sah er einen Mann, von vierzig Jahren wohl, der, das Gesicht mit den Händen bedeckt, weinte. Er hatte eine krumme Nase, Schnurr- und Spitzbart, und glich im Profil einem Bilde, das Herr von Bleichroden auf französischen Münzen gesehen hatte. Es war sicherlich ein Franzose. Hier sollten sie sich also treffen, hier saß Feind neben Feind, beide etwas beweinend. Was? Ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllt zu haben! Herr von Bleichroden wurde aufgeregt und unruhig, als eine schwache Musik sich hören ließ. Es war eine Orgel, die einen Choral spielte, aber einen Choral in Dur; es war kein lutherischer, kein katholischer, kein calvinischer, kein griechischer, doch er sprach, und der Kranke glaubte Worte zu hören, trostvolle, hoffnungsreiche Worte. Und jetzt stieg ein Mann die Apsis hinauf und blieb dort stehen, zur Hälfte von der Tropfsteinklippe verborgen. War das ein Priester? Nein, er war in einen hellgrauen Rock gekleidet, hatte ein hellblaues Halstuch um und seine Hemdbrust wurde in der Öffnung der Weste sichtbar. Auch ein Buch hatte er nicht. Aber er sprach. Er sprach mild und einfach, wie man unter Freunden spricht; er sprach von den einfachen Lehren des Christentums, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, geduldig, verträglich, verzeihend gegen Feinde zu sein; er sprach davon, wie Christus sich die Menschheit als ein einziges Volk gedacht habe, aber wie die böse Natur des Menschen diesem großen Gedanken entgegengewirkt, wie die Menschheit sich in Nationen, Sekten, Schulen gruppiert habe; aber er sprach auch die feste Hoffnung aus, die Grundsätze des Christentums würden bald verwirklicht werden. Und nachdem er eine Viertelstunde gesprochen hatte, stieg er hinab, nachdem er ein kurzes Gebet zu Gott dem Allmächtigen getan hatte, ohne Jesus, Jungfrau Maria, Nikolaus, Anastasius oder irgend einen Namen genannt zu haben, der an ein offizielles Bekenntnis erinnern und Leidenschaften wecken konnte.

Herr von Bleichroden erwachte wie aus einem Traum. Er war also in der Kirche gewesen! Er, der,

aller kleinlichen Konfessionsstreitigkeiten überdrüssig, seit fünfzehn Jahren keinen Gottesdienst besucht hatte. Und hier, hier im Irrenhaus sollte er eine Freikirche in voller Wirklichkeit antreffen; hier saßen Römisch-Katholische, Griechisch-Katholische, Lutheraner, Kalvinisten, Zwinglianer, Anglikaner Seite an Seite und widmeten gemeinsame Gedanken dem gemeinsamen Gotte. Welche vernichtende Kritik bildete nicht dieser Kirchensaal für all diese Sekten, welche die Selbstsucht der Menschen zu gleich vielen Religionen gemacht hatte, die sich niedersäbelten, sich verbrannten, sich schmähten! Welches Zugeständnis für den Angriff der „ungläubigen" Kirche auf dieses politische Dynastiechristentum!

Herr von Bleichroden ließ seine Blicke über den schönen Raum schweifen, um die Schreckbilder fortzujagen, die er hervorgerufen hatte. Sein Auge irrte und irrte, bis es auf der Kurzwand, gegenüber der Apsis, haften blieb. Da hing ein kolossaler Kranz, und in demselben stand ein Wort geschrieben, mit Buchstaben, die aus Tannenzweigen zusammengesetzt waren. Er buchstabierte das französische Wort ‚Noël' und wiederholte für sich ‚Weihnacht'. Welcher Dichter hatte diesen Raum gedichtet? Welcher Menschenkenner, welcher tiefe Geist hatte so verstanden, die schönste und reinste aller Erinnerungen zu wecken? Würde nicht die umnachtete Vernunft diese brennende Sehnsucht nach Licht und Klarheit empfinden, wenn sie sich an das Fest des Lichtes erinnerte, wo die dunklen Tage beim Jahreswechsel ein Ende nahmen oder wenigstens ein Ende zu nehmen versprachen! Würde nicht der Gedanke an die Kindheit, als keine Bekenntnisstreitigkeiten, kein politischer Haß, keine ehrgeizigen leeren Träume das Rechtsgefühl des reinen Sinnes verdunkelten, würde der nicht einen Ton in den Seelen anschlagen, der all dieses Bestiengeheul überstimmen könnte, das man dann draußen im Leben, in dem Kampfe nach dem Brot, öfter nach der Ehre, gehört hatte! Er dachte nach und fragte sich: wie kann der Mensch, der als

Kind fromm ist, so schlecht werden, wenn er älter wird? Ist es die Erziehung, die Schule, diese gepriesene Blume der Kultur, die uns lehrt, schlecht zu werden? Möglich! Was lehren uns die ersten Lehrbücher? dachte er. Sie lehren uns, daß Gott ein Rächer ist, der die Missetaten der Väter an den Kindern straft bis ins dritte und vierte Glied; sie lehren uns, daß die Helden sind, die Volk gegen Volk aufgereizt und Länder und Reiche geraubt haben; daß große Männer die sind, denen es gelungen ist, die Ehre zu erreichen, deren Leerheit alle einsehen, der aber doch alle nachstreben; Staatsmänner, die, welche mit List große Ziele erreichen, nicht hohe, wo der ganze Verdienst in einem Mangel an Gewissen bestehen kann, der stets im Kampfe gegen die, welche eins haben, siegen wird! Und damit unsere Kinder alles dies lernen, bringen die Eltern Opfer, entsagen und leiden Qualen durch die Trennung von den Kindern! War die Welt nicht ein Irrenhaus, wo dieser Ort der vernünftigste war, wo er je gewesen!

Nun sah er wieder das einzige geschriebene Wort in der ganzen Kirche an, und er buchstabierte es von neuem; da begann in den heimlichen Verstecken der Erinnerung ein Bild aufzusteigen, wie wenn der Photograph das Eisenvitriol über die graue Negativplatte spülen läßt, sobald sie aus der Camera gekommen ist. Er glaubte den letzten Weihnachtsabend in Szene gesetzt zu sehen. Den letzten? Nein, da war er in Frankfurt. Also den vorletzten. Es war der erste Abend, den er im Hause seiner Verlobten zubrachte, denn am Tage vorher hatte er sich verlobt. Jetzt sah er die Häuslichkeit des alten Pfarrers, seines Schwiegervaters; er sah den niedrigen Saal mit dem weißen Buffet, dem Klavier, den Zeisigen im Bauer, den Balsaminen am Fenster, dem Schrank mit der Silberkanne, den Tabakspfeifen, die teils aus Meerschaum, teils aus rotem Ton waren; und da geht sie, die Tochter des Hauses, und hängt Nüsse und Äpfel an die Weihnachtstanne. Die Tochter des Hauses! Hier schlug es wie ein Blitz in seine Finsternis nieder, doch wie ein schönes unge-

fährliches Wetterleuchten im Spätsommer, das man von der Veranda betrachtet, ohne ein Einschlagen zu befürchten. Er war verlobt, er war verheiratet, er hatte eine Frau, die ihn wieder ans Leben band, welches er vorher verachtet und gehaßt hatte. Doch wo war sie? Er mußte sie sehen, sie treffen, jetzt sofort! Er mußte zu ihr fliegen, denn sonst würde er vor Ungeduld vergehen.

Er eilte aus der Kirche heraus und stieß sofort auf den Arzt, der ihn erwartete, um die Wirkung des Kirchenbesuches zu sehen. Herr von Bleichroden faßte den Arzt bei den Schultern, sah ihm gerade in die Augen und fragte mit dem Atem in der Kehle:

„Wo ist meine Frau? Führen Sie mich sofort zu ihr! Sofort! Wo ist sie?“

„Sie und Ihre Tochter“, sagte der Arzt ruhig, „erwarten Sie unten in der Rue de Bourg.“

„Meine Tochter? Ich habe eine Tochter!“ brach der Patient aus und verfiel in Weinen.

„Sie sind sehr gefühlvoll, Herr von Bleichroden“, sagte der Arzt lächelnd.

„Ja, Doktor, man muß es hier werden!“

„So kommen Sie und kleiden Sie sich zum Ausgehen an“, sagte der Arzt und nahm seinen Arm; „in einer halben Stunde sind Sie bei den Ihrigen, und dann sind Sie wieder bei sich selbst!“

Und sie verschwanden in dem großen Hausflur.

Herr von Bleichroden war ein ganz moderner Typus. Urenkel der französischen Revolution, Enkel der heiligen Alliance, Sohn des Jahres 1830. Wie ein Verunglückter zwischen den Klippen der Revolution und der Reaktion zerschellt. Als er in den Zwanzigerjahren zum bewußten Leben erwachte, und ihm die Schuppen von den Augen fielen, daß er einsah, in welches Lügengewebe er verstrickt war, vom Bekenntnischristentum bis zum Dynastiefetischismus, war es ihm, als wäre er

jetzt erst erwacht, oder als wäre er als der einzig Vernünftige in ein Irrenhaus eingesperrt. Und als er nicht ein einziges Loch in der Mauer entdeckte, durch welches er herauskommen konnte, ohne einem hindernden Bajonett oder einer Gewehrmündung zu begegnen, verzweifelte er. Er hörte auf, an etwas zu glauben, sogar an Rettung, und er warf sich in die Opiumschänken des Pessimismus, um wenigstens den Schmerz zu betäuben, wenn es keine Heilung gab. Schopenhauer wurde sein Freund, und später fand er in von Hartmann den brutalsten Wahrheitssager, den die Welt gesehen.

Doch die Gesellschaft rief ihn und forderte von ihm, sich irgendwo einregistrieren zu lassen. Herr von Bleichroden warf sich auf die Wissenschaft und wählte eine von denen, die die geringste Berührung mit der Gegenwart hatte: die Geologie, oder besser, den Zweig derselben, der das Tier- und Pflanzenleben einer vergangenen Welt behandelte, die Paläontologie. Als er sich fragte: zu welchem Nutzen für die Menschheit? konnte er nur antworten: zum Nutzen für mich selbst! Als Betäubungsmittel! Er konnte niemals eine Zeitung lesen, ohne den Fanatismus wie einen grauenden Wahnsinn aufsteigen zu fühlen, und deshalb hielt er alles, was ihn an Mitwelt und Jetztzeit erinnern konnte, von sich fern, und er begann zu hoffen, in einer teuer erworbenen, erkämpften Stupidität seine Tage in Ruhe und mit erhaltener Vernunft leben zu dürfen. Dann verheiratete er sich; er konnte dem unverrückbaren Gesetz der Natur von der Aufrechterhaltung der Gattung nicht entgehen. In der Gattin hatte er all das Innerliche wiederzugewinnen gesucht, das ihm geglückt war, aus sich herauszuarbeiten, und sie wurde sein altes, gefühlvolles Ich, über das er sich in stiller Ruhe freute, ohne aus seinen Verschanzungen herausgehen zu brauchen. In ihr fand er sein Komplement, und er fing an, sich zu sammeln, aber er fühlte auch, daß sein ganzes kommendes Leben auf zwei Ecksteinen gebaut war; der eine war seine Gattin;

fiel dieser, dann würde er und sein ganzes Gebäude einstürzen. Als er nun nach einer Ehe von ein paar Monaten von ihrer Seite gerissen wurde, war er nicht mehr er selbst. Es war ihm, als fehlte ihm sein eines Auge, seine eine Lunge, sein einer Arm, und darum konnte er auch so schnell entzwei gehen, als der Schlag ihn traf!

Beim Anblick seiner Tochter schien etwas Neues in dem aufzusteigen, was Herr von Bleichroden seine Naturseele nannte, zum Unterschied von seiner Gesellschaftsseele, die durch die Erziehung produziert wird. Er fühlte jetzt, daß er an die Familie gebunden war, daß er nicht sterben würde, wenn er einmal starb, sondern daß seine Seele im Kinde fortleben würde; er empfand mit einem Wort, daß seine Seele wirklich unsterblich war, wenn auch sein Körper im Kampfe zwischen den chemischen Kräften untergehen würde. Er fühlte sich mit einem Male verpflichtet, zu leben und zu hoffen, obgleich er oft von der Verzweiflung ergriffen wurde, von Zeit zu Zeit, wenn er seine Landsleute in dem sehr natürlichen Rausch des Sieges den glücklichen Ausgang des Krieges einigen Individuen zuschreiben hörte, die von ihren Landauern mit Fernrohren das Schlachtfeld betrachtet hatten; aber dann wurde ihm sein Pessimismus tadelnswert, weil er der Entwicklung des Neuen durch ein schlechtes Vorbild hinderlich war, und er wurde Optimist aus Pflichtgefühl. Doch er wagte nicht, in seine Heimat zurückzukehren, aus Furcht, dort wieder in Mutlosigkeit zu geraten, sondern erbat seinen Abschied, machte sein kleines Vermögen flüssig und ließ sich in der Schweiz nieder.

Es war ein schöner, warmer Herbstabend zu Vevey im Jahre 1872. Die Mittagsglocke in der kleinen Pension Le Cèdre hatte Schlag sieben Uhr zum Diner geläutet, und um die große Mittagstafel versammelten sich die Pensionäre, die alle miteinander Bekanntschaft

gemacht hatten und auf dem intimsten Fuß lebten, wie die Menschen tun, wenn sie sich auf neutralem Gebiet befinden. Herr von Bleichroden und seine Frau hatten zu Tischnachbarn den traurigen Franzosen, den wir in der Hospitalskirche getroffen haben, einen Engländer, zwei Russen, einen Deutschen nebst Frau, eine spanische Familie und zwei Tirolerinnen. Das Gespräch ging wie gewöhnlich ruhig, friedlich, fast gefühlvoll, bisweilen spielend über die brennendsten Fragen hin, ohne jemals Feuer zu fangen.

„Daß die Erde so unnatürlich schön sein könnte wie hier, hätte ich niemals geglaubt", sagte Herr von Bleichroden und berauschte sich mit einem Blick durch die offenen Verandatüren!

„Die Natur ist auch wohl sonst schön", sagte der Deutsche, „aber ich glaube, unsere Augen waren krank!"

„Das ist wahr", sagte der Engländer, „aber hier ist es auch schöner als irgendwo anders! Haben Sie nicht gehört, meine Herrschaften, wie es den Barbaren ging, diesmal waren es Allemannen oder Ungarn, glaube ich, als sie auf die Dent Jaman hinaufkamen und den Genfer See erblickten? Sie glaubten, der Himmel sei auf die Erde herabgefallen, und waren so erschrocken, daß sie wieder umkehrten! Aber das steht gewiß im Führer zu lesen!"

„Ich glaube", sagte der eine Russe, „es ist die reine lügenfreie Luft, die man hier atmet, die macht es, daß wir alles so schön finden, obgleich ich nicht leugnen will, daß dieselbe schöne Natur eine Rückwirkung auf die Sinne ausübt und sie abhält, sich in alle unsere Vorurteile zu verstricken. Aber warten Sie bloß, wenn die Erben der heiligen Allianz tot sind, wenn die höchsten Bäume geköpft worden, werden auch unsere Kräuter wieder in hellem Sonnenschein grünen."

„Sie haben recht", sagte Herr von Bleichroden, „aber wir werden die Bäume nicht köpfen brauchen! Es gibt andere menschliche Arten Es war einmal ein Schriftsteller, der ein mittelmäßiges Stück geschrieben

hatte, dessen Erfolg davon abhing, wie die weibliche Hauptrolle gegeben werden würde. Er ging zur Primadonna der Schauspielerinnen und fragte, ob sie die Rolle übernehmen wolle. Sie antwortete ausweichend. Da vergaß er sich soweit, sie daran zu erinnern, daß sie nach dem Theaterreglement gezwungen werden könne die Rolle zu spielen. Das ist wahr, antwortete sie, aber — ich kann Schwierigkeiten machen! — Wir können auch unsere Hauptlügen fortchikanieren. In England ist es heute nur noch eine Budgetfrage! Die Reichsversammlung votiert die Apanage niedriger — und sie werden ihrer Wege gehen! Das ist die Straße der gesetzlichen Reformen! Nicht wahr, Herr Engländer?"

„Vollkommen", antwortete der Engländer. „Unsere Königin hat das Recht Croquet zu spielen und Ball zu schlagen, aber in die Politik darf sie sich nicht mischen!"

„Doch die Kriege! die Kriege! werden die jemals aufhören?" wandte der Spanier ein.

„Wenn das Weib Stimmrecht bekommt, werden die Armeen reduziert werden", sagte Herr von Bleichroden. „Nicht wahr, Frau?"

Frau von Bleichroden nickte beifällig.

„Denn", fuhr Herr von Bleichroden fort, „welche Mutter will ihren Sohn, welche Frau ihren Mann, welche Schwester ihren Bruder in diese Schlachten ziehen lassen! Und wenn es niemand gibt, der die Menschen gegeneinander aufreizt, dann wird der sogenannte Rassenhaß verschwinden. Der Mensch ist gut, aber die Menschen sind böse, meinte unser Freund Jean Jacques, und er hatte Recht. Warum sind die Menschen hier in diesem schönen Lande friedlicher? Warum sehen sie vergnügter aus als anderwärts? Sie haben nicht täglich und stündlich diese Schulmeister über sich; sie wissen, dass sie selbst bestimmt haben, wer sie regieren soll; sie haben vor allem so wenig zu beneiden und so wenig das sie verletzt. Keine königlichen Gefolge, keine Wachtparaden, keine Galavorstellungen, bei denen

der schwache Mensch versucht wird, das Geputzte, aber Unwahre zu verehren. Die Schweiz ist das kleine Miniaturmodell, nach welchem das Europa der Zukunft aufgebaut werden wird!"

„Sie sind Optimist, mein Herr?" sagte der Spanier.

„Ja", sagte Herr von Bleichroden, „früher Pessimist."

„Sie glauben also", fuhr der Spanier fort, „daß das, was in einem kleinen Lande wie die Schweiz geht, bei drei Millionen Menschen und nur drei Sprachen, in dem ganzen großen Europa gehen kann?"

Herr von Bleichroden schien von Zweifel erfaßt zu werden, als eine von den Tirolerinnen das Wort nahm.

„Verzeihen Sie, Herr Spanier", sagte sie, „Sie zweifeln daran, daß dies für Europa mit seinen sechs oder sieben Sprachen vor sich gehen wird. Das Experiment ist zu kühn, meinen Sie, bei so vielen Nationalitäten! Aber wenn ich ein Land aufweisen würde mit zwanzig Nationalitäten: Chinesen, Japaner, Neger, Rothäute und alle Nationen Europas in einem Lande gemischt: das wäre ja das Erdballreich der Zukunft! Nun, ich habe es gesehen, denn ich war in — Amerika!"

„Bravo", sagte der Engländer, „der Herr Spanier ist geschlagen."

„Und Sie, Herr Franzose", fuhr die Tirolerin fort, „Sie trauern über Elsaß-Lothringen! Ich sehe es! Sie sehen einen Revanchekrieg für unvermeidlich an, denn Sie glauben nicht, daß Elsaß-Lothringen deutsch bleiben kann. Sie glauben, Sie stehen vor einer unlösbaren Frage!"

Der Franzose seufzte beifällig.

„Nun, wenn Europa ein, was Herr von Bleichroden Schweiz nennt, wird, ein Staatenbund, dann wird Elsaß-Lothringen weder französisch noch deutsch, sondern es wird ganz einfach — Elsaß-Lothringen! Ist die Frage dann gelöst?"

Der Franzose erhob artig sein Glas und dankte

mit einer Neigung des Kopfes und einem wehmütigen Lächeln.

„Sie lächeln", fing das mutige Mädchen wieder an, „wir haben allzu lange gelächelt, das Lächeln der Verzweiflung, des Mißtrauens, lassen Sie uns das nicht tun! Sie sehen ja uns alle hier aus den meisten Ländern Europas! Zwischen Glas und Wand, wo keine Greiner uns hören, da können wir sprechen, was unsere Herzen denken, aber in der Volksversammlung, in der Zeitung, im Buche, da sind wir feige, da wagen wir uns nicht dem Lächeln auszusetzen, und so folgen wir dem Strom! Was hilft es schließlich zu greinen? Das Greinen ist die Waffe der Feigheit! Man ist bange um sein Herz! Ja, es ist schlimm, seine Eingeweide an der Ladentür zu sehen, aber die anderer auf dem Schlachtfeld liegen zu sehen, während Musik und Blumenregen die Rückkehrenden und Einziehenden erwartet, das ist schön! Voltaire greinte, weil er noch um sein Herz bange war, aber Rousseau schnitt sich lebendig auf, riß das Herz aus dem Brustkorb, und hielt es gegen die Sonne, wie die alten Azteken, wenn sie opferten — o! sie hatten doch einen Gedanken in ihrer Raserei! Und wer hat die Menschheit umgeschaffen, wer sagte uns, daß wir auf unrechtem Wege waren? Rousseau! Genf, dort, verbrannte seine Bücher, aber das neue Genf hat Rousseau eine Denksäule errichtet. Was wir und alle hier im stillen denken, das denken alle im stillen! Geben Sie uns nur Freiheit, es laut sagen zu dürfen!"

Die Russen erhoben ihre schwarzen Teegläser und schrien in ihrer Sprache Worte, die nur sie verstanden. Der Engländer füllte sein Glas und wollte einen Toast halten, als das Dienstmädchen hereinkam und ihm ein Telegramm übergab. Das Gespräch stockte einen Augenblick, und der Engländer las mit sichtbarer Bewegung sein Telegramm, dann steckte er es wohlgefaltet in die Tasche und versank in Gedanken. Das Diner näherte sich seinem Ende und es dämmerte draußen. Herr von Bleichroden saß still da, in die

Betrachtung der wunderschönen Landschaft draußen versunken. Der Mont Grammont und die Dent d'Oche wurden von dem letzten Rot der untergegangenen Sonne schräg beleuchtet, das die Weinberge und Kastanienhaine am Savoyer Ufer rosa färbte; die Alpen schimmerten in der feuchten Abendluft und schienen aus demselben luftigen Stoff gemacht zu sein wie das Licht und die Schatten, sie standen wie unkörperliche hohe Naturwesen da, dunkel und finster auf der Rückseite, drohend, düster in den Klüften, aber auf den Vorderseiten, die sich der Sonne zuwandten, licht, lächelnd, sommerfroh! Er dachte an die letzten Worte der Tirolerin, und er glaubte in dem Mont Grammont ein kolossales Herz mit der Spitze gen Himmel zu sehen, das dampfende, verwundete, narbige, bluttriefende Herz der ganzen Menschheit, das sich in einer einzigen großen Opferung gegen die Sonne wandte, um alles zu geben, das Beste, das Teuerste, um alles zu bekommen.

Da wurde der dunkle, stahlblaue Abendhimmel von einem Lichtstreifen geschnitten, und über das niedrige Ufer von Savoyen stieg eine Rakete von ungeheurem Kaliber, stieg hoch, scheinbar so hoch wie die Dent d'Oche; sie stand, balanzierte, als sähe sie sich unten auf der schönen Erde um, ehe sie krepierte: es dauerte einige Sekunden, und dann begann sie die Niederfahrt; doch sie war noch nicht viele Meter weiter gekommen, als sie mit einem Knall explodierte, welcher nach ein paar Minuten erst Vevey erreichte; und nun entfaltete sich gleichsam eine große weiße Wolke, welche eine viereckige, rechtwinklige Form annahm, ein Flaggentuch in weißem Feuer, und einen Augenblick nachher ertönte noch ein Schuß, und auf dem weißen Tuche zeichnete sich ein rotes Kreuz ab.

Alle Tischgäste waren aufgesprungen und eilten auf die Veranda hinaus.

„Was bedeutet das?“ rief Herr von Bleichroden erschüttert aus. Keiner konnte oder wollte antworten, denn jetzt stieg eine ganze Raketenkiste wie aus einem Krater über die Spitzen der Voirons und streute ein

Feuerbukett aus, das sich in dem ungeheueren Spiegel des ruhigen Genfer Sees widerspiegelte.

„Ladies and Gentlemen!“ erhob der Engländer seine Stimme, während ein Kellner ein großes Präsentierbrett mit gefüllten Champagnergläsern auf den Tisch stellte! „Ladies and Gentlemen!“ wiederholte er, „dies bedeutet, nach dem, was ich aus dem eingegangenen Telegramm erfuhr, daß das erste internationale Schiedsgericht in Genf seine Arbeit beendet hat; das bedeutet, daß man einem Krieg zwischen zwei Völkern, oder was schlimmer gewesen wäre, einem Krieg gegen die Zukunft zuvorgekommen ist, daß hunderttausend Amerikaner und ebenso viele Engländer diesem Tage zu danken haben, daß sie noch am Leben sind. Die Alabama-Frage ist gelöst zum Besten nicht Amerikas, sondern des Rechtes, nicht zum Schaden Englands, sondern zum zukünftigen Wohl. Glauben Sie noch, Herr Spanier, daß Kriege unvermeidlich sind? Lächeln Sie noch, Herr Franzose, so lächeln Sie denn mit dem Herzen und nicht mit den Lippen. Und Sie, mein Herr deutscher Pessimist, glauben Sie jetzt, daß die Franktireurfrage ohne Franktireurs und ohne Füseladen gelöst werden kann, aber auch nur auf diese Weise? Und Sie, meine Herren Russen, ich kenne Sie nicht persönlich, aber Ihre moderne Waldpflege mit dem Köpfen, glauben Sie, daß die so ganz richtig ist? Glauben Sie nicht, daß es besser ist, an die Wurzel zu gehen? Das ist bestimmt sicherer und ruhiger! — Ich sollte als Engländer mich heute geschlagen fühlen, aber ich fühle mich stolz, meines Landes wegen, das tut ein Engländer stets, wie Sie wissen, aber heute habe ich das Recht es zu sein, denn England ist die erste europäische Macht, die an das Urteil ehrlicher Männer appellierte, statt an Eisen und Blut! Und ich wünsche Ihnen und allen viele solche Niederlagen, wie wir sie heute erlitten haben, denn das wird uns siegen lehren! Ihre Gläser, Ladies and Gentlemen, hoch für das rote Kreuz, denn in diesem Zeichen werden wir gewißlich siegen.

Herr von Bleichroden blieb in der Schweiz. Er konnte sich nicht von dieser Natur losreißen, die ihn in eine andere Welt geführt hatte, die schöner war als die, welche er verlassen hatte.

Bisweilen hatte er Rückfälle von bösem Gewissen; aber das schrieb sein Arzt nur einer Nervosität zu, wie sie bei den Kulturmenschen der Jetztzeit allzu gewöhnlich sei. Herr von Bleichroden beschloß, die Frage vom Gewissen in einer kleinen Schrift zu klären, die er zu veröffentlichen beabsichtigte. Sein Exposé, das er seinen Freunden vorgelesen hatte, enthielt ganz denkwürdige Dinge. Er war nämlich mit seinem deutschen Tiefsinn in den innersten Kern der Sache eingedrungen und hatte entdeckt, daß es zwei Arten Gewissen gibt, 1. das natürliche, 2. das künstliche. Das erste Gewissen, meint er, ist das natürliche Gefühl des Rechten. Dies Gewissen war es, das ihn so schwer belastete, als er die Freischützen erschießen ließ. Von dem konnte er sich nur dadurch freimachen, daß er sich fest als ein Opfer der Oberklasse betrachtete. Das künstliche Gewissen bestand wiederum in a) der Macht der Gewohnheit, b) der Verordnung der Oberklasse. Die Macht der Gewohnheit ruhte so schwer auf Herrn von Bleichroden, daß er bisweilen, gerade wenn er des Vormittags spazieren ging, auf den Gedanken kam, er habe seinen Dienst im geologischen Bureau versäumt, und dann wurde er unlustig, unruhig und hatte das Gefühl eines Jungen, der die Schule geschwänzt hat. Und er strengte sich unglaublich an, um sein Gewissen damit zu entschuldigen, daß er ja gesetzlichen Abschied genommen und erhalten habe. Aber dann tauchte sein Amtszimmer auf; die Kameraden, die sich bewachten, um das Versehen des anderen zu entdecken, das ihre eigene Beförderung werden würde; die Vorgesetzten, die mit dem Atem im Halse auf Orden und Auszeichnungen warteten; und es war ihm, als sei er auf und davon gegangen. Dann konnte er auch von dem Gewissen angefochten werden, das das Gebot der Oberklasse dem Menschen auferlegt.

Das erste Gebot: König und Vaterland lieben, wurde ihm schwer zu halten. Der König hatte dieses Vaterland in das Elend des Krieges gestürzt, um einem Verwandten ein neues Vaterland zu schaffen, das heißt, ihn aus einem Preußen zu einem Spanier zu machen. Hatte da der König sein Vaterland geliebt? Hatten die Könige überhaupt ihr Vaterland geliebt? England wurde von einer Hannoveranerin, Rußland von einem deutschen Kaiser regiert und würde bald eine dänische Kaiserin bekommen; Deutschland hatte eine englische Kronprinzessin, Frankreich eine spanische Kaiserin, Schweden einen französischen König und eine deutsche Königin. Wenn man nach so hohen Vorbildern die Nationalität wechselte, wie man einen Rock wechselt, dann, meinte Herr von Bleichroden, müßte der Kosmopolitismus eine glänzende Zukunft haben. Aber die Gebote der Obrigkeit, die mit der Praxis der Obrigkeit im Streit lagen, plagten ihn! Er liebte sein Land wie die Katze ihren Herd, aber er liebte das Land nicht als Institution. Die Obrigkeit hatte die Nationen nötig als Wehrpflichtige, als Steuerzahler, als Stütze des Thrones, denn ohne Nationen würde es keine Fürstenhäuser geben können. Darum das so oft wiederkehrende Verbot der Auswanderung.

Als Herr von Bleichroden zwei und ein halbes Jahr in der Schweiz gewesen war, erhielt er eines Tages von Berlin den Ruf heimzukommen, denn Kriegsgerüchte seien im Umlauf. Dieses Mal galt es Preußen gegen Rußland, dasselbe Rußland, das vor drei Jahren Preußen seine „moralische“ Unterstützung gegen Frankreich gewährt hatte. Herr von Bleichroden hielt es nicht für gewissenhaft, gegen seine Freunde zu ziehen, und da er bestimmt wußte, daß die beiden Nationen einander nicht übelwollten, fragte er seine Frau um Rat, wie er sich in solch einem neuen Dilemma benehmen solle; denn er wußte aus Erfahrung, daß das Gewissen des Weibes sich dem des Naturgesetzes mehr nähert als das des Mannes. Seine Frau antwortete, nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte:

„Deutsch sein ist mehr als Preuße sein, darum wurde der deutsche Bund gebildet; Europäer sein ist aber mehr als deutsch sein; Mensch sein ist mehr als Europäer sein. Du kannst die Nation nicht wechseln, denn alle „Nationen“ sind Feinde, und man geht nicht zu Feinden über, wenn man nicht Monarch wie Bernadotte oder Generalfeldmarschall wie Graf Moltke ist. Es bleibt dir also nur übrig dich zu neutralisieren. Laß uns Schweizer werden! Die Schweiz ist keine Nation!“

Herr von Bleichroden sah die Frage so glücklich und einfach gelöst, daß er sofort Erkundigungen einzog, wie er neutralisiert werden könne. Denkt euch seine Überraschung und Freude, als er erfuhr, daß er bereits alle Bedingungen erfüllt habe, um Schweizer Bürger zu werden (in dem Lande gibt es nämlich keine Untertanen!), da er bereits zwei Jahre im Lande gewohnt.

Herr von Bleichroden ist nunmehr neutralisiert, und obgleich er so sehr glücklich ist, liegt er noch, wenn auch seltener, in Fehde mit seinem Gewissen.

AUF ZUR SONNE.

Die Sonne hat drei lange Wochen in dem kleinen Dorfe Gersau am Vierwaldstättersee nicht geschienen, nicht mehr geschienen seit Anfang Oktober, als der Föhn kam. Nach Sonnenuntergang wurde es ganz windstill, und ich schlief die halbe Nacht, bis ich von dem Läuten der Kirchenglocke und einem Geräusch geweckt wurde, das sich in das eigentümliche Brausen des Sturms auflöste, wie er sich über die Alpen auf den südlichen Seestrand warf, im Kessel des Sees zusammengepreßt, in die Gassen unseres Dorfes hineingedrängt wurde, an Schildern riß, Fensterläden schüttelte, an Dachpfannen rüttelte, in Baumkronen und Gebüschen raste. Die Wogen des Sees schlugen gegen die Hafenbefestigungen, schäumten über die Einfassungen und platschten gegen Boote. Der Sand peitschte gegen Fensterscheiben, das Laub tanzte in Wirbeln, das Ofenblech riß und das Haus zitterte. Als ich hinausguckte, war es hell in der Kirche und die Glocke läutete in einem fort, um die zu wecken, die nicht bereits erwacht waren, denn der Föhn wird für so gefährlich angesehen wie ein Erdbeben, sowohl weil er selbst Häuser niederreißen, wie, was schlimmer ist, Felsblöcke von den Bergen herabstürzen kann, und wir wohnen gerade an der Wurzel eines, der allerdings nur fünfzehnhundert Meter hoch ist, dessen Gipfel und Grate aber einen lockeren Ballast von Felsblöcken tragen, die zu einem Steinwerfen in größe-

rem Stile besonders geeignet sind. Nach dreistündigem Tosen ist die Gefahr vorüber, und am folgenden Morgen teilt die Dorfchronik mit, daß in Schwyz ein Steinblock mitten durch ein Bauernhaus gefahren sei und den rechten Flügel fortgenommen habe, ohne gefährliche Folgen für die, die im linken wohnten.

Doch nach diesem warmen und heftigen Winde hat sich ein Nebel über das Dorf und den Vierwaldstättersee gelegt. Der Himmel sieht bewölkt aus, doch es fällt kein Regen, und es kommt auch kein Sonnenschein. So geht es drei Wochen fort, und hat man begonnen alles in grau zu sehen, hört man damit auf es in schwarz zu sehen. Die Alpenlandschaft, die vorher etwas aufrichtete, hat nun ihren Charakter verloren, seitdem man nicht mehr weiter als hundert Meter die Wände hinaufsieht, und das Herz wird schwer, beklommen. Alle Reisende haben sich heim gewandt, die Hotels stehen leer und der November ist da, finster und hoffnungslos. Die Tage schleppen sich hin, und man sehnt sich danach Licht anzünden zu dürfen; der Himmel ist trostlos grau, der See ist grau, die Landschaft grau.

Kein Wind, kein Regen, kein Donner. Die sonst so abwechslungsreiche Natur ist unerträglich einförmig, ruhig, still, so friedlich, daß man sich nach einem Erdbeben sehnt. Wo die Lichtquelle zu wirken aufhört, hört alle Farbe auf; das Auge wird stumpf und die Seele hüllt sich in eine Schläfrigkeit, die der Faulheit nahe liegt.

Als ich mich eines Abends gegen den Amtmann über den langen Abschied beklagte, den die Sonne genommen, antwortete er mit der Ruhe, die einem Deutsch-Schweizer eigen ist:

„Die Sonne! Die kann man oben auf der Hochfluh den ganzen Tag sehen.“

Die Hochfluh ist einer der kleineren Alpenstöcke, die den Talkessel bilden, in welchen wir wohnen, und nur zweihundert Meter niedriger als der Sulitelma, weshalb er auch von jungen Engländern zum Promenaden-

platz benutzt wird. Ich beschloß daher als Sonnenverehrer die Wallfahrt auf zur Sonne zu unternehmen, und eines frühen Morgens im November setzte ich mich in Bewegung.

Am Fuße eines Alpenstocks lebend, der, wie erwähnt, als Vulkan mit Steinregen aufwarten kann, bereiten sich die Leute von Gersau von altersher darauf vor in die Ewigkeit einzugehen, und besuchen daher die Kirche alle Tage morgens, mittags und abends. Darum begegne ich jetzt um acht Uhr morgens den Kirchgängern mit ihren Büchern in den Händen. Zwei alte Weiber, die eine halbe Meile bis zum Morgengebet wandern, beten einen Rosenkranz auf der Landstraße. Die eine spricht den Engelsgruß Ave Maria vor und die andere setzt mit dem Refrain ein: In saecula saeculorum, Amen! Und so den ganzen Weg fort! Tut es weiter kein Gutes, dieses Rosenkranzbeten, so scheint es die Zunge von Mißbrauch abzuhalten, wie das bekannte Pfeifen im Weinkeller, welches in der Anekdote dem Bedienten des Grafen auferlegt wurde.

Wie ich die Alten und die Landstraße verlasse, um den Aufstieg zu beginnen, stieß ich sofort auf einige starke Eindrücke, die grell und daher dauerhaft sind. Bei der ersten Biegung steht ein Walnußbaum mit angenagelter Christusfigur und einer Votivtafel, die den Wanderer darüber aufklärt, daß von diesem Walnußbaum während der Ernte der Bauer Seppi oder so herabstürzte und sich tot schlug, Gott sei seiner Seele gnädig, bete für ihn, Amen!

Bei der nächsten Biegung steht eine kleine wunderliche Nische aus weißgeleimten Ziegeln, so klein wie eine von Kindern aufgeführte Spielstube. Und durch die Stacketsprossen sieht man Bilder von der heiligen Familie, vielleicht im sechzehnten Jahrhundert gemalt, und daneben den Aufschluß, daß die zum Tode Verurteilten auf dem Wege zum Richtplatz bei dieser Kapelle stehen bleiben und ihre letzte Andacht halten durften. Es ist also der Galgenbergweg den ich wan-

dere, und nach einigen Minuten bin ich auf dem Richtplatz selbst. Es ist ein einnehmender offener Plan auf einer gegen den See vorspringenden Spitze mit der herrlichsten Aussicht, so daß man es sich als einen wirklichen Genuß vorstellt, dem Leben mit einem solchen Anblick lebwohl zu sagen, wie man ihn hier auf Pilatus, Axenstock, Buochserhorn, Bürgenstock hat; und selbst Voltaire würde hier nicht Unbehagen empfunden haben, im Verborgenen (obscurément) gehängt zu werden, was er am allermeisten verabscheute, weshalb er auch sehr folgerichtig Rousseau beschuldigte, so eitel zu sein, daß er sich gerne hängen ließe, wenn nur sein Name an den Galgen angeschlagen würde. Von hier sieht man unten am Strande ein Stück weiterhin einen Schimmer der unheimlichen Kapelle Kindlimord, wo ein bekümmerter Vater sein hungriges Kind getötet haben soll. Das sind zusammen vier düstere Gemälde in der grauen Morgenbeleuchtung, und von den blutigen Bildern steige ich mit größerer Geschwindigkeit aufwärts, lichteren Gegenden zu, wo die Sonne wartet.

Die Region der echten Kastanien ist bald passiert, ebenso die der Walnußbäume und der Buchenwald beginnt. Nachdem ich bei einer Sennhütte mit schönen Kühen und einem garstigen Hunde ausgeruht, trete ich ins Gewölk ein, das sich als das, was man einen Nebel nennt, erweist, der immer dichter wird und die Landschaft unerträglich macht. Die Schwierigkeit zu sehen ruft Brennen in den Augen hervor, Bäume und Büsche sind wie in Rauch gehüllt, und die Millionen Spinngewebe zwischen den Zweigen sind mit Wassertropfen besetzt, so dicht, daß es aussieht, als hätte die Waldfrau, wenn es wirklich eine gibt, Spitzentaschentücher zu tausenden zum Trocknen aufgehängt.

Der Nebel macht einem das Atmen schwer, schlägt sich auf die Wolle des Rockes, auf Bart, Haar und Augenbrauen nieder, verbreitet einen eklen, schalen Geruch, macht die Steine klebrig und glatt, daß man nicht darauf gehen kann, und verdunkelt alles im Innern des Waldes, wo die Stämme schnell wegtönen und

in einem Grau-in-Grau verschwinden, das den Gesichtskreis auf ein Paar Klafter zusammendrängt.

Diese Nebelschicht von etwa tausend Metern muß ich durchklettern, ein nasses und kaltes Fegfeuer, ehe ich zum Himmel komme, und ich tue es mit vollem Vertrauen zu dem Ehrenwort des Amtmannes, daß sie ein Ende nehmen wird, ehe die Alpe aufhört und das graue Nichts anfängt.

Ich habe kein Barometer bei mir, fühle aber doch, daß ich gestiegen bin, daß die Nebelschicht sich vermindert hat und ich mich reiner Luft nähere. Ein Gefühl wie von einem edeln Weinrausch beginnt mich zu ergreifen, und jetzt — im Hohlweg, von oben, leuchtet es schwach wie das erste Grauen des Tages auf der Landschaft eines Rouleaux; die Baumstämme stehen klarer da, das Auge sieht weiter und das Ohr hört Kuhschellen — von oben her. Und jetzt, ganz hoch oben, da steht eine goldene Wolke; ein paar rasche Schritte, und das niedrige Buchenunterholz leuchtet in Gold, Kupfer, Bronze, Silber, wenn ein Strom gebrochenen Sonnenlichtes auf das vergilbte sitzengebliebene Laub fällt. Ich stehe noch im Herbsttag, in Feuchtigkeit und Kälte und sehe sonnenbeleuchtete Sommerlandschaft, erinnere mich in einem Nu an eine Segelfahrt auf dem Mälar, wo ich im Sonnenschein saß und den schwarzen Hagelschauer eine Kabellänge seitwärts in Lee vorbeiziehen sah. Und jetzt stehe ich mitten in der Sonne, sehe oben eine nordische Landschaft, mit Fichten und Birken, sehe grüne Matten mit roten Kühen, kleine braune Hütten mit alten Frauen, die auf den Schwellen für Vatern Strümpfe stricken, der unten im Kanton Tessin auf Arbeit ist; sehe Kartoffelgärten und Lavendelbüsche, Dahlien und Ringelblumen.

Und ich lasse die Sonne mein Haar und meinen Überrock trocknen, meinen noch frostigen Körper erwärmen; lüfte meinen Hut vor dem glühenden Urheber und Erhalter des Weltalls, er mag nun aus ewig brennenden Wasserstoffflammen oder aus dem noch nicht an-

erkannten Urstoff Helium bestehen! Der Allvater, der ohne Weib die Weltkörper gebar, der Allmächtige, der Leben und Tod schenkt, über Eis und Wärme, Sommer und Winter, Mißwachs und Gutjahr bestimmt!

Als ich meine Augen an Sommerstimmung und grünem Gras gelabt, sehe ich unter mir in das Dunkle, Tiefe hinab, das ich durchstreift habe. Dort über dem See, der nicht zu sehen ist, liegt das Dunkel und die Kälte, aber nicht mehr dunkel und kalt, sondern wie eine lichtglänzende, weiß gekämmte Wolle, auch sie von oben her sonnenbeleuchtet und die Dämmerung und die schmutzige Erde drunten verbergend, und über der weißen Decke erheben sich glitzernd einige Schneealpen, gleichsam aus verdichtetem Silbernebel gebildet, aus einer Lösung von Luft und Sonnenlicht kristallisiert, Treibeis auf einem Meer von frischgefallenem Schnee umherschwimmend. Es ist buchstäblich eine überirdische Landschaft, gegen welche die Kuhschellenidylle droben unter den Birken banal wird.

Doch jetzt hört man von unten, nachdem es hier oben totenstill geworden ist, von unten, wo triste Menschen zitternd im Grauwetter gehen, einen plätschernden Laut, der sich nähert und den das Auge unter der Wolkendecke verfolgen zu können glaubt. Es klingt wie ein Mühlfall, ein Regenbach, eine Flutwoge! Jetzt steigt ein Schrei von unten herauf, ein Schrei, wie wenn alle Einwohner der vier Kantone um Hilfe gegen Uri-Rotstock riefen, doch es ist nur das Radbot das pfeift, und die Hochfluh, die das Echo vervielfältigt, das in der reinen Luft anschwillt, nachdem es den Wolkenboden durchdrungen hat.

Und da ist es Mittag!

Ich muß wieder hinunter kriechen, hinunter durch den Nebel, zum Grauwetter, zum Dunkel, zur Feuchtigkeit und zum Schmutz, und vielleicht wieder drei Wochen warten, ehe ich die Sonne zu sehen bekomme.

AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

UNTER MITWIRKUNG

VON

EMIL SCHERING

VOM VERFASSER SELBST VERANSTALTET.

Die Eindeutschung August Strindbergs
ist meine Lebensaufgabe.
EMIL SCHERING

I. ABTEILUNG. DRAMEN.

1. Band. Dramen des Zwanzigjährigen („In der Frühlingskrise") um 1870. Der Freidenker. Hermione. In Rom. Der Friedlose. Meister Olof (erste Fassung). Meister Olof (letzte Fassung). Anno achtundvierzig.

2. Band. Dramen des Dreißigjährigen, um 1880. *Das Geheimnis der Gilde. Herrn Bengts Frau. Glückspeters Reise.

3. Band. Dramen des Vierzigjährigen, um 1890. I. Die mehraktigen Dramen: Der Vater. Die Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreichs oder Sankt Peter wandert auf Erden.

*4. Band. Dramen des Vierzigjährigen, um 1890. II. Die Einakter: Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. — Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Die erste Warnung. Debet und Credit. Mutterliebe.

5. Band. Dramen des Fünfzigjährigen, um 1900. I. Der modernen Dramen erste Reihe: *Nach Damaskus I und II. *Vor höherer Instanz (Advent — Rausch).

6. Band. Dramen des Fünfzigjährigen, um 1900. II. Der historischen Dramen erste Reihe: Die Folkungersage. *Gustav Wasa. *Erich XIV. *Gustav Adolf.

7. Band. Dramen des Fünfzigjährigen, um 1900. III. Der modernen Dramen zweite Reihe: Mittsommer. *Ostern. Der Totentanz.

8. Band. Dramen des Fünfzigjährigen, um 1900. IV. Der historischen Dramen zweite Reihe: Carl XII. Engelbrecht. Christina. Gustav III.

*9. Band. Dramen des Fünfzigjährigen, um 1900. V. Der modernen Dramen dritte Reihe: Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel.

II. ABTEILUNG. ROMANE UND NOVELLEN.

1. Band. Einzelne Novellen aus allen Epochen des Dichters.

2. Band. Studentenleben, 1877. Das rote Zimmer, 1879.

*3. Band. Schwedische Schicksale und Abenteuer, erste Reihe, Anfang der 80er Jahre.

4. Band. Das neue Reich, 1882. Heiraten, 1884.

5. Band. *Utopien in der Wirklichkeit (*Schweizer Novellen), 1885. Fabeln, 1885. Blumenmalereien und Tierstücke, 1888.

6. Band. Schwedische Schicksale und Abenteuer, zweite Reihe, Mitte und Ende der 80er Jahre.

7. Band. Die Hemsöer, 1887. Schärenmannsleben, 1888. Am offenen Meer, 1890.

8. Band. Heiterbucht und Schmachsund, 1902. (Einzelausgabe: *Eine Kindersage.) Einsam, 1903.

9. Band. Märchen, 1903 f.

III. ABTEILUNG. GEDICHTE.

Ein Band ausgewählter Gedichte.

IV. ABTEILUNG. AUTOBIOGRAPHISCHES.

1. Band. Der Sohn der Dienstmagd, 1887.

2. Band. Die Beichte eines Toren, 1888.

3. Band. Inferno, 1897. *Legenden, 1898.

4. Band. Ausgewählte kleine autobiograph. Schriften.

V. ABTEILUNG. WISSENSCHAFTLICHES.

1. Band. Das schwedische Volk, 1882.

2. Band. Die Natur Schwedens, um 1890. Unter französischen Bauern, um 1880.

3. Band. Ausgewählte kulturhistorische Studien. Ausgewählte soziale Studien.

4. Band. Ausgewählte naturwissenschaftliche Studien.

5. Band. Weltgeschichtliche Studien, nach 1900. (Einzelausgabe: *Der bewußte Wille in der Weltgeschichte.)

---

* Im Buchhandel zu Preisen von einer bis vier Mark.

Princeton University Library
32101 073390690